PVZ

THEODORE DREISER

Eine amerikanische Tragödie

PS
3507
.R55
A73
v.1

THEODORE DREISER

Eine amerikanische Tragödie

ROMAN

Erster Band

10-92

67609

1927

PAUL ZSOLNAY VERLAG
Berlin · Wien · Leipzig

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N.Y. 10708

Die Übersetzung aus dem Englischen besorgte
Marianne Schön

Erstes bis Zehntes Tausend

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1927 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H.
Berlin/Wien/Leipzig/Einbandentwurf Rudolf Geyer
Gedruckt bei R. M. Rohrer in Baden

Erſtes Buch

Erstes Kapitel

Sommerabenddämmerung. Zwischen den hohen Mauern des Verkehrszentrums einer amerikanischen Stadt von ungefähr vierhunderttausend Einwohnern, zwischen Mauern, die mit der Zeit vielleicht nur mehr als Sage fortbestehen werden.

Auf der breiten Straße, die jetzt verhältnismäßig ruhig dalag, stand eine Gruppe von sechs Leuten. Ein kleiner untersetzter, ungefähr fünfzigjähriger Mann von sehr unbedeutendem Äußeren, dessen buschiges Haar unter einem runden schwarzen Filzhut hervorquoll, und der eine kleine Orgel trug, wie sie gewöhnlich von Straßensängern und Predigern benützt wird. Neben ihm eine etwa fünf Jahre jüngere, größere und nicht allzu breitschultrige Frau von kräftigem Wuchs, sehr einfach, aber nicht gerade ärmlich gekleidet, die einen kleinen siebenjährigen Jungen an der Hand führte und in der anderen eine Bibel und einige Gesangbücher trug. Hinter den dreien gingen ein fünfzehnjähriges Mädchen, ein zwölfjähriger Junge und ein neunjähriges Mädchen, die alle gehorsam, wenn auch nicht allzu freudig den Vorangehenden folgten.

Es war heiß, aber eine Schwüle lag weich über der Stadt. Die große Verkehrsader, die sie überquerten, wurde von einer zweiten schluchtartigen Straße mit langen Wagenreihen und verschiedenen unaufhörlich läutenden Straßenbahnlinien durchschnitten, die alle versuchten, so rasch als möglich in dem eilig dahinfließenden Strom des Verkehrs vorwärtszukommen. Aber die kleine Gruppe schenkte dem allen keine Aufmerksamkeit, sie war nur damit beschäftigt, sich durch die Menge von Fahrzeugen und Fußgängern einen Weg zu bahnen.

Als sie eine Quergasse diesseits der zweitgrößten Straße erreicht hatten — eigentlich war es nur ein Durchgang zwischen zwei hohen Gebäuden, in dem augenblicklich Stille herrschte —, setzte der Mann die Orgel ab. Die Frau öffnete sie, stellte das Notenpult auf und legte ein großes flaches Gesangbuch darauf. Dann reichte sie dem Mann die Bibel und stellte sich neben ihn, während der zwölfjährige Knabe einen Feldstuhl vor die Orgel setzte. Der Mann — es war der Vater — blickte mit dem Anschein großer Sicherheit umher und verkündete dann, ohne sich darum zu kümmern, ob er irgendwelche Zuhörer habe oder nicht:

„Wir wollen zuerst ein Loblied singen, damit jeder, der den Herrn loben will, einstimmen kann. Bitte, Hester, fange an."

Das älteste Mädchen, das bis dahin versucht hatte, so unberührt und unbeteiligt als möglich auszusehen, schob seine magere, noch unentwickelte Gestalt auf den Feldstuhl, schlug das Gesangbuch auf und zog die Register, während seine Mutter bemerkte:

„Ich fände es hübsch, wenn wir heute Nummer 27 singen würden: ‚Wie süß ist der Balsam von Jesu Liebe!' "

In dünnen, aber richtigen Tönen intonierte das Mädchen die Melodie auf der Orgel und vereinte seinen ziemlich hohen Sopran mit dem seiner Mutter und dem etwas zweifelhaften Bariton seines Vaters. Die anderen Kinder krähten leise mit, nachdem jedes vom kleinen Bücherstoß auf der Orgel ein Gesangbuch genommen hatte. Das sonst so gleichgültige und hastende Straßenpublikum sah ihnen dabei zu, denn es war immerhin auffallend, daß dieses Häuflein Menschen seine Stimme gegen den großen Zweifelsinn und die Teilnahmslosigkeit der Welt erhob. Einigen fiel die sanfte und unentwickelte Gestalt des Mädchens an der Orgel auf, anderen die weltfremde und äußerlich unzulängliche Haltung des Vaters,

dessen wasserblaue Augen und ganze schlottrige, schlechtgekleidete Erscheinung deutlicher von Mißerfolgen sprach als alles andere. In der kleinen Gruppe war es die Mutter allein, die aussah, als hätte sie jene Kraft und Entschlossenheit, die trotz aller blinden und falschen Anwendung doch Selbsterhaltung und Erfolg im Leben verbürgen. Mehr als alle anderen trug sie den Anschein ungelehrten, aber achtunggebietenden Glaubens an sich. Wer sie beobachtete, mit ihrem zur Seite herabgeglittenen Gesangbuch, ihrem Blick, der vor sich hin ins Leere starrte, mußte sich sagen: „Das ist einer jener Menschen, die trotz aller sonstigen Fehler ihre Überzeugung so treu als möglich befolgen." In jedem ihrer Züge und jeder Bewegung lag ein strenger streitbarer Glaube an die Weisheit und Gnade jener allwissenden und allesbeherrschenden Macht, die sie verkündete.

„Die Liebe Jesu mich errett', die Liebe Gottes weist den Weg", sang sie wohltönend, wenn auch etwas näselnd inmitten der hohen Mauern der umliegenden Gebäude.

Der ältere Knabe trat rastlos von einem Fuß auf den anderen, hielt seine Augen gesenkt und sang nur zeitweise mit. Groß und schlank, mit wohlgebildetem Kopf und fesselnden Zügen, heller Hautfarbe und dunklem Haar, war er viel empfindlicher, beobachtete alles viel schärfer als die anderen und schien seine Lage tief zu fühlen und sogar darunter zu leiden. Sichtlich weltlicher und weniger religiös veranlagt, fesselte ihn das Leben, obwohl er sich dessen noch nicht ganz bewußt war. Vorläufig konnte man von ihm nicht mehr sagen, als daß ihn dies alles nicht sehr freute. Er war zu jung, zu empfänglich für schöne und freudige Eindrücke, die wenig oder gar nichts mit der unbestimmten, weltfremden Empfindsamkeit seiner Eltern gemein hatten.

Das Familienleben, an dem der Knabe teilhatte, und die verschiedenen äußeren und inneren Erfahrungen, die er bisher

gemacht, hatten es nicht vermocht, ihn von der Wahrheit und Kraft alles dessen zu überzeugen, was seine Eltern anscheinend so fest glaubten und aussprachen. Sie schienen auch ziemlich viele äußerliche Sorgen zu haben. Sein Vater las immer in der Bibel und sprach in Versammlungen, besonders in der Mission, die er und seine Mutter nicht weit von dieser Straßenecke leiteten. Soviel er sehen konnte, sammelten sie nebenher Geld bei verschiedenen freigebigen Geschäftsleuten, die an den Erfolg solcher sozialen Arbeit zu glauben schienen. Aber sie hatten selbst kaum je genug zum Leben, waren nie gut gekleidet und mußten viele Annehmlichkeiten und Freuden entbehren, die anderen ziemlich selbstverständlich waren. Trotzdem verkündeten seine Eltern beständig die Liebe, Gnade und Obsorge Gottes für ihn und für sie alle. Da mußte irgendetwas nicht stimmen. Er konnte es nicht ganz begreifen, aber er mußte Achtung vor seiner Mutter haben, deren Ernst und sittliche Kraft nicht weniger starken Eindruck auf ihn machten als ihre Güte. Trotz ihrer Haushaltsorgen und der großen Arbeit in der Mission vermochte sie meist heiter oder mindestens ausgeglichen zu erscheinen und sagte oft, besonders wenn die Sorgen um Nahrung und Kleidung überhandnahmen, sehr nachdrücklich: „Unser Herrgott wird uns nicht verlassen" oder „Unser Herrgott wird uns den richtigen Weg weisen". Aber er und auch die anderen Kinder bemerkten, daß Gott ihnen trotz alledem keinen sehr deutlichen Weg zeigte, obgleich doch immer eine dringende Notwendigkeit für ihn bestanden hätte, sich ihnen gnädig zu erweisen.

Als er heute abend mit seinen Geschwistern durch die breite Straße ging, wünschte er, daß sie das alles nicht mehr zu tun brauchten oder daß zum mindesten er sich nicht mehr daran beteiligen müßte. Andere Jungen taten nichts dergleichen;

außerdem schien es niedrig und sogar entwürdigend zu sein. Mehr als einmal, bevor er so auf die Straße geführt worden war, hatten andere Knaben ihm nachgerufen und seinen Vater verspottet, weil er seine religiöse Meinung so öffentlich betonte. In dem Bezirk, wo sie gewohnt hatten, als er sieben Jahre alt war, hatte sein Vater jedes Gespräch mit dem Satze begonnen: „Lobet den Herrn." Und er hatte gehört, wie die Knaben einander zuriefen: „Da kommt Lobetdenherrn Griffiths." Oder sie hatten ihm nachgeschrien: „Du bist doch der Bursche, dessen Schwester immer Orgel spielt? Kann sie auch etwas anderes spielen?"

„Warum geht er immer herum und sagt ‚Lobet den Herrn'? Das tut doch sonst niemand."

Es war die alte Sehnsucht der Massen nach Gleichheit, die ihn und sie beschäftigte. Weder sein Vater noch seine Mutter waren wie die anderen Leute, denn sie sprachen fortwährend von Religion und machten sogar ein Geschäft daraus.

Heute in dieser breiten Straße voll Menschen, Wagen und hoher Gebäude schämte er sich, daß er so aus dem Alltagsleben herausgerissen wurde, um hergezeigt und verspottet zu werden. Die vorüberrasenden schönen Autos, die dahinschlendernden Fußgänger, welche Dinge und Freuden vorhatten, die er nur ahnen konnte, die fröhlich lachenden Pärchen und die staunenden Kinder — alles erweckte in ihm das Gefühl, daß es etwas anderes, Besseres und Schöneres geben mußte, als sein oder vielmehr ihrer aller Leben.

Einzelnen aus diesem ewig wechselnden Straßenpublikum schien die fehlerhafte Erziehung der Kinder aufzufallen, so daß sie einander darauf aufmerksam machten. Die Gleichgültigen und die Skeptischen runzelten die Stirn und lächelten verächtlich, die Erfahreneren und Mitfühlenden machten Bemerkungen darüber, daß die Kinder unnütz mitgeschleppt wurden.

„Ich begegne diesen Leuten fast jeden Abend, jedenfalls mindestens zwei- oder dreimal in der Woche", sagte ein junger Handelsangestellter, der eben sein Mädchen getroffen hatte und sie in ein Restaurant führte. „Ich glaube, sie treiben irgendeinen religiösen Schwindel."

„Der ältere Junge scheint nicht gerne mitzutun, man sieht es ihm an, daß es ihn nicht freut. Es ist ein Unrecht, ein Kind zu zwingen, wenn es nicht mag. Es kann den ganzen Kram auch gar nicht verstehen." So sprach ein ungefähr vierzigjähriger Straßenbummler, wie man sie in jedem Verkehrszentrum einer Großstadt findet, zu einem freundlichen Fremden, der gleichfalls stehen geblieben war.

„Wahrscheinlich", erwiderte der andere, dem der eigenartig geformte Kopf des Knaben aufgefallen war. Wenn man den unbefriedigten und selbstbewußten Ausdruck dieses jungen Gesichtes sah, so oft es sich hob, hätte man vernünftigerweise sagen müssen, daß es ebenso unrichtig wie überflüssig war, ein noch unfertiges Gemüt zu religiösen und seelischen Andachten zu zwingen, die es noch nicht verstehen konnte und die den Ansichten reiferer Jahre viel eher entsprachen. Und doch geschah es.

Die jüngeren Kinder waren zu klein, um zu verstehen, worum es sich handelte. Das älteste Mädchen an der Orgel schien sich nicht sehr darüber zu kränken, sie genoß vielmehr die Aufmerksamkeit, die ihre Person und ihr Gesang erregte, denn mehr als einmal hatten ihr nicht nur Fremde, sondern auch ihre Eltern versichert, daß sie eine angenehme und rührende Stimme hätte. Das war nicht ganz richtig; es war keine schöne Stimme, aber sie verstanden nichts von Musik. Hester war ein blasses Mädchen, von unscheinbarem und knabenhaftem Wuchs, ohne wahre innere Tiefe, und hatte bald entdeckt, daß dies eine ausgezeichnete Gelegenheit war, sich hervor-

zutun und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Was die Eltern betraf, so wollten sie die Welt so sehr als möglich ins Geistige erheben, und als der Choral beendet war, erging sich der Vater in einer jener abgedroschenen Reden über die Wonnen der Erlösung von der Mühsal und den Qualen eines bösen Gewissens durch die Erkenntnis der göttlichen Gnade und der Liebe Jesu gegen alle Sünder. „Alle Menschen sind Sünder vor dem Angesichte Gottes", erklärte er. „Wenn sie nicht bereuen und Christum, seine Liebe und seine Vergebung nicht erkennen, werden sie nie des Glückes teilhaftig werden, innerlich ganz rein und vollkommen zu sein. Ach, meine Freunde, hättet ihr doch den Frieden und die Zufriedenheit, die man durch das innere Wissen und die Überzeugung erlangt, daß Christus für uns gelebt hat und für uns gestorben ist, und daß er täglich und stündlich bei uns weilt, bei Tag und bei Nacht, am Abend und am Morgen, um uns zu bewahren und zu stärken für die Aufgaben und Sorgen der Welt, die jederzeit vor uns liegen! Ach, über die Schlingen und Fallen, die uns alle bedrohen! Aber wie sehr beruhigt uns die Erkenntnis, daß Jesus bei uns ist, um uns zu raten und zu helfen, uns zu stützen, unsere Wunden zu verbinden und sie zu heilen! Welcher Friede und Trost, welche Freude und Beruhigung liegen darin!"

„Amen", bekräftigte seine Frau, und Hester — oder Esta, wie sie in der Familie genannt wurde —, ihre Tochter, stimmte mit ein, in dem Gefühl, daß sie so viel öffentliche Unterstützung als möglich benötigten.

Clyde, der ältere Knabe, und seine beiden jüngeren Geschwister sahen zu Boden oder auf ihren Vater und fühlten wohl, daß dies alles vielleicht wichtig und wahr sein mochte, jedenfalls aber lange nicht so in die Augen fiel und einlud wie andere Dinge im Leben. Sie hörten so viel davon und

ihren jungen sehnsüchtigen Gemütern schien das Leben einen anderen Zweck zu haben als Straßen- und Missionsandachten.

Nach einem zweiten Choral und einer Ansprache Mrs. Griffiths', in der sie auf ihre Arbeit für die Sache Christi und auf die Mission hinwies, die sie in einer nahen Straße leiteten, sangen sie ein drittes Lied und verteilten dann einige Broschüren, die die segensreiche Tätigkeit der Mission schilderten, wobei Asa, der Vater, freiwillig gespendete Gaben entgegennahm. Dann wurde die kleine Orgel verpackt, der Feldstuhl zusammengeklappt und Clyde übergeben. Mrs. Griffiths nahm die Bibel und die Gesangbücher, und mit der Orgel an einem Lederriemen auf der Schulter, trat Griffiths mit den Seinen den Heimweg zur Mission an.

Während der ganzen Zeit sagte sich Clyde, daß er nicht mehr mittun wolle, daß er und seine Eltern lächerlich wirkten. „Läppisch" wäre das Wort gewesen, das er gebraucht hätte, wenn er seine volle Entrüstung darüber hätte ausdrücken können, daß sie ihn zwangen, sich an diesen Aufzügen zu beteiligen. Er wollte es auch nicht mehr tun, wenn er es irgend vermeiden konnte. Was nützte es ihnen, wenn er mitkam? Er wollte ein anderes Leben führen. Andere Jungen mußten nichts derartiges tun. Mehr denn je überlegte er, wie er sich gewaltsam von dem Zwange befreien könnte, so auf der Straße zu stehen. Mochte seine ältere Schwester nur mitgehen, wenn es ihr Freude bereitete; seine jüngeren Geschwister waren noch zu jung, um etwas Ungehöriges daran zu finden. Aber er ...

„Sie kamen mir heute abend etwas aufmerksamer vor", bemerkte Griffiths zu seiner Frau, während sie heimwärts gingen. Die weiche Luft des Sommerabends ließ ihn für die gewohnte Gleichgültigkeit der Vorübergehenden eine mildere Auslegung finden.

„Ja, heute haben siebenundzwanzig Personen Broschüren mitgenommen, gegen achtzehn am letzten Donnerstag."

„Die Liebe zu Jesu muß siegen", sagte er tröstend, um sich und seiner Frau Mut zu machen. „Die Freuden und Sorgen dieser Welt halten viele in Bann; aber wenn das Leid über sie kommt, wird ein Teil dieses Samens Wurzel schlagen."

„Gewiß, das hält auch mich immer aufrecht. Das Leid und der Druck der Sünde werden einige von ihnen dazu bringen, ihre Irrtümer einzusehen."

Jetzt betraten sie die Seitengasse, aus der sie gekommen waren, gingen ungefähr an einem Dutzend Häuser vorüber und traten in ein gelbes, einstöckiges Holzhaus, dessen Mittelfenster gleich den beiden Glasscheiben an der Eingangstür grauweiß bemalt waren. An den beiden anderen Fenstern und den kleineren Scheiben der zweiflügeligen Tür konnte man die Inschrift lesen: „Das Tor der Hoffnung. Unabhängige Mission. Zusammenkünfte Mittwoch und Samstag von sechs bis acht, Sonntag um elf, drei und acht Uhr. Gäste willkommen." Unterhalb dieser Worte stand in jedem Fenster: „Gott ist die Liebe." Und wieder darunter in kleineren Buchstaben: „Seit wann hast du deiner Mutter nicht geschrieben?"

Die kleine Gruppe trat durch die unscheinbare gelbe Tür und verschwand in dem Hause.

Zweites Kapitel

Man durfte annehmen und es entsprach den Tatsachen, daß eine wenn auch nur flüchtig erblickte Familie eine besondere und ziemlich eigenartige Geschichte haben mußte. Sie bot auch wirklich, psychologisch und sozial betrachtet, solche Absonderlichkeiten, daß es nicht nur der Weisheit des Psychologen, sondern ebenso der des Chemikers und Physiologen bedurft hätte, um sie zu enträtseln. Da war zunächst Asa Griffiths, der Vater, eines jener mangelhaft geschaffenen Wesen, die das Produkt ihrer Umgebung und eines religiösen Dogmas sind und die weder eigene Grundsätze und Erkenntnis noch irgendeinen praktischen Sinn besitzen, obwohl sie sehr sensitiv und darum leicht zu rühren sind. Es ist nicht leicht zu sagen, wie das Leben auf ihn wirkte und wie er darauf antwortete. Seine Frau dagegen war von kräftigerer Gemütsart, aber auch sie besaß kaum einen richtigeren oder praktischeren Blick für die Dinge.

Die Lebensgeschichte dieses Mannes und seiner Frau ist hier nur insofern von Bedeutung, als sie Clyde Griffiths, ihren zwölfjährigen Sohn, betrifft. Abgesehen von einer gewissen Sensitivität und einer stark romantischen Veranlagung, die er eher vom Vater als von der Mutter geerbt hatte, brachte der Knabe dem Leben eine bedeutend lebhaftere und raschere Auffassung entgegen und dachte beständig daran, wie er sein Dasein verbessern könnte, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu böte. Er stellte sich Orte und Dinge vor, die er dann sehen könnte, und wie alles anders wäre, wenn nur dies und jenes geschähe. Was Clyde bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahre

und noch lange darüber hinaus in der Erinnerung beschäftigte, war die Erkenntnis, daß der Beruf seiner Eltern in den Augen seiner Mitmenschen etwas Minderwertiges zu sein schien. Denn in den verschiedenen Städten, in denen seine Eltern während seiner Kindheit eine Mission geleitet oder auf der Straße gepredigt hatten — in Grand Rapids, Detroit, Milwaukee, Chicago und zuletzt in Kansas City —, hatten die Leute, zum mindesten die Knaben und Mädchen, mit denen er zusammenkam, sichtlich auf ihn und seine Geschwister als auf die Kinder solcher Eltern herabgesehen. Oft war er ganz gegen den Willen dieser, die solche Zornesausbrüche durchaus nicht billigten, stehen geblieben, um mit dem einen oder anderen jener Jungen zu kämpfen. Aber, ob siegreich oder geschlagen, immer hatte er gefühlt, daß der Beruf seiner Eltern anderen Leuten nicht gefiel, daß er ihnen niedrig und gemein vorkam. Und immer mußte er daran denken, was er wohl täte, wenn er einmal so weit wäre, das Elternhaus zu verlassen.

Clydes Eltern waren in der Frage der Zukunft ihrer Kinder sehr ungeschickt gewesen. Sie konnten die Wichtigkeit und Notwendigkeit nicht begreifen, ihre Kinder zu praktischen Berufen auszubilden, und erfüllt von der Begier, die Welt zu bekehren, hatten sie es versäumt, ihre Kinder regelmäßig in die Schule zu schicken. Zuweilen waren sie auch mitten im Schuljahre hierhin und dorthin gezogen, so oft sich ihnen ein größeres und vorteilhafteres Feld für ihre religiöse Tätigkeit geboten hatte. Dabei gab es Zeiten, in denen ihr Beruf sehr wenig eintrug und Asa an den zwei Dingen, die er am besten verstand — Gärtnerei und Hausieren mit dem oder jenem Artikel —, kaum das Notwendigste verdiente; Zeiten, da sie nur unzureichende Nahrung und keinerlei anständige Kleidung hatten und die Kinder nicht in die Schule gehen konnten. Aber auch in solchen Lagen blieben Asa und seine Frau, was

immer ihre Kinder darüber denken mochten, hoffnungsfreudig wie nur je oder redeten es sich wenigstens ein, und hegten unerschütterliche Zuversicht in den Herrn und seine Macht, ihnen beizustehen.

Die Vereinigung von Heim und Mission, in der die Familie lebte, war so trübselig, daß sie jeden jungen Menschen bedrücken mußte. Sie bestand aus einer Reihe von Magazinsräumen in einem alten, sehr farblosen und nüchternen Holzgebäude, in jenem Teil von Kansas City, der nördlich des Independence Boulevard und westlich der Troost Avenue gelegen war. Die Straße selbst hieß Bickelstreet und war eine kurze Seitengasse der Missouri Avenue, einer etwas größeren, unbedeutenden Straße. Die ganze Gegend zeigte noch schwache, aber nicht angenehme Spuren eines ehemaligen Verkehrs, der sich aber längst nach Süden und Westen verschoben hatte. Ungefähr fünf Häuser weiter wurden zweimal in der Woche unter freiem Himmel die Versammlungen der religiösen Enthusiasten und Bekehrer abgehalten.

Im Parterregeschosse des Gebäudes, dessen Fenster nach vorne in die Bickelstreet und nach hinten auf einige trübselige Höfe gleich trübseliger Häuser gingen, war vorne ein Saal von ungefähr vierzig zu fünfundzwanzig Fuß abgeteilt, in dem sich etwa sechzig hölzerne Klappstühle, ein Lesepult, eine Landkarte von Palästina oder dem „Heiligen Land" und als Wandschmuck ungefähr fünfundzwanzig gedruckte, jedoch ungerahmte Sprüche befanden, die folgendermaßen lauteten:

„Der Wein ist ein Betrüger, geistige Getränke führen zur Raserei. Wer sich von ihnen hinreißen läßt, ist nicht klug."

„Ergreife Schild und Waffen und mache dich auf, mir zu helfen!" Psalm 35, 2.

„Ja, ihr Menschen sollt die Herde meiner Weide sein, und ich will euer Gott sein, spricht der Herr." Ezechiel 34, 31.

Gott, du weißt meine Torheit, und meine Schulden sind dir nicht verborgen." Psalm 69, 6.

Diese mächtigen Beschwörungen wirkten wie Gold- und Silberschüsseln auf einer schmutzigen Wand.

Der nach hinten gelegene, vierzig Fuß große Raum war auf komplizierte, aber sehr ordentliche Weise in drei Schlafräume und ein Wohnzimmer abgeteilt, deren Fenster auf den Hinterhof und einige hölzerne Zäune blickten. Dann gab es noch ein Mittelding zwischen Küche und Eßzimmer, das genau zehn Fuß im Quadrat maß, und eine Vorratskammer für Missionsbroschüren, Gesangbücher, Koffer und sonstige vermeintliche Wertgegenstände der Familie, die sie augenblicklich nicht benötigte. Dieser kleine Raum lag genau hinter dem Missionssaal, und hierher pflegten sich Mr. und Mrs. Griffiths zurückzuziehen, bevor oder nachdem sie gepredigt hatten, wenn sie nachdenken oder beten wollten, oder wenn eine Unterredung mit jemandem notwendig wurde.

Wie oft hatten hier Clyde und seine Geschwister die Mutter oder den Vater oder beide im Gespräch mit irgendeinem verlassenen oder halb reuigen Menschen gesehen, der um Rat und Hilfe, meistens aber um Hilfe gekommen war. Hier konnte man auch in Zeiten besonderer finanzieller Not die Eltern ratschlagen, oder wie Asa Griffiths manchmal hilflos zu sagen pflegte, „ihren Weg herausbeten" sehen, — einen ziemlich unergiebigen Weg, wie Clyde später fand.

Es war eine so trübselige und herabgekommene Umgebung, daß Clyde der Gedanke schrecklich erschien, sein Leben hier verbringen zu müssen, geschweige denn Anteil an einer Arbeit zu haben, die zu ihrer Fortdauer beständige Bitten um Hilfe und beständige Gebete und Danksagungen erforderte.

Bevor sie Asa geheiratet hatte, war Elvira Griffiths nur ein unwissendes Landmädchen gewesen, das aufgewachsen war,

ohne religiösen Dingen besonderen Wert beizulegen. Aber nachdem sie sich in Asa verliebt hatte, war sie von dem Gift des Predigens und des Bekehrens, das ihn erfüllte, angesteckt worden, so daß sie ihm freudig und begeistert durch all seine Wagnisse und Schrullen gefolgt war. Das Bewußtsein, sprechen und singen zu können, der Glaube, Menschen durch das „Wort Gottes" lenken, überzeugen und beherrschen zu können, hatten ihrer Eitelkeit mehr oder minder geschmeichelt und sie bestärkt, darin fortzufahren.

Manchmal folgte den Predigern ein kleines Häuflein Leute bis zu der Mission oder erschien später daselbst, nachdem sie durch die Straßenpredigten von deren Existenz erfahren hatten: wunderliche, aus dem Gleichgewichte geworfene und verirrte Seelen, wie man sie überall findet. Alle die Jahre, so lange er nicht selbständig war, war Clyde gezwungen gewesen, bei den verschiedenen Zusammenkünften anwesend zu sein, und immer hatte ihn diese Sorte Männer und Frauen, die sich hier zusammenfanden, mehr gereizt als günstig beeinflußt. Es waren hauptsächlich Männer, herabgekommene Arbeiter, Müßiggänger, Trunkenbolde, Elende und Hilflose, die anscheinend nur kamen, weil sie keinen anderen Zufluchtsort fanden. Immer betonten sie, wie Gott oder Jesus oder die Göttliche Vorsehung sie aus dieser oder jener Lage errettet hatte, niemals aber hörte man, daß sie jemand anderem zu Hilfe gekommen wären. Und immer sagten seine Eltern „Amen" oder „Lobet den Herrn" und sangen Choräle, um dann eine Sammlung für die laufenden Kosten des Saales zu veranstalten, Sammlungen, die, soviel er sah, wenig genug ergaben und kaum je ausgereicht hatten, die verschiedenen Missionen, die sie geleitet, am Leben zu erhalten.

An seinen Eltern interessierte Clyde einzig, daß irgendwo im Osten, in einer kleinen Stadt namens Lycurgus, in der Nähe

von Utica, ein Onkel, ein Bruder seines Vaters leben sollte, der entschieden ganz anders geartet war. Dieser Onkel, der Samuel Griffiths hieß, war reich, und durch gelegentliche Bemerkungen seiner Eltern hatte Clyde erfahren, daß er gewisse Dinge für einen tun konnte, wenn er nur wollte; ferner, daß er ein strenger, kluger Geschäftsmann war, ein großes Haus und eine große Wäschefabrik besaß, die nicht weniger als dreihundert Leute beschäftigte, und daß er einen Sohn in Clydes Alter und einige, mindestens zwei Töchter hatte, die alle nach Clydes Meinung herrlich und in Freuden leben mußten. Diese Nachrichten waren auf irgendeine Weise nach dem Westen gedrungen durch Leute, die sowohl Asa als seinen Vater und seinen Bruder kannten. Clyde stellte sich seinen Onkel als eine Art Krösus vor, der im Osten in Wohlstand und Luxus lebte, während seine Eltern und Geschwister hier im Westen immer dasselbe elende, eintönige Leben von der Hand in den Mund führten.

Aber er sah bald ein, daß es dagegen keine Hilfe gab, wenn er nicht selbständig etwas für sich unternahm. Mit fünfzehn Jahren, wenn nicht noch früher, begann er zu begreifen, wie sehr seine und seiner Geschwister Erziehung vernachlässigt worden war, und wie schwer es ihm fallen würde, dieses Hindernis zu überwinden, da alle anderen Knaben und Mädchen mit mehr Geld und besserer Kinderstube für ein Spezialfach herangebildet wurden. Wie sollte man unter solchen Umständen im Leben vorwärts kommen? Schon als er mit dreizehn, vierzehn und fünfzehn Jahren die Zeitungen durchzusehen begann, die wegen allzu weltlicher Gesinnung nie in sein Elternhaus kamen, fand er, daß man meist gelernte Leute suchte oder Lehrlinge für solche Berufe, die ihn gegenwärtig nicht besonders interessierten. Getreu den Anschauungen des amerikanischen jungen Menschen und den allgemeinen ameri-

kanischen Anschauungen überhaupt fühlte er sich über jede rein manuelle Arbeit erhaben. Was? Eine Maschine betreiben. Ziegel übereinander schichten, ein Zimmermann, Maurer oder Spengler werden, wenn Burschen, die nichts Besseres waren als er selbst, als Schreiber, Drogistengehilfen und Buchhalter, als Beamte in Banken und Realitätenbureaus angestellt waren? War es nicht ebenso erniedrigend und schäbig wie das Leben, das er bis jetzt geführt hatte, Arbeitskleider zu tragen, früh aufzustehen und alle die langweiligen Dinge zu verrichten, die solche Leute eben tun müßten?

Denn Clyde war ebenso stolz und eitel als arm. Er war eines jener Wesen, die sich für etwas ganz Besonderes halten, die sich nie zur Gänze und unzertrennlich der Familie, der sie angehören, verbunden fühlen und nie eine tiefere Verpflichtung gegen jene empfinden, denen sie das Leben verdanken. Er neigte im Gegenteil dazu, seine Eltern zu kritisieren, nicht allzu scharf oder bitter, aber in sehr deutlicher Erkenntnis ihrer Eigenschaften und Fähigkeiten. Doch so klar sein Urteil in dieser Richtung auch war, gelang es ihm dennoch nicht, wenigstens nicht ehe er sechzehn Jahre geworden, und auch dann nur sehr unsicher und tastend, einen Plan für sein eigenes Leben zu fassen.

Damals geschah es auch, daß sich die Stimme des Blutes in ihm zu regen begann, und schon beschäftigten und verwirrten ihn in hohem Maße die Reize des anderen Geschlechtes. Dementsprechend wurde ihm die Frage seiner Kleidung und äußeren Erscheinung im Vergleich mit anderen Knaben von großer Wichtigkeit. Es schmerzte ihn jetzt, daß seine Kleidung nicht nett war, daß er darin nicht so hübsch und anziehend aussah, wie er es vermocht hätte. Was war es doch für ein Jammer, arm geboren zu werden, niemanden zu haben, der einem half, und selbst nicht viel für sich tun zu können!

Betrachtete er sich manchmal in einem Spiegel, den er da und dort fand, dann wurde er dessen inne, daß er nicht übel aussah: er besaß eine gerade, wohlgebildete Nase, eine hohe weiße Stirn, welliges glänzendschwarzes Haar und schwarze Augen, die manchmal sehr melancholisch dreinsehen konnten. Aber gedachte er seiner Familie, wie sie nun einmal war, und daß er nie eine richtige Freude gehabt hatte und wegen des Berufes und der Beziehungen seiner Eltern nach seiner Meinung auch nie eine haben werde, so wurde er immer düsterer und melancholischer und seine Zukunft schien ihm nicht sehr vielversprechend. Er war abwechselnd rebellisch und apathisch. Trotz seines Aussehens, das anziehender und gewinnender war als das der meisten Menschen, war er wegen seiner Eltern dennoch geneigt, die freundlichen Blicke, die ihm junge Mädchen sehr verschiedenen Standes manchmal zuwarfen — die verächtliche und doch einladende Art, in der sie ihn ansahen und beobachteten, ob er Interesse bekunde oder nicht, ob er feige oder mutig sei —, vollkommen falsch auszulegen.

Noch ehe er jemals Geld verdient hatte, hatte er sich schon einen ordentlichen Kragen, ein hübsches Hemd, schöne Schuhe, einen guten Anzug und einen eleganten Überzieher gewünscht, wie andere Jungen sie trugen. Ach, die schönen Kleider und Wohnungen! Die Uhren, Ringe, Krawattennadeln, mit denen manche Jungen daherkamen! Was für Modegecken waren manche Knaben seines Alters! Einige gleichaltrige Kameraden hatten sogar Autos von ihren Eltern geschenkt bekommen, und man konnte sie durch die Hauptstraßen von Kansas City in Begleitung hübscher Mädchen hin und her sausen sehen. Er aber besaß gar nichts und hatte auch niemals etwas besessen.

Und doch war die Welt so voll von Dingen, die man tun

konnte, und es gab so viele glückliche und erfolgreiche Menschen. Was sollte er tun? Was beginnen? Welchen Beruf sollte er ergreifen und meistern lernen, in dem er es zu etwas bringen konnte? Er wußte es nicht recht, er ahnte es nicht einmal, und seine Eltern waren in keiner Weise befähigt, ihm einen Rat zu geben.

Drittes Kapitel

Was Clydes Stimmung gerade zu der Zeit bedrückte, als er eine Lösung für sein eigenes Leben zu finden versuchte, war die Tatsache, daß seine Schwester Esta, an der er sehr hing (obwohl sie im Grunde nur wenig gemein hatten), mit einem Schauspieler durchging, der zufällig in Kansas City aufgetreten war und eine flüchtige Neigung zu ihr gefaßt hatte.

Trotz ihrer behüteten Jugend und der religiösen Inbrunst und sittlichen Stärke, die ihr zeitweilig innezuwohnen schien, war Esta im Grunde nur ein schwaches, sinnlich veranlagtes Mädchen, das sich selbst noch nicht recht kannte. Obwohl sie sich in dieser Atmosphäre von Frömmigkeit bewegte, gehörte sie ihr dennoch nicht an. Gleich der großen Mehrheit jener, die die Dogmen und Glaubenssätze der Welt täglich mechanisch bekennen und wiederholen, war sie seit ihrer frühesten Kindheit so unbewußt zu deren Ausübung und zu ihren vermeintlichen Ansichten gekommen, daß sie ihren Sinn weder damals noch später verstand. Eigenes Nachdenken war durch Rat, Gesetz und „geoffenbarte Wahrheit" überflüssig geworden, und so lange keine anderen Theorien, keine äußeren oder inneren Impulse damit in Konflikt kamen, stand Esta ziemlich fest. Sowie dies aber geschah, war es von vornherein klar, daß ihre durch keinerlei Neigung oder Überzeugung gefestigten religiösen Begriffe ihm nicht standhalten würden. Ähnlich wie bei ihrem Bruder Clyde wanderten ihre Gedanken und Gefühle fortwährend da- und dorthin — der Liebe und dem Luxus zu, Dingen, die wenig oder nichts mit irgendwelchen Glaubenssätzen der Selbstverleugnung und Selbstabtötung zu tun hatten.

Es herrschte in ihr ein Gewirr von Wünschen, die allem entgegenwirkten, was jene für sich zu sagen hatten.

Aber ihr fehlten Clydes Stärke und Widerstandskraft. Sie ließ sich im allgemeinen treiben, hatte eine unklare Sehnsucht nach schönen Kleidern, Hüten, Schuhen, Bändern und dergleichen; über allem aber lag das religiöse Bewußtsein, daß dies verboten war. Ach, die langen, hellen Straßen am Morgen und Nachmittag nach der Schule oder auch am Abend! Die jungen Mädchen, die eingehängt dahinschlenderten und einander Geheimnisse zuflüsterten; die ungelenken Jungen, in deren überschäumendem und unbeholfenem Wesen sich die Stärke und der Sinn jenes inneren Dranges nach einer Gefährtin offenbarte, der allen jugendlichen Gedanken und Taten zugrunde liegt. Oft, wenn sie Liebespaare beobachtete oder Leute sah, die einen Flirt suchten, an Straßenecken und in Haustoren herumstanden und sie sehnsüchtig und forschend anblickten, fühlte sie ein Zucken ihrer Nerven, das laut für die scheinbar äußerlichen Dinge des Lebens gegen die schalen Freuden des Jenseits sprach.

Jene Blicke durchrieselten sie wie unsichtbare Strahlen, denn sie war angenehm anzusehen und wurde stündlich hübscher, und die Stimmung der anderen erweckte eine ähnliche Stimmung in ihr selbst — es war dies jener ausgleichende Prozeß, auf dem die Moral und Unmoral der Welt beruht.

Eines Tages, auf dem Heimweg aus der Schule, sprach sie ein Jüngling an, einer jener als Stutzer bekannten jungen Menschen, den ihr Blick und ihre Stimmung dazu aufzufordern schienen, und da sie vor allem hingebender, wenn nicht verliebter Natur war, regte sich nicht allzuviel in ihr, um ihr einen Halt zu geben. Dennoch hatte ihre häusliche Erziehung so strenge auf Schüchternheit, Vorsicht, Reinheit und dergleichen gedrungen, daß sie wenigstens bei dieser ersten Gelegenheit

nicht Gefahr lief, einen Fehltritt zu begehen. Aber auf den ersten Angriff folgten andere, die geduldet oder doch nicht so rasch abgewehrt wurden, und mit der Zeit wurde die Mauer niedergerissen, die die Erziehung um sie aufgerichtet hatte. Sie wurde verschlossen und hatte Heimlichkeiten vor ihren Eltern.

Manchmal wurde sie gegen ihren Willen von Jünglingen angesprochen und begleitet. Diese vernichteten die übergroße Schüchternheit, die sie besessen und die wenigstens eine Zeitlang andere fernzuhalten vermocht hatte. Sie sehnte sich nach Bekanntschaften und träumte von einer strahlend-fröhlichen, wundervollen Liebe zu irgendeinem Manne. Endlich, nachdem diese Stimmungen und Wünsche langsam, aber stetig in ihr gewachsen waren, kam der Schauspieler —, einer jener eitlen, hübschen, oberflächlichen Menschen, die nur aus Kleidern und Äußerlichkeiten bestehen und ganz ohne Moral, ohne Takt, ohne Ritterlichkeit, ja selbst ohne wahre Zärtlichkeit sind. Aber er besaß jenes bezwingende Wesen, das sie schon nach einer kurzen Woche und einigen Begegnungen so vollständig bestrickte und behexte, daß er mit ihr ganz nach seinem Willen verfahren konnte. Und dabei liebte er sie kaum. Für ihn war sie weiter nichts als ein recht hübsches, sinnliches und unerfahrenes Mädchen, ein einfältiges Ding, das man mit ein paar Schmeicheleien und der Geste einer scheinbar echten Neigung erobern konnte, wenn man ihm von dem größeren, freieren Leben auf der Wanderschaft, in anderen großen Städten erzählte, das es als seine Frau führen würde.

Und doch schienen seine Worte die eines ewig treuen Liebhabers. Er erklärte ihr, daß sie nichts zu tun brauchte, als ihm zu folgen und die seine zu sein, gleich jetzt, sofort, — wozu warten, wenn zwei Menschen wie sie sich gefunden hatten? Hier gab es Schwierigkeiten wegen der Trauung, die er ihr

nicht zu erklären vermochte — sie bezogen sich auf Bekannte —, aber in St. Louis kannte er einen Priester, der sie trauen würde. Sie würde neue Kleider haben, schönere als je bisher, und Liebe und herrliche Abenteuer würden ihrer harren. Sie sollte mit ihm auf Reisen gehen und die weite Welt sehen und nie mehr würde sie sich um etwas zu sorgen haben außer um ihn. Was ihr die lautere Wahrheit und die mündliche Versicherung echter Liebe schien, war für ihn die älteste und sicherste Form des Betruges.

In einer einzigen Woche, in vereinzelten Stunden des Morgens, Nachmittags und Abends wurde dieses Zauberkunststück vollbracht.

Als Clyde eines Samstag abends im April von einem Gang durch das Zentrum der Stadt zurückkehrte, den er unternommen hatte, um dem regelmäßigen Samstagabend-Gottesdienst zu entgehen, fand er seine Eltern in Sorge wegen Estas Abwesenheit. Sie hatte wie gewöhnlich beim Gottesdienst gespielt und gesungen, und niemandem war etwas Außergewöhnliches an ihr aufgefallen. Nach der Versammlung war sie in ihr Zimmer gegangen und hatte gesagt, daß sie sich nicht ganz wohl fühle und zeitig zu Bett gehen wolle. Um elf Uhr, als Clyde zurückkehrte und seine Mutter zufällig in ihr Zimmer sah, war sie weder dort noch sonst wo zu finden. Eine gewisse Veränderung des Zimmers, aus dem einige Kleinigkeiten und Kleider weggeräumt waren, und das Fehlen einer alten Reisetasche war der Mutter zuerst aufgefallen. Als man Esta im Hause nicht hatte finden können, war Asa auf die Straße gegangen, um sie dort zu suchen, denn manchmal ging sie spazieren, stand oder saß vor der Tür, wenn die Mission geschlossen war und es nichts zu tun gab.

Als auch diese Suche erfolglos blieb, waren Clyde und sein Vater bis zu der nächsten Ecke und dann die Missouri Avenue

entlang gegangen: nirgends sahen sie Esta. Um zwölf Uhr kehrten sie nach Hause zurück; und begreiflicherweise wuchs die Aufregung mit jedem Augenblick.

Zuerst vermuteten sie, daß sie einen Spaziergang unternommen habe, aber als es halb eins, eins und schließlich halb zwei geworden war und Esta noch immer nicht erschien, waren sie eben im Begriff die Polizei zu verständigen, als Clyde in Estas Zimmer ging und auf dem Kopfpolster ihres schmalen, hölzernen Bettes einen Zettel liegen sah, der den Augen seiner Mutter entgangen war. Neugierig und ahnungsvoll trat er näher. Oftmals hatte er überlegt, wie er es seinen Eltern mitteilen würde, wenn er einmal insgeheim vom Hause weggehen wollte, denn er wußte, daß sie sein Fortgehen nie billigen würden, wenn sie es nicht bis ins letzte überwachen konnten. Und nun war Esta fort, und zweifellos enthielt dieser Zettel eine ähnliche Mitteilung, wie er sie hinterlassen hätte. Er wollte ihn eben lesen, aber da trat seine Mutter ins Zimmer, und als sie ihn mit dem Zettel in der Hand stehen sah, rief sie: „Was ist das? Ein Brief? Von ihr?" Er übergab ihn ihr, sie nahm ihn und las ihn rasch durch. Clyde fiel es auf, daß ihr breites, kräftiges Gesicht, das immer rötlichbraun war, erbleichte, als sie ins Nebenzimmer gehen wollte. Ihr ziemlich großer Mund hatte sich zu einer geraden, harten Linie geschlossen und ihre derben, kräftigen Hände mit dem kleinen Zettel zitterten.

„Asa!" rief sie und trat in das anstoßende Zimmer. „Lies das!"

Clyde, der ihr gefolgt war, sah, wie sein Vater den Zettel etwas unsicher in die dicke Hand nahm und wie sein Mund, dessen Linien immer weich gewesen und der jetzt die Falten des Alters bekam, zu zucken anfing. Jeder, der seine Lebensgeschichte kannte, hätte gesagt, daß es derselbe leicht verstärkte

Ausdruck war, mit dem er die meisten unangenehmen Dinge seines bisherigen Lebens hingenommen hatte.

Zuerst hatte er nur „Tst, tst, tst" gesagt, und dieser saugende Laut des Gaumens und der Zunge war Clyde sehr hilflos und unzulänglich erschienen. Dann kam noch ein „Tst, tst, tst", und sein Vater begann mit dem Kopf zu wackeln. Dann sagte er: „Was glaubst du, was kann sie zu diesem Schritt bewogen haben?" Er wandte sich um und starrte seine Frau an, die seinen Blick ebenso verloren erwiderte. Dann fing er an, mit den Händen auf dem Rücken auf und ab zu gehen; seine kurzen Beine machten unbewußt seltsam lange Schritte, sein Kopf wackelte weiter und er gab noch ein kraftloses: „Tst, tst, tst" von sich.

Mrs. Griffiths, viel beweglicher als ihr Mann, zeigte sich auch in dieser schwierigen Situation wesentlich anders und viel lebenstüchtiger. Ein gewisser Ärger und eine Unbefriedigtheit über das Leben im Verein mit einem körperlichen Schmerz schienen wie ein deutlicher Schatten über ihr Gesicht hinwegzugehen. Als ihr Mann aufgestanden war, streckte sie die Hand nach dem Zettel aus und ergriff ihn wieder. Aber sie las ihn nur flüchtig, während ihr Gesicht einen harten und doch gequälten und leidenden Ausdruck annahm. Sie sah aus wie ein äußerst beunruhigter und unbefriedigter Mensch, der verzweifelte und vergebliche Versuche macht, einen Knoten zu lösen, — wie jemand, der Befreiung und Erlösung von seinen Beschwerden sucht und sich dabei bitter beklagt. Denn hinter ihr lagen jene langen Jahre frommen Glaubens und religiöser Arbeit, die ihrem unzureichenden Verstand dunkel zu sagen schienen, daß ihr das hätte erspart werden müssen. Wo blieb ihr Gott, ihr Jesus in dieser Stunde, da ihr doch sichtlich Unrecht geschah? Warum hatte er ihr nicht geholfen? Wie konnte er das rechtfertigen? Seine heiligen Versprechungen! Seine dauernde Führung! Seine zugesagte Gnade!

Clyde konnte sehen, wie schwer es ihr angesichts eines so großen Unglückes wurde, damit ins reine zu kommen, wenigstens im ersten Augenblick. Daß dies möglich war, hatte er schon öfters erfahren, denn wie alle Frömmler bestanden sie und Asa darauf, Gott von den Begriffen Unglück, Irrtum und Elend vollkommen zu trennen, während sie ihm andererseits höchste Allmacht zubilligten. Sie suchten nach etwas anderem, einer bösen verräterischen Macht, die trotz Gottes Allmacht und Allwissenheit doch betrügt und verrät, — und sie fanden sie unter Umständen in den Irrtümern und Bosheiten des menschlichen Herzens, das Gott zwar erschaffen hat, das er aber zu nichts zwingt, weil er es nicht zwingen will.

Im Augenblick aber war sie nur von Zorn und Kränkung erfüllt, doch zuckten ihre Lippen nicht wie die Asas, noch stand in ihren Augen jene tiefe Trauer wie in den seinen. Sie trat einen Schritt zurück, prüfte den Brief noch einmal beinahe ärgerlich und sagte dann zu Asa: „Sie ist mit jemandem durchgebrannt und sagt nicht einmal —" Sie hielt plötzlich inne und erinnerte sich der Gegenwart der anderen Kinder. Clyde, Julia und Frank waren alle anwesend und blickten sie starr, neugierig und ungläubig an. „Komm hier hinein," sagte sie zu ihrem Manne, „ich möchte einen Augenblick mit dir sprechen. Geht zu Bett, Kinder. Wir kommen euch gleich nach."

Sie zog sich mit Asa in den kleinen Raum hinter dem Missionssaal zurück. Man hörte sie das elektrische Licht aufdrehen und leise sprechen, und Clyde, Julia und Frank blickten einander an, obwohl Frank, der noch so klein, erst zehn Jahre alt war, schwerlich alles verstanden haben konnte. Selbst Julia erfaßte kaum die volle Bedeutung des Ereignisses. Aber Clyde hatte dank seiner größeren Lebenskenntnis und der Bemerkung seiner Mutter: „Sie ist mit jemandem durchgebrannt"

alles begriffen. Gleich ihm hatte Esta genug gehabt. Vielleicht war sie mit so einem Stutzer fortgegangen, wie er sie auf der Straße mit den hübschesten Mädchen gesehen hatte. Aber wohin? Und was war das für ein Mensch? In dem Brief hatte etwas davon gestanden, aber seine Mutter hatte ihm nicht erlauben wollen, ihn zu lesen, und ihn rasch aus seiner Hand genommen. Hätte er ihn nur zuerst schweigend für sich gelesen!

„Glaubst du, daß sie ein- für allemal fort ist?" fragte er Julia zweifelnd, während seine Eltern nicht im Zimmer waren, aber Julia sah selbst so fremd und verstört aus.

„Wie soll ich das wissen?" fragte sie etwas gereizt. Sie war verwirrt durch den Kummer ihrer Eltern, durch alle diese Heimlichkeiten und durch Estas Tat. „Mir hat sie nie etwas gesagt. Ich glaube, sie hätte sich geschämt, es zu tun."

Kühler veranlagt als Clyde und Esta, war Julia der Sitte entsprechend viel rücksichtsvoller gegen ihre Eltern, weshalb sie ihr auch mehr leid taten. Gewiß, die volle Bedeutung des Geschehnisses erfaßte sie nicht, aber sie konnte sie doch ahnen, denn manchmal hatte sie, wenn auch nur auf sehr vorsichtige und zurückhaltende Weise mit anderen Mädchen gesprochen. Jetzt ärgerte sie sich besonders über die Art, in der Esta davongegangen war und ihre Eltern, Brüder und sie selbst verlassen hatte. War es denn notwendig, so etwas zu tun, das ihre Eltern so schrecklich kränken mußte? Es war entsetzlich, die Luft war von Unglück erfüllt.

Während die Eltern in dem kleinen Zimmer miteinander sprachen, grübelte auch Clyde seinerseits, denn jetzt war er sehr neugierig auf das Leben. Was hatte Esta eigentlich getan? Gehörte es, wie er befürchtete und glaubte, zu jenen gräßlichen Flucht- und Liebesgeschichten, von denen die Knaben auf der Straße und in der Schule immer heimlich sprachen? Wie

schrecklich, wenn dies der Fall war! Dann würde sie vielleicht nie wieder kommen. Sie war mit einem Manne fortgegangen, und das war zweifellos ein Unrecht, denn soviel er gehört hatte, führten alle ehrbaren Beziehungen zwischen Jünglingen und Mädchen, Männern und Frauen nur zu dem einen: zur Ehe. Und nun hatte Esta ihnen zu all ihrem anderen Leid auch noch dieses zugefügt. Ihre Häuslichkeit war an sich düster genug, und dadurch würde sie nur noch düsterer werden, nicht heiterer.

Jetzt kamen die Eltern wieder. Mrs. Griffiths' Gesicht war etwas verändert; wenn es auch noch ernst war und sie sich zusammennehmen mußte, so lag doch weniger Zorn und mehr hoffnungslose Resignation darin.

„Esta hat es für gut befunden, uns auf kurze Zeit zu verlassen." Das war das erste, was sie sprach, als sie die wartenden Kinder sah. „Ihr sollt nicht weiter darüber nachdenken, noch euch darum kümmern. Ich bin überzeugt, daß sie nach einiger Zeit zurückkommen wird. Sie hat es aus irgendeinem Grunde für gut befunden, eine Zeitlang ihre eigenen Wege zu gehen. Der Wille des Herrn geschehe! („Gesegnet sei der Name des Herrn!" warf Asa ein.) „Ich dachte, sie wäre hier mit uns glücklich gewesen, aber anscheinend war sie es nicht. Wahrscheinlich möchte sie auf eigene Faust etwas von der Welt sehen." (Hier warf Asa wieder ein „Tst, tst, tst!" ein.) „Wir dürfen nicht lieblose Gedanken gegen sie nähren, das nützt jetzt nichts, — sondern nur liebevolle und gütige." Der Ton, in dem sie dies sagte, strafte ihre Rede Lügen. „Wir können nur hoffen, daß sie ihr Unrecht bald einsehen und zurückkommen wird, denn auf dem Wege, den sie jetzt eingeschlagen hat, kann es ihr nicht wohlergehen. Es ist weder der Weg des Herrn noch sein Wille. Sie ist zu jung und hat ein Unrecht begangen, aber wir können ihr vergeben und müssen ihr ver-

geben. Laßt uns offene, sanfte und liebevolle Herzen gegen sie bewahren." Sie sprach, als redete sie zu einer Versammlung, aber Stimme und Gesicht waren hart, traurig und wie eingefroren. „Geht jetzt alle zu Bett. Wir können nichts anderes tun, als früh, Mittag und Abend beten und hoffen, daß ihr kein Unglück zustoßen möge. Ich wünsche, sie hätte es nicht getan", fügte sie ganz im Gegensatz zu ihrer früheren Rede hinzu, sie dachte nur an Esta und gar nicht an ihre anwesenden Kinder.

Aber Asa! So ein Vater! dachte Clyde oft noch später.

Abgesehen von seinem eigenen Kummer, schien er nur Augen und Herz für den sichtbaren Schmerz seiner Frau zu haben. Während der ganzen Zeit hatte er läppisch, untersetzt, grau, kraushaarig und unbedeutend beiseite gestanden.

„Gelobt sei der Name des Herrn!" sagte er manchmal. „Laßt uns unsere Herzen offen halten." „Ja, wir dürfen nicht verdammen." „Wir müssen das Beste hoffen." „Ja, ja! Lobet den Herrn, laßt uns den Herrn loben! Amen! Ach ja! Tst, tst, tst!"

„Wenn uns jemand fragt, wo sie ist," fuhr Mrs. Griffiths nach einiger Zeit fort, indem sie von ihrem Gatten keinerlei Notiz nahm und sich nur an ihre Kinder wandte, „wollen wir sagen, daß sie zu Besuch zu meinen Verwandten nach Tonawanda gefahren ist. Das ist nicht die volle Wahrheit, aber wir wissen ja nicht, wo sie ist, noch welches die genaue Wahrheit ist, und vielleicht kommt sie doch zurück. Deshalb dürfen wir nichts sagen oder tun, das ihr schaden könnte, ehe wir Genaueres wissen."

„Gewiß, lobet den Herrn!" sprach Asa leise.

„Wann immer uns also jemand fragt, werden wir so antworten, bis wir etwas wissen."

„Gewiß", sprach Clyde hilfreich, und Julia fügte hinzu: „Gut."

Mrs. Griffiths hielt inne und blickte fest und wie um sich zu rechtfertigen, auf ihre Kinder. Asa seinerseits gab noch ein „Tst, tst, tst!" von sich und dann wurden die Kinder zu Bett geschickt.

Clyde, der wirklich gerne gehört hätte, was in Estas Brief stand, aber aus langjähriger Erfahrung wußte, daß seine Mutter es nie zulassen würde, wenn sie nicht wollte, ging in sein Zimmer zurück, denn er war müde. Warum suchten sie nicht weiter, wenn sie hofften, sie wiederzufinden? Wo war sie jetzt, zu dieser Stunde? Vielleicht auf der Bahn? Bestimmt wünschte sie nicht, aufgefunden zu werden, und wahrscheinlich war sie ebenso unbefriedigt wie er selbst. Hier saß er nun und hatte vor kurzem noch selbst daran gedacht, fortzugehen und überlegt, wie seine Familie es auffassen würde, und nun war sie vor ihm fortgegangen. Wie würde das in Zukunft auf seine eigenen Ansichten und Handlungen wirken? Er konnte trotz des Schmerzes seiner Eltern nicht einsehen, warum ihr Fortgehen ein solches Unglück war, jedenfalls nicht von Estas Standpunkt aus. Es war nur eine Andeutung mehr, daß hier nicht alles so war, wie es sein sollte. Die Missionsarbeit taugte nichts. Alle diese frommen Reden und Gefühle taugten ebenfalls nicht viel. Sie hatten Esta nicht retten können und offenbar hatte sie selbst nicht sehr daran geglaubt, so wenig wie er selbst.

Viertes Kapitel

Aus diesem Ereignis folgerte Clyde, daß er noch eindringlicher über sich selbst nachdenken müsse als bisher, und das Hauptergebnis seines Nachdenkens war, daß er etwas, und zwar bald, für sich tun müsse. Bis jetzt war ihm nichts Besseres gelungen als Gelegenheitsarbeit zu verrichten, wie sie jungen Burschen zwischen zwölf und fünfzehn Jahren zufällt: einmal während der Sommermonate einem Mann beim Zeitungsaustragen zu helfen, einen Sommer lang im Souterrain eines Zehn-Cents-Bazar zu arbeiten und eine Zeitlang im Winter an Samstagen Kisten zu öffnen und Waren auszupacken, wofür er den großen Betrag von fünf Dollar wöchentlich erhielt. Diese Summe bedeutete damals ein Vermögen für ihn. Er fühlte sich als Krösus und konnte manchmal trotz dem Widerstande seiner Eltern, die ein Theater oder Kino nicht nur als weltlich, sondern als sündhaft betrachteten, eine oder die andere Vorstellung auf einem Galeriesitz besuchen, — eine Art der Zerstreuung, die er vor seinen Eltern geheimhalten mußte. Das hielt ihn aber nicht davon ab. Er glaubte ein Recht zu haben, sein eigenes Geld dafür auszugeben und auch seinen jüngeren Bruder Frank mitzunehmen, der sich so sehr freute, ihn begleiten zu dürfen, daß er sein Geheimnis wahren würde.

Als Clyde im Laufe des Jahres fand, daß er schon zuviel Zeit versäumt hatte, trat er aus der Schule aus und nahm eine Stelle als Gehilfe eines Sodawasserverkäufers in einem kleinen Laden an, der neben einem Theater gelegen war und einen ziemlich großen Kundenkreis hatte. Die Tafel „Lehr-

junge gesucht", an der er auf seinem Weg zur Schule vorüberging, hatte seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und er erfuhr von dem jungen Manne, dessen Gehilfe er werden und von dem er das Gewerbe erlernen sollte, daß er, wenn er seine Sache erst einmal verstand, bis zu achtzehn und sogar zwanzig Dollar in der Woche verdienen könnte. Es hieß, daß Stroud an der Ecke der Fourteenth- und Baltimorestreet zweien seiner Gehilfen soviel bezahlte. Die Stelle, um die er sich bewarb, trug nur den üblichen Durchschnittslohn von zwölf Dollar ein.

Es wurde ihm mitgeteilt, daß man, um diese Kunst zu erlernen, Zeit und den freundlichen Rat eines Sachverständigen benötige. Falls er eintreten und zuerst um fünf, — nun, sagen wir sechs Dollar arbeiten wolle (sein Gesicht hatte sich hiebei in die Länge gezogen), würde er in kurzer Zeit die Kunst erlernen, süße Getränke zu bereiten, die verschiedensten Arten von Eis mit flüssigen Süßigkeiten zu mischen und so in Erfrischungsgetränke zu verwandeln. Außerdem war es Sache des Lehrlings, auch die Maschinen und Geräte zu reinigen, abgesehen davon, daß er um halb acht Uhr morgens den Laden öffnen, kehren und abstauben und dann jene Aufträge bestellen müßte, die der Eigentümer ihm zu erteilen für gut befand. Sollte sein unmittelbarer Vorgesetzter, der zwanzigjährige, schneidige, selbstbewußte und geschwätzige Mr. Sieberling, zu viel zu tun haben, um allen Bestellungen nachzukommen, würde die Bereitung einfacher Getränke, wie Limonade und dergleichen, möglicherweise ihm zufallen.

Nach eingehender Besprechung mit seiner Mutter beschloß er diesen interessanten Posten anzunehmen. Erstens vermutete er, daß er auf diese Weise kostenlos zu so vielen Icecreamsodas kommen würde, als sein Herz begehrte, und das war nicht zu verachten. Zweitens bedeutete ihm diese Stelle ein vorläufiges

Sprungbrett, das er bisher nicht gehabt hatte. Endlich — und das war ihm gar nicht unangenehm — erforderte diese Beschäftigung seine Anwesenheit im Laden bis zwölf Uhr nachts, mit gewissen freien Stunden während des Tages. So brauchte er abends nicht zu Hause zu sein, wenigstens nicht um zehn Uhr, da die Abendschule für die Knaben abgehalten wurde. Man konnte von ihm nicht verlangen, daß er irgendwelchen Versammlungen beiwohne, ausgenommen an Sonntagen, und auch dann nicht, denn es hieß, daß er am Sonntag nachmittag und abends beschäftigt sein würde.

Außerdem bekam der Verkäufer, der diesen Sodawasserschank zu bedienen hatte, von dem Direktor des Theaters nebenan, in dessen Foyer eine der Ladentüren mündete, regelmäßig Freikarten — und das zog Clyde besonders an. Es war ungeheuer spannend, in einem Laden zu arbeiten, der in enger Beziehung zu einem Theater stand.

Das Schönste aber war — Clyde fand es zu seiner zeitweiligen Freude und zeitweiligen Verzweiflung auch bald heraus —, daß das Lokal an Matinee-Tagen vor und nach der Vorstellung von Scharen junger Mädchen besucht wurde, die einzeln und in Gesellschaft kamen, herumsaßen, lachten und plauderten und vor dem Spiegel Haar und Teint in Ordnung brachten. Clyde, der in den Dingen der Welt und des anderen Geschlechtes ganz unerfahren war, wurde nie müde, die Schönheit und Sicherheit, die Selbstgefälligkeit und den Liebreiz mancher Mädchen zu bewundern. Während er Gläser wusch, Eis und Getränke einfüllte, hatte er zum ersten Male in seinem Leben Gelegenheit, Mädchen aus so geringer Entfernung zu beobachten. Was waren das für wunderbare Wesen! Die meisten waren prächtig angezogen, sahen sehr elegant aus und trugen wunderschöne Ringe, Broschen, Pelze, Hüte und Schuhe. Sie sprachen meist von höchst interessanten

Dingen, von Gesellschaften, Bällen, Abendessen, den Theaterstücken, die sie gesehen, von Orten in Kansas City selbst oder in dessen Umgebung, die sie besuchen wollten, von dem Unterschied zwischen der vor- und diesjährigen Mode und endlich von gewissen Schauspielern und Schauspielerinnen, besonders aber Schauspielern, die gerade auftraten oder nächstens kommen sollten. Nie hatte Clyde in seinem Elternhause von solchen Dingen gehört.

Sehr oft war eine oder die andere junge Schöne von einem Herrn in Frack, steifem Hemd, Zylinder, weißer Krawatte, weißen Glacéhandschuhen und Lackschuhen begleitet, und es erschien Clyde als höchste Seligkeit und Vornehmheit so gekleidet zu sein. Wer einen solchen Anzug so leicht und natürlich zu tragen verstünde, wer so sicher und kühl mit einem Mädchen sprechen könnte, wie manche dieser Kavaliere! Welcher Grad der Vollendung! Er war der Ansicht, daß kein hübsches Mädchen ihn je ansehen würde, wenn er nicht dasselbe Maß an gesellschaftlicher Ausrüstung besaß. Das war entschieden notwendig, unbedingt erforderlich. Hatte er es aber einmal erreicht, konnte er einmal solche Kleider tragen, — war er dann nicht auf dem Wege zur Seligkeit? Dann würden ihm gewiß alle Freuden dieser Welt zugänglich sein. Freundliche Blicke, heimliche Händedrücke, — vielleicht die Erlaubnis, den Arm um die eine oder andere Hüfte zu legen —, ein Kuß, eine Verlobung und dann — ja, dann!

Und dies alles kam ihm als blitzartige Erkenntnis, nachdem er jahrelang mit seinen Eltern zu öffentlichen Andachten gegangen war, in der Kirche gesessen und farblosen, sonderbaren Wesen, niederdrückenden und enttäuschenden Menschen zugehört hatte, die erzählten, was Gott für sie getan und wie Christus sie erlöst hatte. Jetzt aber wollte er von alledem nichts mehr wissen. Er wollte arbeiten und sparen und etwas Or-

dentliches werden. Diese einfache, aber idyllische Vereinigung alltäglicher Dinge hatte all den Glanz und Schimmer innerer Verklärung an sich, — eine wahre Fata Morgana für den Dürstenden und Suchenden in der Wüste.

Aber wie sich nur zu bald zeigte, lag die Schwierigkeit seiner Lage darin, daß er zwar lernte, Getränke zu bereiten, und unter Umständen zwölf Dollar wöchentlich verdiente, daß sie aber die Wünsche, die ihm am Herzen lagen, durchaus nicht sofort befriedigte. Denn Albert Sieberling, sein unmittelbarer Vorgesetzter, hatte sich vorgenommen, soviel als möglich von seinen Kenntnissen und auch die angenehmere Seite der Arbeit für sich zu behalten. Er war mit dem Manne, bei dem er angestellt war, darin einig, daß Clyde neben dem Sodawasserverkauf auch jene Wege besorgen sollte, die der Eigentümer von ihm verlangte, und so war Clyde den ganzen Tag stark beschäftigt.

Darum fand er keine unmittelbare Befriedigung und sah auch keine Möglichkeit, sich besser zu kleiden. Schlimmer noch war die betrübende Tatsache, daß er fast gar kein Geld und nur sehr wenige Bekanntschaften und Verbindungen besaß, — so wenige, daß er auch außerhalb seines Elternhauses ebenso einsam war wie dort. Estas Flucht hatte den Eifer der frommen Arbeit gedämpft, und da sie noch immer nicht zurückgekommen war, dachten seine Eltern daran, mangels eines Besseren nach Denver in Colorado zu übersiedeln. Clyde war sich vollkommen darüber klar, daß er sie nicht begleiten wollte. Wozu auch? fragte er sich. Dort würde es genau so eine Mission geben wie hier.

Er hatte bis jetzt immer zu Hause, in der Wohnung in der Bickelstreet, Tür an Tür mit der Mission gewohnt, und der Gedanke daran war ihm verhaßt. Seit seinem elften Jahre, da seine Familie in Kansas City gelebt, hatte er sich geschämt,

Freunde ins Haus oder in dessen Nähe zu bringen, war immer der Gesellschaft anderer Jungen ausgewichen und lieber für sich allein oder mit seinen Geschwistern geblieben.

Nun aber war er sechzehn Jahre und alt genug, seine eigenen Wege zu gehen; nun mußte er sich von alledem losmachen. Leider verdiente er fast nichts, — nicht genügend, um selbständig zu leben, und hatte noch nicht genug Mut und Geschicklichkeit, um etwas Besseres zu finden.

Als seine Eltern von der Übersiedlung nach Denver und von den dortigen Arbeitsmöglichkeiten für ihn sprachen und nicht einen Augenblick daran dachten, daß er vielleicht nicht Lust hätte, sie zu begleiten, deutete er an, daß es besser für ihn wäre, hier zu bleiben. Kansas City gefiel ihm — wozu dann übersiedeln? Er hatte jetzt eine Stelle und würde vielleicht mit der Zeit eine bessere finden. Aber seine Eltern, die an Esta und ihr Schicksal dachten, waren sehr ängstlich, wie es ihm bei einer so frühen Selbständigkeit ergehen würde. Wo würde er wohnen, wenn sie fort waren? Bei wem? Welche Einflüsse würden sein Leben beherrschen? Wer würde ihm raten und ihn auf dem schmalen, steilen Pfad weiterleiten, wie sie es bisher getan? Das mußte erst gründlich überlegt werden.

Die täglich näherrückende Aussicht auf Denver und die Tatsache, daß bald darauf Mr. Sieberling seine Stelle in dem Laden wegen allzu vieler Aufmerksamkeiten gegen das schöne Geschlecht verlor und Clyde einen neuen Vorgesetzten erhielt, einen kühlen und knöchernen Mann, der seine Dienste nicht zu wünschen schien, brachten ihn zu dem Entschluß, in absehbarer Zeit zu kündigen und sich auf seinen Gängen nach einem anderen Posten umzusehen. Auf seiner Suche fiel ihm eines Tages ein, daß er mit dem Leiter des Sodawasserschankes sprechen könnte, der mit seinem Geschäft in dem größten Hotel der Stadt untergebracht war. Das Hotel war

ein großes zwölf Stock hohes Gebäude und stellte für Clyde den Inbegriff an Luxus und Komfort dar. Immer waren die Fenster mit schweren Vorhängen verhängt; der Haupteingang, in den hineinzuschauen er nie gewagt hatte, war eine prunkvolle Kombination von Glas und Eisen mit einem von Palmen flankierten Marmorportal, und davor stand immer eine Anzahl wartender Taxis und Privatautos. Oftmals war er hier vorbeigegangen und hatte nach Jungenart daran gedacht, wie schön das Leben in so einem Hause aussehen mußte.

Unter dem Zwange, etwas zu unternehmen, betrat er den an der Ecke der Fourteenth- und Baltimorestreet gelegenen Laden und fragte ein Mädchen, das hinter einem gläsernen Verschlag an der Kassa saß, wer der Leiter des Sodawasserschankes sei. Sein suchendes und unsicheres Wesen und seine großen, schönen Augen gefielen ihr, und da sie instinktiv vermutete, daß er auf der Suche nach Arbeit sei, antwortete sie: „Dort steht Mr. Secor, der Geschäftsinhaber." Sie zeigte auf einen kleinen, pedantisch gekleideten Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, der einige Parfümerieneuheiten in einer Glasvitrine arrangierte. Clyde ging näher heran und da sein Benehmen noch sehr unsicher war, trat er von einem Fuß auf den anderen, bis der andere fühlte, daß jemand hinter ihm stand, sich umwandte und sagte: „Was wünschen Sie?"

„Brauchen Sie vielleicht zufällig einen Gehilfen?" Clyde warf ihm dabei einen Blick zu, der deutlicher als alles andere besagte: „Falls Sie eine solche Stelle haben, dann bitte, geben Sie sie mir, denn ich brauche sie."

„Nein, nein", erwiderte der andere, der blond und kräftig und etwas gereizter und streitsüchtiger Natur war. Er wollte sich wieder abwenden, aber als er die Enttäuschung und Niedergeschlagenheit in Clydes Gesicht wahrnahm, fügte er hinzu: „Haben Sie schon eine solche Stelle innegehabt?"

„Niemals in einem so schönen Lokal", erwiderte Clyde, dem alles ringsum großen Eindruck machte. „Ich arbeite jetzt bei Mr. Klinkle an der Ecke der Brooklyn- und Seventhstreet, aber dort ist es lange nicht so schön wie hier, und ich möchte mich wenn möglich verbessern."

„Hm," erwiderte sein Gegenüber, dem die naive Huldigung für sein Geschäft gefiel, „das klingt ja ganz vernünftig. Leider habe ich derzeit keine freie Stelle, die ich Ihnen antragen könnte. Wir wechseln unser Personal nicht. Aber wenn Sie Hotelboy werden wollen, kann ich Ihnen sagen, wohin Sie sich wenden müssen. Drin im Hotel wird gerade noch ein Boy gebraucht. Der Vorstand der Boys hat mir gesagt, daß er einen sucht. Ich sollte meinen, das wäre mindestens ebenso gut, als Gehilfe in einem Sodawasserschank zu sein."

Als Clydes Gesicht sich plötzlich aufhellte, fügte er hinzu: „Da ich Sie nicht kenne, dürfen Sie aber nicht sagen, daß ich Sie geschickt habe. Fragen Sie drinnen unterhalb der Stiege nach Mr. Squires, der wird Ihnen alles Erforderliche sagen."

Clyde war zunächst ganz verblüfft über die bloße Aussicht, eine Stelle in einem so großartigen Betrieb wie das Green-Davidson-Hotel zu erhalten. Er zitterte ein wenig vor Aufregung, dankte seinem Ratgeber für die Freundlichkeit, schritt geradeaus auf die Tür aus grünem Marmor zu, die hinter dem Laden in das Vestibül des Hotels führte, und betrat eine Halle, die ihm, den seine Schüchternheit und Armut trotz seiner Jahre bis jetzt abgehalten hatten, in eine solche Welt einzudringen, einen viel größeren Eindruck machte als alles, was er bisher gesehen. Überall herrschte der verschwenderischeste Luxus. Er ging über einen schwarzweiß gemusterten Marmorfußboden. Die Decke über ihm war aus bemaltem und vergoldetem Kupfer und wurde von einem wahren Wald

schwarzer Marmorsäulen getragen, die gleich dem Fußboden wie Glas glänzten. Zwischen den Säulen, die zu drei verschiedenen Eingängen, nach rechts, nach links und geradeaus auf die Dalrymple Avenue führten, befanden sich Lampen, Statuen, Palmen, Teppiche, Stühle, Sofas in verschwenderischer Menge, — kurz, es herrschte jener ganze falsche Luxus an Einrichtung, der, wie jemand einmal sarkastisch bemerkt hatte, der „Exklusivität der Massen" dient. Für das größte Hotel einer großen und blühenden amerikanischen Handelsstadt war es in der Tat fast zu luxuriös. Die Zimmer, die Halle, die Vorräume und Restaurants waren allzu reich und ohne die rettende Schönheit der Einfachheit oder Zweckmäßigkeit eingerichtet.

Er blickte verschüchtert und verwundert um sich, dann fiel ihm der Name Squires ein und er begann das Bureau „unterhalb der Stiege" zu suchen. Rechts von ihm befand sich eine schwarzweiße Doppelstiege, die nach zwei Seiten in kühnem großen Bogen vom Parterre in das erste Stockwerk führte. Hier war sicher das Hotelbureau gelegen, denn er sah da eine Anzahl Angestellter stehen. Aber unter der zunächst liegenden Stiege, ganz nahe an der Wand, durch die er gekommen, befand sich ein großer Schreibtisch, an dem ein junger Bursche seines Alters in einer braunen Uniform mit vielen glänzenden Messingknöpfen stand. Auf dem Kopfe trug er eine kleine runde, schachtelförmige Kappe, die er flott über das eine Ohr geschoben hatte. Er machte eifrig Bleistiftnotizen in ein großes Buch, das vor ihm lag. Verschiedene Burschen desselben Alters und in der gleichen Uniform saßen auf einer langen Bank in seiner Nähe oder stürzten hierhin und dorthin; manchmal kehrten sie mit einem Zettel, einem Schlüssel oder Brief zu diesem zurück und setzten sich dann wieder auf die Bank, um einen neuen Auftrag abzuwarten, der anscheinend nicht

lange auf sich warten ließ. Das Telephon auf dem großen Tische, an dem der uniformierte junge Mann stand, surrte fast unaufhörlich, und nachdem er sich nach den geäußerten Wünschen erkundigt hatte, schlug er an eine kleine vor ihm stehende Glocke oder rief „Vor", worauf der zunächstsitzende Bursche aufsprang. War einer einmal aufgerufen, so stürzte er die eine oder andere Stiege hinauf, eilte gegen einen der verschiedenen Eingänge oder Aufzüge, und fast unfehlbar sah man ihn dann Leute begleiten, deren Reisetaschen, Mäntel und Golfstöcke er trug. Andere verschwanden, um mit einem Tablett mit Getränken oder diesem oder jenem Paket wiederzukehren, das sie in eines der oberen Stockwerke trugen. Das war offenbar die Arbeit, die er verrichten sollte, vorausgesetzt, daß er das Glück haben würde, in einem solchen Betrieb unterzukommen.

Das Ganze sah so munter und fröhlich aus, daß er von Herzen wünschte, es möchte ihm gelingen, hier eine Anstellung zu finden. Würde dies aber geschehen? Und wo befand sich Mr. Squires? Er sprach den jungen Mann an dem Tische an: „Bitte, können Sie mir sagen, wo Mr. Squires zu finden ist?"

„Hier kommt er eben", erwiderte der junge Mann, indem er aufsah und Clyde aus seinen lebhaften grauen Augen betrachtete.

Clyde blickte in die angegebene Richtung und sah einen lebhaften, flinken, sehr gewandt aussehenden Mann von ungefähr neunundzwanzig bis dreißig Jahren nahen. Er war sehr schlank und lebhaft, besonders gut gekleidet und hatte so scharfe Gesichtszüge, daß er nicht nur großen Eindruck auf Clyde machte, sondern ihn sofort einschüchterte. Er mußte ein besonders kluger und schlauer Mensch sein; seine Nase war so lang und scharf, sein Blick so durchdringend, seine Lippen dünn und sein Kinn sehr spitz.

„Haben Sie den großen grauhaarigen Herrn mit dem schottischen Schal gesehen, der eben hier vorüberging?" fragte er im Vorbeigehen seinen Untergebenen an dem Tisch. Dieser nickte. „Es heißt, er sei der Earl of Landreil. Er ist heute früh mit vierzehn Koffern und vier Dienern angekommen. Höher geht's nicht! Er ist irgendein großes Tier in Schottland, aber es heißt, daß er unter einem anderen Namen reist. Er hat sich als Mr. Blunt eingetragen. Diese Engländer sind nicht zu überbieten! Jedenfalls wissen Sie, wie man auftreten muß, nicht?"

„Gewiß", erwiderte sein Untergebener devot.

Zum ersten Male machte er eine Wendung und bemerkte Clyde, jedoch ohne ihn weiter zu beachten. Sein Sekretär kam Clyde zu Hilfe.

„Der junge Mann hier wartet auf Sie, Mr. Squires", erklärte er.

„Sie wünschen mich zu sprechen?" fragte der Vorstand der Hotelboys und wandte sich an Clyde, während er seine nicht allzu guten Kleider und sein sonstiges Äußere eingehend musterte.

„Der Herr in dem Sodawasserladen hat mir gesagt," begann Clyde, dem das Aussehen des Mannes nicht ganz gefiel, der sich aber so freundlich als möglich zeigen wollte, „das heißt, er meinte, ich sollte Sie fragen, ob ich nicht als Hotelboy hier angestellt werden könnte. Ich bin jetzt Gehilfe in Klinkles Laden an der Ecke der Brooklyn- und Seventhstreet, aber ich möchte von dort weg, und er meinte, — das heißt, er glaubte, daß hier jetzt eine Stelle frei wäre." Die kühlen, forschenden Augen des Mannes verwirrten Clyde dermaßen, daß er kaum richtig Atem schöpfen und schlucken konnte.

Zum ersten Male in seinem Leben kam ihm der Gedanke, daß er sich den Menschen angenehm erweisen und etwas sagen

oder tun müsse, das ihnen gefiel, wenn er im Leben vorwärts kommen wollte. So zwang er sich nun dazu, Mr. Squires eifrig und liebenswürdig zuzulächeln und fügte hinzu: „Wenn Sie mir die Gelegenheit gäben, würde ich mich sehr bemühen und gerne alles tun."

Der Mann vor ihm sah ihn nur kühl an, aber da er selbst aus lauter kleinlichen Listen und Kniffen der Selbsterhaltung bestand und für Menschen etwas übrig hatte, die Lust und Talent zu diplomatischem Vorgehen besaßen, überwand er seine Absicht, verneinend den Kopf zu schütteln und bemerkte: „Sie haben keinerlei Erfahrung in diesem Beruf?"

„Nein, Herr, aber würde ich es nicht rasch lernen, wenn ich mir sehr viel Mühe gäbe?"

„Nun," erwiderte der Vorstand der Boys und kratzte sich zweifelnd den Kopf, „ich habe jetzt keine Zeit, um mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie am Montag nachmittag wieder. Dann will ich mit Ihnen reden." Er wandte sich um und ging weg.

Clyde, der so stehen gelassen wurde und nicht wußte, was das zu bedeuten hätte, starrte ihm nach. War er wirklich aufgefordert worden, Montag wiederzukommen? Wäre es möglich, daß —? Er wandte sich um und eilte in großer Aufregung davon. So etwas! Er hatte diesen Mann um eine Anstellung in dem größten Hotel von Kansas City ersucht und war aufgefordert worden, am Montag wiederzukommen! Was konnte das nicht alles bedeuten? Wäre es denkbar, daß sich eine so große Welt, wie diese war, vor ihm auftun könnte — und dazu noch so bald? War das wirklich möglich?

Fünftes Kapitel

Clydes Gedankenflüge, seine Träume, was es für ihn sein könnte, in einem so märchenhaften Betriebe angestellt zu werden, lassen sich nur andeuten. Denn seine Begriffe von Luxus waren im Grunde übertrieben, irrig und ungeschickt und nichts anderes als Äußerungen einer zurückgedrängten und unbefriedigten Phantasie, die sich bis jetzt von nichts als von Ideen hatte nähren können.

Er kehrte zu seiner Arbeit im Sodawasserschank und ein paar Stunden später auch nach Hause zurück, um zu essen und zu schlafen, aber eigentlich lebte er Freitag, Samstag, Sonntag und einen großen Teil des Montag wie in den Wolken. Seine Gedanken waren fern von seiner Arbeit, und mehreremal mußte ihn sein Vorgesetzter ermahnen, endlich einmal aufzuwachen. Statt sich geradeaus nach Hause zu begeben, ging er am Abend weiter zur Ecke der Baltimore- und Fourteenthstreet, wo sich jenes große Hotel befand. Selbst jetzt, um Mitternacht, stand vor jedem der drei Haupteingänge, der jeder einer Straßenmündung gegenüberlag, ein Portier in langem braunen Mantel mit vielen Knöpfen und einer hohen Kappe mit breitem Schirm. Drinnen hinter gerafften und faltigen französischen Seidenvorhängen war noch helles Licht, denn der À-la-carte-Saal und die American Grill an einer Ecke waren noch geöffnet. Viele Autos und Taxis standen davor und von irgendwoher ertönte unausgesetzt Musik.

Nachdem Clyde das alles Freitag und Samstag abends und Sonntag vormittag beobachtet hatte, kam er gemäß Mr. Squires' Aufforderung am Montag nachmittag wieder, wurde

aber von diesem Herrn, der ihn längst vergessen hatte, ziemlich kühl behandelt. Da er jedoch wirklich eine Arbeitskraft brauchte und Clyde für geeignet hielt, führte er ihn in sein kleines Bureau unterhalb der Stiege, wo er ihn sehr von oben herab und innerlich vollkommen unbeteiligt nach seinen Eltern, seiner Wohnung, seinem Berufe und dem seines Vaters auszufragen begann, — ein strenger Examinator für Clyde, der stolz war und sich sehr schämte, daß seine Eltern eine Straßenmission leiteten und unter freiem Himmel predigten. Daher sagte er (was zeitweise auch der Wahrheit entsprach), daß sein Vater Agent für eine Wasch- und Wringmaschinenfirma sei und am Sonntag predige, und diese fromme Gesinnung war dem Vorgesetzten von Jungen, die meist alles eher als häuslich und sittenstreng erzogen waren, gar nicht unangenehm. Konnte Clyde ein Zeugnis von seinem jetzigen Dienstort beibringen? Ja, das konnte er.

Dann fuhr Mr. Squires fort, zu betonen, daß dieses Hotel von sehr strengen Grundsätzen geleitet werde. Allzuviele Jungen verloren durch den äußeren Schauplatz und das hier Gesehene sowie durch den Kontakt mit dem übertriebenen Luxus, an den sie nicht gewöhnt waren, den Kopf und gerieten auf Abwege. (Dies waren jedoch nicht die Worte, die Mr. Squires ihm gegenüber brauchte.) Er war fortwährend gezwungen, Burschen zu entlassen, die nicht wußten, wie sie sich benehmen sollten, weil sie etwas mehr verdienten. Er brauchte Jungen, die gefällig, höflich, flink und liebenswürdig gegen alle waren. Sie mußten rein und nett in ihrer äußeren Erscheinung sein und pünktlich — auf die Sekunde pünktlich — und in guter Verfassung jeden Tag zu ihrer Arbeit antreten. Aber es sollte keiner glauben, daß er, weil er ein bißchen Geld verdiente, mit jedermann flirten oder nachts ausgehen konnte, um dann nicht rechtzeitig oder müde und verschlafen zur Arbeit zu

kommen. Dann wäre seines Bleibens hier nicht lange; er würde entlassen, und zwar sofort. Er duldete absolut keine Nachlässigkeit, das stand ein- für allemal fest.

Clyde nickte oft, wendete einige „Ja, Herr" und „Nein, Herr" ein und versicherte ihm schließlich, daß er in Gedanken und Neigungen von solch schweren Verbrechen und einem so schlechten Betragen meilenweit entfernt sei. Mr. Squires erklärte ferner, daß dieses Hotel nicht mehr als fünfzehn Dollar im Monat und freie Verpflegung aus der Personalküche böte. Aber — und diese Eröffnung war für Clyde etwas vollkommen Neues — jeder Gast, für den die Jungen etwas täten, dem sie eine Tasche trugen, eine Kanne Wasser oder sonst etwas brachten, gab ihnen ein Trinkgeld, und zwar manchmal ein ziemlich reichliches: zehn, fünfzehn Cents, einen Vierteldollar und auch mehr. Zusammen machten diese Trinkgelder nach Mr. Squires vier bis sechs Dollar im Tag aus, manchmal mehr, nie aber weniger. Clyde begriff, daß dies eine glänzende Bezahlung war, das Herz hüpfte ihm im Leibe, und die bloße Erwähnung einer so großen Summe drohte ihn fast zu ersticken. Vier bis sechs Dollar! Das machte achtundzwanzig bis zweiundvierzig Dollar die Woche! Er konnte es kaum fassen. Und außerdem noch die fünfzehn Dollar und Verpflegung monatlich. Und für die hübsche Uniform, die die Jungen trugen, war nichts zu bezahlen, sie durfte nur nicht außerhalb des Hotels getragen oder mitgenommen werden. Mr. Squires fuhr fort, ihm seine Arbeitsstunden zu erklären: Montag, Mittwoch, Freitag und Sonntag vom Morgen bis zum Mittag, dann sechs freie Stunden und dann wieder vom Abend bis Mitternacht. Dienstag, Donnerstag und Samstag wäre er nur von Mittag bis Abend beschäftigt und hätte auf diese Weise jeden zweiten Nachmittag oder Abend frei. Alle Mahlzeiten mußten außerhalb der Arbeitszeit eingenommen werden,

und genau zehn Minuten vor seinem Dienstantritt hatte er sich immer in Uniform zur Eintragung und Inspektion vor seinem Vorgesetzten zu melden. Über einiges weitere, woran er noch dachte, schwieg Mr. Squires; er wußte, daß andere das für ihn besorgen würden. Statt dessen fügte er ganz unerwartet für Clyde, der wie im Traume dagesessen hatte, hinzu: „Sind Sie bereit, Ihren Dienst jetzt anzutreten?"

„Ja, Mr. Squires, ja, Mr. Squires", erwiderte Clyde.

„Schön!" Mr. Squires stand auf und öffnete die Tür, durch die sie eingetreten waren. „Oskar", rief er einem Jungen zu, der zu oberst auf der Bank der Hotelboys saß, worauf ein großer, hochaufgeschossener Bursch in einer enganliegenden, sauberen Uniform rasch aufsprang. „Führen Sie diesen jungen Mann — ich glaube, er heißt Clyde Griffiths — in die Garderobe im zwölften Stock und sehen Sie nach, ob Jacobs einen passenden Anzug für ihn hat. Wenn nicht, soll er bis morgen einen für ihn ändern lassen. Ich denke, der von Silsbee müßte ihm passen." Dann wandte er sich noch einen Augenblick an seinen Sekretär an dem Schreibtisch. „Ich will es mit ihm versuchen", erklärte er. „Einer der Jungen soll ihn heute abend oder wann er seinen Dienst antritt, ein bißchen einführen. Los, Oskar", rief er dem Jungen zu, der Clyde führen sollte. „Er ist ein kompletter Neuling bei der Geschichte, aber ich glaube, daß er sich machen wird", fügte er gegen seinen Untergebenen hinzu, während Clyde und Oskar gegen einen der Aufzüge hin verschwanden. Dann ging er weiter, um Clydes Namen in die Lohnlisten eintragen zu lassen. Clyde aber erhielt einstweilen von seinem neuen Führer, der ihn ins Schlepptau nahm, Auskünfte, wie sie ihm bis jetzt noch nie zu Ohren gekommen waren.

„Das Herz braucht Ihnen nicht in die Hosen zu fallen, wenn Sie auch noch nie bei so was waren", begann der junge Mann,

der Hegglund hieß, wie Clyde später erfuhr, und der nach dem fremden Dialekt, den Bewegungen und dem ganzen Wesen aus Jersey City, New Jersey stammte. Er war groß, kräftig, sommersprossig, lebhaft, freundlich, hatte sandfarbenes Haar und sprach sehr viel. Sie waren in einen Aufzug getreten, der die Aufschrift ‚Personal' trug. „Schwer ist es gar nicht. Ich habe meine erste Anstellung vor drei Jahren in Buffalo gekriegt und hatte bis dahin nicht so viel davon gewußt. Schauen Sie nur den anderen auf die Finger, was die machen. Das ist Ihnen doch klar?"

Clyde, dessen Erziehung eine wesentlich bessere war als die seines Führers, wunderte sich im stillen sehr über seine Ausdrucksweise, aber er war in diesem Augenblicke für jedes Entgegenkommen so dankbar, daß er geneigt war, seinem offenbar freundlichen Mentor alles auf Grund seiner guten Absicht zu verzeihen.

„Passen Sie zuerst auf, was jeder tut, bis Sie es wissen. So macht man's. Wenn die Glocke läutet und Sie sitzen zu oberst auf der Bank, dann sind Sie an der Reihe, verstehen Sie? Dann springen Sie auf und tummeln sich. Und wenn Sie jemanden zur Tür hereinkommen oder aus einem Aufzug aussteigen sehen, dann springen Sie auf, ganz gleich, ob der Captain läutet und ‚Vor' ruft oder nicht. Manchmal hat er zu tun oder paßt nicht auf und er will doch, daß Sie es tun. Passen Sie fein auf, denn wenn Sie kein Gepäck kriegen, kriegen Sie auch kein Trinkgeld. Jeder, der eine Tasche oder irgendwas hat, muß es getragen kriegen, außer wenn er nicht mag. Und bleiben Sie nur bestimmt in der Nähe des Tisches und warten Sie, ob jemand kommt, bis man Sie auf ein Zimmer schickt", schnatterte er fort, während sie im Aufzug fuhren. „Fast jeder nimmt ein Zimmer. Dann gibt Ihnen der Portier den Schlüssel, und Sie müssen das Gepäck in das

Zimmer hinaufschaffen. Dann dreht man das Licht im Badezimmer und Toilettezimmer auf, wenn es eines gibt, damit man weiß, wo man ist, verstehen Sie? Dann ziehen Sie die Vorhänge bei Tag zurück und am Abend ziehen Sie sie vor, schauen nach, ob Handtücher da sind, und wenn nicht, sagen Sie es dem Stubenmädchen, und wenn Sie Ihnen dann kein Trinkgeld geben, dann müssen Sie gehen, aber meistens, wenn man nicht gerade Pech hat, muß man nur ein bißchen herumtrödeln, sich was zu tun machen, zum Beispiel mit dem Schlüssel spielen oder den Riegel probieren. Wenn es halbwegs anständige Leute sind, werden sie Ihnen dann ein Trinkgeld geben. Wenn nicht, verschwinden Sie, Schluß. Sie dürfen nicht einmal traurig dreinschauen, nicht mal so viel, verstehen Sie? Dann kommen Sie herunter, und wenn sie nicht gerade Eiswasser oder sonst was haben wollen, sind Sie fertig. Schnell zur Bank zurück. Es ist weiter nichts dran, man muß nur immer sehr aufpassen, daß niemand einem auskommt, das ist die Hauptsache. Und wenn Sie Ihre Uniform bekommen haben und an die Arbeit gehen, dann vergessen Sie nicht, dem Captain einen Dollar nach jeder Schicht zu geben, bevor Sie fortgehen; zwei Dollar, wenn Sie zwei Schichten machen und einen an den Tagen, an denen Sie nur eine haben. Das ist hier so üblich. Auf diese Weise halten wir zusammen, und wenn Sie Ihre Stelle behalten wollen, müssen Sie es auch tun. Das ist das Ganze, der Rest ist Ihre Sache."

Clyde begriff. Ein Teil seiner vierundzwanzig oder zweiunddreißig Dollar, auf die er gerechnet, verschwand anscheinend im vollen Glanze, — alles in allem elf bis zwölf, aber was schadete das? Es blieben ihm ja noch zwölf bis fünfzehn übrig, wenn nicht mehr. Außerdem hatte er sein Essen und die Uniform. Herr Gott! Das war ja das reine Paradies! Der vollendete Luxus!

Mr. Hegglund aus Jersey City führte ihn oben im zwölften Stockwerk in ein Zimmer, wo er ein vertrocknetes, grauhaariges Männlein unbestimmbaren Alters fand. Der stattete Clyde sofort mit einem Anzuge aus, der soweit paßte, daß es nicht nötig schien, ihn ohne besonderen Auftrag ändern zu lassen. Nachdem er verschiedene Kappen probiert hatte, fand sich eine, die ihm paßte und sehr unternehmend auf seinem Ohre saß, aber Hegglund sagte zu ihm: „Sie werden sich die Haare schneiden lassen müssen. Tragen Sie sie lieber hinten kurz, sie sind zu lang." Das hatte Clyde auch gefunden, noch ehe der andere es ausgesprochen hatte. Sein Haar sah unter der neuen Kappe entschieden nicht vorteilhaft aus und gefiel ihm jetzt selbst nicht mehr. Als sie hinuntergegangen waren und sich bei Mr. Whipple, Mr. Squires' Untergebenem, meldeten, sagte der letztere: „Schön, es paßt alles, nicht wahr? Nun, dann fangen Sie um sechs hier an. Melden Sie sich um halb sechs und seien Sie um dreiviertel sechs in Uniform hier zur Inspektion."

Hegglund riet Clyde nun, sofort seine Uniform zu holen, sie in das Ankleidezimmer im Parterre zu tragen, und sich vom Schrankverwahrer seinen Schrank anweisen zu lassen. Das tat er auch und hatte es dann sehr eilig, zuerst zum Friseur zu gehen und dann seiner Familie von seinem großen Glück zu berichten.

Er war Hotelboy in dem großen Green-Davidson-Hotel, sollte eine Uniform tragen, die noch dazu sehr hübsch war. Allerdings erzählte er seiner Mutter zunächst nicht, wieviel er verdienen würde, sondern nur, daß er hoffe, es würden elf, zwölf Dollar sein, Genaueres wüßte er noch nicht. Plötzlich sah er die finanzielle Selbständigkeit vor sich, wenn auch nicht für seine Familie, so doch für sich selbst und wollte sich nicht durch irgendwelche Forderungen beschweren, die ein Ein-

bekennen seines wahren Einkommens zweifellos zur Folge gehabt hätten. Aber er erzählte, daß er seine Mahlzeiten umsonst erhalten sollte, denn das bedeutete, daß er außer Haus essen würde, wie er es sich gewünscht hatte. Und dann würde er sich fortan immer in der wunderbaren Atmosphäre dieses Hotels bewegen — nicht vor zwölf nach Hause kommen, wenn er nicht wollte, — gute Kleider tragen, möglicherweise interessante Bekanntschaften machen — kurz, ein herrliches Leben führen!

Während er nun seine verschiedenen Besorgungen machte, kam ihm zuletzt der äußerst schlaue und herrliche Gedanke, daß er an den Abenden, an denen er gerne ins Theater oder sonst wohin gehen wollte, überhaupt nicht nachhause zu gehen brauchte. Er würde einfach in der Stadt bleiben und sagen, daß er zu tun hätte. Und außerdem noch freie Verpflegung und anständige Kleider — man denke nur! Der Gedanke daran war so überwältigend und berückend, daß er nicht allzu sehr darin schwelgen wollte. Er mußte es eben abwarten und sehen, was er in dieser wunder-wunderschönen Welt verdienen würde.

Sechstes Kapitel

Unter diesen Umständen paßte die gesellschaftliche und finanzielle Unerfahrenheit seiner Eltern ganz besonders gut in seinen Plan, denn weder Asa noch Elvira hatten die geringste Vorstellung von der wahren Art des Berufes, den er ergreifen sollte, noch was dieser in moralischer und finanzieller Beziehung für seine Phantasie und sein sonstiges Wesen bedeuten konnte. Zeit ihres Lebens waren sie immer nur in Hotels vierter Klasse abgestiegen, hatten auch niemals in einem Restaurant gegessen, das auf ein anderes Publikum als das ihrer eigenen niedrigen Klasse eingerichtet war. Daß es für einen Burschen in Clydes Alter und bei seinem Temperament noch andere Arten der Arbeit und der Bekanntschaften geben konnte, als das Gepäck der Gäste von dem Hoteleingang in das Bureau und wieder zurück zu tragen, wäre ihnen nie eingefallen. Beide nahmen naiverweise an, daß die Entschädigung für eine solche Arbeit naturgemäß sehr gering sein müsse, etwa fünf bis sechs Dollar die Woche, und daher eigentlich noch unter dem, was Clyde nach seinen Jahren gebührte.

Darum wunderte sich Mrs. Griffiths, die immer viel praktischer veranlagt gewesen war als ihr Gatte und besonders großen Anteil an Clydes Fortkommen nahm, warum Clyde plötzlich so begeistert über diese neue Stellung war, die ihm nach seinen eigenen Angaben bei einer längeren Arbeitszeit ein kaum höheres Gehalt einbrachte als bisher. Gewiß, er hatte schon erwähnt, daß er so zu einer besseren Stellung kommen könnte, zum Beispiel zu einer Beamtenstelle, aber er wußte nicht, wann dies der Fall sein würde, und der andere hatte

ihm doch, wenigstens was die Bezahlung betraf, schon für einen früheren Zeitpunkt ziemlich bindende Versprechungen gemacht.

Als er aber Montag mit der Meldung hereinstürzte, daß er die Stelle erhalten habe und sich daher die Haare schneiden lassen, eine andere Krawatte nehmen und dann zurückkehren müsse, um sich zu melden, war seiner Mutter leichter zumute. Denn noch nie war er von etwas so begeistert gewesen, und es war schon ein Fortschritt, wenn er mit sich selbst zufrieden und nicht so mißmutig war wie sonst.

Aber seine jetzigen Arbeitsstunden von sechs Uhr früh bis Mitternacht — wobei er nur dann früher nachhause kam, wenn er nicht beschäftigt war, und zu erklären geruhte, daß er etwas früher frei geworden sei, dazu eine gewisse innere Unruhe und Rastlosigkeit und sein Wunsch, das Elternhaus bis auf die Stunden des Schlafens und Umkleidens zu meiden, waren danach angetan, seine Mutter und selbst Asa sehr zu verwundern. Das Hotel, das Hotel! Immer mußte er schleunigst in das Hotel, und alles, was er erzählte, war nur, daß es ihm dort sehr gut gefalle und daß er sich nach seiner Meinung ganz gut bewähre. Es war entschieden angenehmer, als sich mit Sodawasser zu beschäftigen, und vielleicht würde er bald mehr verdienen — er wußte es nicht —, aber mehr konnte oder wollte er nicht sagen.

Während der ganzen Zeit hatten Vater und Mutter Griffiths die Empfindung, daß sie wegen der Geschichte mit Esta eigentlich von Kansas City fortmußten, und sie wollten nach Denver übersiedeln, aber mehr denn je bestand Clyde darauf, in Kansas City zu bleiben. Mochten sie übersiedeln, er hatte jetzt eine recht gute Stelle und wollte sie nicht aufgeben. Wenn sie fortzogen, konnte er sich ein Zimmer nehmen, das ginge ausgezeichnet — eine Vorstellung, die ihnen aber gar nicht gefiel.

Unterdessen war in Clydes Leben eine ungeheure Veränderung vor sich gegangen. Vom ersten Abend an, als er um dreiviertel sechs Uhr vor Mr. Whipple, seinem unmittelbaren Vorgesetzten, erschienen war und nicht nur wegen seiner gut sitzenden Uniform, sondern auch wegen seiner ganzen Erscheinung belobt worden war, hatte die Welt für ihn ein vollkommen verändertes Aussehen gewonnen. Mit sieben anderen mußte er sich in dem Dienerschaftsvestibül, das gleich hinter der großen Hotelhalle gelegen war, in Reih' und Glied aufstellen, sie wurden von Mr. Whipple inspiziert und marschierten dann Schlag sechs Uhr durch eine Tür, die gerade gegenüber von Mr. Whipples Schreibtisch gelegen war, an dem Hauptbureau des Hotels vorbei zu der langen Bank auf der gegenüberliegenden Seite. Ein Mr. Barnes, der mit Mr. Whipple abwechselte, nahm den Platz an dem Schreibtisch ein, und die Jungen setzten sich — Clyde als letzter —, um rasch und abwechselnd aufgerufen zu werden und diesen oder jenen Auftrag auszuführen. Der abgelöste Trupp aber wurde von Mr. Whipple in den dahinterliegenden Dienerschaftsraum geführt, wo er sich auflöste.

„Kling!" Die Zimmerglocke hatte geläutet und der erste Junge sprang auf.

„Kling!" Sie tönte wieder und ein zweiter sprang in die Höhe.

„Vor! Mittlerer Eingang!" rief Mr. Barnes und ein dritter Junge schoß auf dem Marmorfußboden gegen den Haupteingang dahin, um das Gepäck eines eintretenden Gastes zu übernehmen, dessen weißer Backenbart und jugendlich heller Tweedanzug auch Clydes ungeübten Augen auf hundert Schritte auffiel. Welch geheimnisvolle und heilige Sache: ein Trinkgeld!

„Vor!" rief Mr. Barnes wieder. „Gehen Sie nachsehen,

was Nr. 913 haben will. Vermutlich Eiswasser." Ein vierter Junge entschwand.

Clyde rückte immer weiter vor. Er saß neben Hegglund, der den Auftrag hatte, ihn ein wenig einzuführen, und war ganz Aug', Ohr und Nerv. Er war so aufgeregt, daß er kaum atmen konnte und fortwährend herumrutschte, bis Hegglund ihm endlich sagte: „Regen Sie sich nicht auf. Nehmen Sie sich zusammen! Es wird schon gehen. Ich war genau so aufgeregt wie Sie, als ich neu war. Aber das ist nicht das Rechte. Es ist ja alles kinderleicht. Sie müssen nur aussehen, als wenn Sie überhaupt niemand und nichts sehen würden, gerade nur Ihre eigene Nase!"

„Vor!" Wieder rief es Mr. Barnes. Clyde konnte kaum auf Hegglunds Reden aufpassen. „115 braucht Briefpapier und Federn." Ein fünfter war fort.

„Wo bekommt man Briefpapier und Federn?" flehte Clyde seinen Lehrmeister im Tone eines Sterbenden an.

„An dem vorderen Tisch dort, habe ich Ihnen schon gesagt. Dort vorne links. Der gibt sie einem. Eiswasser kriegen Sie in der Halle, in der wir früher aufmarschiert sind, dort drüben, wo die kleine Tür ist. Dem Kerl da drin müssen Sie von Zeit zu Zeit einen Zehner geben, sonst brummt er."

„Kling!" Die Zimmerglocke. Ein sechster Junge war wortlos davongeeilt, um einen Befehl von drüben auszuführen.

Da Clyde der nächste nach ihm war, ermahnte ihn Hegglund zum letztenmal: „Merken Sie sich: wenn jemand irgendwas zum Trinken will, so kriegen Sie es in der Bar dort hinter dem Speisesaal. Vergessen Sie nicht, die Namen der Getränke deutlich zu sagen, sonst gibt's Krawall. Wenn Sie ein Zimmer herzeigen, ziehen Sie am Abend die Vorhänge vor und drehen Sie das Licht auf. Und wenn Sie was aus dem Speisesaal

holen, müssen Sie mit dem Oberkellner reden, der kriegt das Trinkgeld, verstehen Sie?"

„Vor!" Fort war er. Und Clyde war Nummer eins. Nummer vier hatte sich schon wieder neben ihn gesetzt und sah aufmerksam herum, ob niemand etwas brauchte.

„Vor!" Es war Mr. Barnes. Clyde sprang auf und vor ihn hin, froh, daß es niemand mit Gepäck war, aber ängstlich, ob er alles auch schnell genug verstehen und ausführen würde.

„Sehen Sie nach, was Nr. 882 wünscht." Clyde eilte einem der beiden Aufzüge zu, auf denen „Personal" stand, denn er glaubte, daß er den benützen müsse, mit dem er in den zwölften Stock gefahren war, aber ein anderer Junge, der eben aus einem der viel schnelleren Aufzüge für Gäste ausstieg, machte ihn auf seinen Irrtum aufmerksam.

„Auf ein Zimmer?" rief er ihm zu. „Fahren Sie mit dem Gästeaufzug. Die sind nur für das Personal oder irgend jemand mit Gepäck."

Clyde eilte, seinen Irrtum wieder gutzumachen. „Achter", rief er. Da niemand anderer in dem Aufzug war, sprach ihn der schwarze Liftboy sofort an.

„Ein Neuer, nicht wahr? Ich habe Sie noch nie hier gesehen."

„Ja, ich bin eben eingetreten", bemerkte Clyde.

„Wird Ihnen ganz gut hier gefallen", bemerkte der Bursch äußerst freundlich. „Jeder ist gerne hier, das muß ich sagen. Achter haben Sie gesagt?" Er hielt den Aufzug an und Clyde stieg aus. Er war viel zu aufgeregt, um nach der Richtung zu fragen und fing an, Zimmernummern zu studieren, bemerkte aber nach kurzer Zeit, daß er sich auf dem falschen Gang befand. Der weiche braune Teppich zu seinen Füßen, die helle cremefarbene Tapete, das schneeweiße Deckenlicht, alles erschien ihm als ein fast unwahrscheinliches Höchstmaß gesellschaft-

licher Vollendung und Überlegenheit und himmelweit entfernt von allem, was er kannte.

Als er endlich Zimmer 882 gefunden hatte, klopfte er leise an und wurde gleich darauf von einem Teil eines sehr dicken und kräftigen Wesens in einem blauweiß gestreiften Pyjama und dem entsprechenden Teil eines runden, blühend aussehenden Gesichtes empfangen, in dem sich ein Auge und einige Fältchen befanden.

„Hier ist eine Dollarnote, mein Sohn", hörte er, dann erschien eine Hand, die den Papierdollar hielt. Sie war dick und rot. „Gehen Sie zu einem Chemisier und besorgen Sie mir rasch ein Paar seidene Hosenträger."

„Ja, mein Herr", erwiderte Clyde und nahm den Dollar. Die Tür wurde geschlossen und er eilte den Gang entlang zum Aufzug und überlegte, was ein Chemisier sein mochte. So alt er auch war — er war schon siebzehn —, der Name war ihm neu. Er hatte ihn nie vorher gehört oder gelesen. Wenn der Mann gesagt hätte, „ein Herrenmodegeschäft", so hätte er ihn gleich verstanden, nun aber sollte er zu einem Chemisier gehen und hatte kleine blasse Ahnung, was das sein konnte. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirne, seine Knie begannen zu wanken. Teufel noch einmal! Was tun? Konnte er nicht jemanden, zum Beispiel Hegglund, fragen, ohne —?

Er drückte auf den Aufzugsknopf. Der Aufzug fuhr abwärts. Ein Chemisier, ein Chemisier. Plötzlich kam ihm ein ganz vernünftiger Gedanke. Angenommen, er wußte nicht, was ein Chemisier war. Der Mann wollte doch ein Paar seidene Hosenträger. Wo bekam man nun seidene Hosenträger? Natürlich in einem Laden, wo Herrenmodewaren verkauft wurden. Auf dem Wege hinunter fragte er einen anderen freundlichen Negerjungen: „Wissen Sie, ob hier in der Nähe ein Herrenmodegeschäft ist?"

„Hier im Hause, gleich außerhalb des Vestibüls hinten", erwiderte der Schwarze, und sehr erleichtert eilte Clyde dorthin. Er kam sich etwas komisch und fremd vor in seiner knapp anliegenden Uniform und der sonderbaren Kopfbedeckung. Die ganze Zeit mußte er daran denken, ob die kleine, runde, knapp sitzende Kappe nicht herunterfallen würde, und immer wieder drückte er sie verstohlen, aber fest auf seinen Kopf. Dann stürzte er in das hell erleuchtete Modewarengeschäft und sagte: „Ich suche ein Paar seidene Hosenträger."

„Hier sind sie, mein Sohn", erwiderte ein kleiner gewandter Mann mit einer großen Glatze, rosigem Gesicht und goldgeränderter Brille. „Wahrscheinlich für jemanden im Hotel? Ich will sie Ihnen mit fünfundsiebzig Cents rechnen, und hier ist ein Zehner für Sie", sagte er, während er sie einpackte und den Dollar in die Kasse legte. „Ich tue euch Jungen immer gerne einen Gefallen, denn ich weiß, ihr kommt zu mir, wenn ihr könnt."

Clyde nahm den Zehner und das Paket und wußte nicht, was das bedeutete. Die Hosenträger kosteten fünfundsiebzig Cents, so hatte er doch gesagt. Dann bekam der Herr nur fünfundzwanzig Cents zurück und der Zehner gehörte ihm. Und vielleicht gab ihm der Herr noch obendrein ein Trinkgeld!

Er eilte zum Aufzug zurück. Die Töne eines unsichtbaren Streichorchesters erfüllten das Vestibül mit wunderbaren Klängen. Gutgekleidete Menschen gingen hin und her, bewegten sich so sicher und sahen so ganz anders aus als die Leute auf der Straße und alle, die er sonst kannte.

Eine Aufzugstür wurde geöffnet. Verschiedene Gäste stiegen ein, dann folgte Clyde und ein anderer Junge, der ihn neugierig ansah. Im sechsten Stock stieg der andere aus; im achten verließen Clyde und eine alte Dame den Aufzug. Er eilte auf Nr. 882 und klopfte. Diesmal war der Herr etwas

mehr bekleidet als früher. Er hatte eine Hose an und war im Begriffe, sich zu rasieren.

„Schon zurück?" fragte er.

„Ja, mein Herr", entgegnete Clyde, indem er ihm das Paket und das Kleingeld übergab. „Sie haben fünfundsiebzig Cents gekostet."

„Das ist ein verfluchter Räuber, aber behalten Sie den Rest", erwiderte er, gab ihm den Vierteldollar und schloß die Tür. Clyde stand eine Viertelsekunde ganz starr. „Fünfunddreißig Cents," überlegte er, „fünfunddreißig Cents!" Für einen ganz kleinen Weg! War das wirklich hier der Brauch? Das konnte nicht sein. Das war doch ganz unmöglich, jedenfalls nicht immer.

Während seine Füße im weichen Teppich versanken und er das Geld in seiner Tasche fühlen konnte, war ihm, als müsse er schreien oder laut herauslachen. Fünfunddreißig Cents — für einen so kleinen Auftrag! Dieser Herr hatte ihm einen Vierteldollar gegeben und jener andere einen Zehner und dabei hatte er doch nichts getan.

Im Parterre eilte er vom Aufzug zu der Bank, von der er seinen Ausgang genommen, während die Klänge der Musik und die vielen gut gekleideten Menschen wieder großen Eindruck auf ihn machten.

Dann erhielt er den Auftrag, drei Reisetaschen und zwei Regenschirme eines alten Ehepaares, die wie Farmer aussahen und ein Wohnzimmer, Schlaf- und Badezimmer im fünften Stockwerk gemietet hatten, hinaufzutragen. Unterwegs bemerkte er, daß sie ihn fortwährend ansahen, sagte aber nichts. Als er oben in dem Zimmer rasch das Licht aufdrehte, die Vorhänge herabließ und die Taschen auf die Ständer stellte, sah ihm der Gatte, ein ziemlich unbeholfener, würdevoller Mann in mittleren Jahren mit einem Backenbart dabei zu

und sprach endlich: „Ich muß sagen, junger Mann, daß Sie ein netterer und flinkerer Junge zu sein scheinen als die meisten, denen wir bis jetzt begegnet sind."

„Hotels sind jedenfalls nicht der geeignete Aufenthalt für junge Leute", flötete die Gattin seines Herzens, — eine große, runde Person, die in diesem Augenblick eifrig damit beschäftigt war, den anstoßenden Raum zu besichtigen. „Ich möchte auf keinen Fall, daß einer meiner Jungen hier angestellt wäre. Wie sich die Leute nur benehmen."

„Hier, junger Mann", fuhr der Mann fort, während er seinen Mantel ablegte und in seiner Hosentasche fischte. „Gehen Sie hinunter und bringen Sie mir drei bis vier Abendblätter, wenn es so viele gibt, und einen Krug mit Eiswasser, dann bekommen Sie fünfzehn Cents, wenn Sie wiederkommen."

„Dieses Hotel ist entschieden besser als das in Omaha, Papa", sagte die Frau sehr dezidiert. „Die Vorhänge und Teppiche sind viel hübscher."

Und obwohl Clyde noch ein grüner Junge war, mußte er doch insgeheim lächeln. Nach außen aber trug er weiter einen maskenhaften Ernst zur Schau, war scheinbar ohne jeden eigenen Gedanken, nahm das Geld und ging. Nach einigen Minuten kehrte er mit dem Eiswasser und allen Abendblättern zurück und verschwand lächelnd nach Empfang seiner fünfzehn Cents.

Das war aber nur der Anfang. Denn kaum hatte er sich auf seiner Bank niedergelassen, so wurde er auf Zimmer 529 gerufen, von wo er in die Bar um zwei Flaschen Ginger Ale und zwei Sodawassersyphons geschickt wurde, — und zwar von einer Gesellschaft elegant gekleideter junger Leute und Mädchen, die in dem Zimmer lachten und plauderten, während einer die Tür gerade weit genug geöffnet hatte, um seine Wünsche zu äußern. Aber durch einen Spiegel oberhalb des

Kamins konnte Clyde die Gruppe ausnehmen. Ein junges Mädchen in einem weißen Kleid und Hut saß auf der Lehne eines Stuhles, in dem ein junger Mann lehnte, der den Arm um sie gelegt hatte.

Clyde starrte sie an, ließ sich aber weiter nichts anmerken. Bei seinem Gemütszustand war dies ein Blick durch die Tore des Paradieses. Hier in diesem Zimmer waren junge Leute und Mädchen versammelt, die nicht viel älter waren als er selbst, lachten, plauderten und tranken — keine Icecreamsodas oder etwas Ähnliches, sondern zweifellos solche Getränke, gegen die seine Eltern immerwährend so eiferten, da sie zum Verderben führten, obwohl anscheinend niemand etwas dabei fand.

Er eilte in die Bar, und nachdem er Getränke und Rechnung erhalten hatte, kehrte er zurück und bekam das Geld, — eineinhalb Dollar für die Getränke und einen Vierteldollar als Trinkgeld. Dabei konnte er noch einen Blick auf das verlockende Bild werfen: eines der beiden Paare tanzte zu einer Melodie, die von den beiden anderen gesungen und gepfiffen wurde.

Was ihn aber ebenso fesselte wie die Blicke in die verschiedenen Zimmer und auf deren Besucher, war das ewig wechselnde Bild in der großen Halle des Hotels, die verschiedenen Angestellten im Hauptbureau, der Beamte für die Zimmer und jener für das Gepäck, der Schlüsselverwahrer, der Kassier und der Hilfskassier. Dann die verschiedenen Verkaufsstände: der Blumenstand, der Zeitungsstand, das Telegraphenbureau, das Autotaxibureau, die alle von Wesen bedient wurden, die sonderbarerweise die Atmosphäre des Ortes an sich zu tragen schienen. Dazwischen aber gingen und saßen imposante Herren und Damen, junge Leute und Mädchen herum, die alle elegant angezogen waren und gesund und zufrieden aussahen. Dann

gab es die Autos und die anderen Fahrzeuge, in denen die Menschen um die Dinerstunde und auch später vorfuhren. Im Schein der äußeren Beleuchtung konnte er sie ganz gut sehen. Und die Mäntel, Pelze und anderen Kleidungsstücke, die sie anhatten oder die er und die anderen Jungen oft durch die große Halle in die Autos, in den Speisesaal oder in die verschiedenen Aufzüge trugen! Immer bestanden sie aus dem allerkostbarsten Material. So ein Luxus! Das bedeutete es also, reich zu sein, eine Rolle in der Welt zu spielen und Geld zu haben. Es hieß, daß man tun konnte, was man wollte, daß man von Leuten, wie er es war, bedient wurde, daß man all diesen Luxus sein eigen nannte und ganz nach Belieben hierhin und dorthin gehen konnte.

Siebentes Kapitel

Von allem, was zu jener Zeit auf Clydes Entwicklung nützlich oder schädlich einwirken konnte, war um seines Temperamentes willen dieses Green-Davidson-Hotel am gefährlichsten. Denn nirgends zwischen den beiden großen amerikanischen Gebirgszügen konnte es etwas geben, das so prunkvoll und so den materiellen Freuden gewidmet war, wie dieses Hotel. Der halbdunkle Teesalon, der so schummerig und doch fröhlich mit seinen weichen Polstermöbeln und mit seiner bunten Beleuchtung wirkte, war ein idealer Rendez-vous-Ort nicht nur für unerfahrene und neugierige Backfische, denen man ein schönes Bild zeigen wollte, sondern auch für reifere und sogar ein wenig welke Schönheiten, die an ihren Teint und den Vorzug des gedämpften Lichtes denken mußten. Wie die meisten Hotels dieser Gattung, wurde es von einem gewissen Typus ehrgeiziger und lebenslustiger Männer unbestimmten Alters und unklarer Lebensstellung besucht, die ein- bis zweimal täglich zu belebten Stunden erschienen und dadurch den Ruf vielbegehrter, reicher, eleganter oder anziehender Leute zu erlangen hofften.

Nicht lange, nachdem Clyde seine Stellung dort angetreten hatte, wurde er durch die jungen Burschen, mit denen er arbeitete und von denen einer oder mehrere beständig mit ihm auf der sogenannten „Boybank" saßen, über die Existenz und Anwesenheit gewisser moralisch entgleister, gesellschaftlich verdorbener und ausgestoßener Wesen aufgeklärt. Es wurden ihm verschiedene Menschen gezeigt, die die Aufmerksamkeit und das Interesse von jungen Leuten ihrer Art wachzurufen versuchten,

um in irgendeine verbotene Art des Verkehrs mit ihnen zu treten, die Clyde am Anfang gar nicht begriff. Bei dem bloßen Gedanken daran wurde ihm übel. Und doch hieß es von einigen Burschen und besonders von einem, der nicht in derselben Schicht wie er eingeteilt war, daß sie so veranlagt waren, daß sie „dafür zu haben wären", wie die anderen Jungen es nannten.

Das Reden, das Geschwätz, das man in der Halle und in der Bar, in den Restaurants und Zimmern hören konnte, genügte, um jedes unerfahrene und nicht allzu kritische Gemüt davon zu überzeugen, daß es das Wichtigste im Leben für jeden sei, der ein bißchen Geld oder eine Stellung besaß, ins Theater zu gehen, sportliche Veranstaltungen zu besuchen, zu tanzen, Auto zu fahren, Feste zu geben oder Reisen nach New York, Europa, Chicago oder Kalifornien zu unternehmen. In dem Leben der meisten dieser Burschen hatte ein solcher Mangel an Behaglichkeit, geschweige denn an Luxus geherrscht, daß sie ebenso wie Clyde nicht nur geneigt waren, die Wichtigkeit des Gesehenen zu übertreiben, sondern in diesem plötzlichen Wandel eine Gelegenheit sahen, an allem teilzunehmen. Wer waren diese Menschen, die Geld hatten, was hatten sie getan, um solchen Luxus zu genießen, wenn andere, die anscheinend ebensoviel wert waren, nichts besaßen? Und worin lag der große Unterschied zwischen den letzteren und den Erfolgreichen? Clyde konnte es nicht begreifen. Diese Gedanken spukten jedoch in den Gehirnen all dieser Jungen.

Eine große Rolle spielte auch die Verehrung für jene Frauen und Mädchen (von deren heimlichen Annäherungsversuchen ganz zu schweigen), die trotz der Hindernisse ihres sozialen Milieus hier eindrangen und durch ihre Blicke, ihre Listen und ihr Geld die Gunst mancher anziehenderer Burschen gewinnen konnten.

So versetzte ihm einer der Hallboys, ein Jüngling namens Ratterer, als er eines Nachmittags neben ihm saß, einen Rippenstoß, zeigte ihm eine sehr gut angezogene, verschwenderisch in Pelze gehüllte, gutgewachsene blonde Frau von ungefähr dreißig Jahren mit einem Schoßhündchen auf dem Arm und flüsterte ihm dann mit einer leisen Kopfbewegung nach dieser Richtung zu: „Sehen Sie die? Das ist eine! Wenn ich einmal Zeit habe, werde ich Ihnen von ihr erzählen. Tja, was die nicht alles anstellt!"

„Was denn?" fragte Clyde sehr wißbegierig, denn ihm kam sie wunderschön und höchst bezaubernd vor.

„Ach nichts, sie ist nur mit ungefähr acht verschiedenen Männern hier gewesen, seit ich da bin. Eine Zeitlang hatte Doyle es ihr angetan. (Das war auch ein Hallboy, der Clyde schon als der Inbegriff Chesterfieldscher Grazie, Benehmens und Aussehens aufgefallen war.) Aber jetzt hat sie jemand anderen!"

„Wirklich?" fragte Clyde höchst verwundert und überlegte, ob ihm wohl jemals solches Glück zufallen würde.

„Totsicher", fuhr Ratterer fort. „Darin ist sie wie ein Vogel, kriegt nie genug. Es heißt, daß ihr Mann ein großes Holzgeschäft irgendwo in Kansas hat, aber sie leben nicht mehr zusammen. Sie hat eines der schönsten Appartements im sechsten Stock, aber sie ist fast nie zu Hause. Das hat mir das Stubenmädchen erzählt!"

Dieser Ratterer, ein kleiner, stämmiger, aber hübscher und liebenswürdiger Mensch, war so gewandt, daß Clyde sich sofort von ihm angezogen fühlte und ihn näher kennenzulernen wünschte. Ratterer teilte diesen Wunsch, denn er hatte den Eindruck, daß Clyde ein unschuldiger und unerfahrener Junge sei, dem er gern etwas zu Liebe tun wollte.

Ein dienstlicher Ruf unterbrach das Gespräch, das über

diesen besonderen Fall nie wieder aufgenommen wurde, aber seine Wirkung auf Clyde war tiefgehend gewesen. Es war eine so gut aussehende, so gepflegte Frau mit feinem Teint und hellen Augen gewesen. Hatte Ratterer wirklich die Wahrheit gesprochen? Er starrte vor sich hin und etwas, was er sich selbst nicht eingestehen wollte, ließ ihn bis unter die Haarwurzeln erröten.

Dann die Temperamente und Anschauungen dieser Burschen: Kinsella, klein und untersetzt, mit weichen Zügen, nach Clydes Meinung etwas dumm, aber hübsch und kräftig. Es hieß von ihm, daß er unheimliches Glück im Spiele habe, und während der ersten drei Tage, wenn ihn nichts anderes in Anspruch nahm, war er so nett gewesen, Hegglunds Erziehung teilweise fortzusetzen. Er sprach besser und fließender als Hegglund, aber Clyde fand ihn nicht so hübsch und teilnehmend wie Ratterer.

Dann Eddie Doyle, der Clyde vom ersten Augenblick an brennend interessierte und den er um seine besondere Schönheit, seine gute Gestalt, seine sicheren, angenehmen Bewegungen und seine weiche, sympathische Stimme nicht wenig beneidete. Er hatte etwas an sich, das alle, die mit ihm in Berührung kamen, sofort für ihn einnahm, — die Hotelbeamten an ihrem Schreibtisch ebenso wie die Fremden, die eintraten und ihn um dies oder jenes fragten. Seine Schuhe und sein Kragen waren so nett und sauber, sein Haar so geschnitten, gebürstet und pomadisiert, wie das eines Kinoschauspielers. Von Anfang an war Clyde von seinem Geschmack in Kleidern begeistert: er trug den hübschesten aller braunen Anzüge mit dazu passender Kappe und Schuhen. Genau so einen Mantel mit braunem Gürtel, so eine braune Kappe und einen so gut geschnittenen und hübschen Anzug hätte Clyde haben mögen.

Einen ähnlichen und doch verschiedenen Eindruck machte Hegglund auf Clyde, der Jüngling, der ihn zuerst hier ein-

geführt hatte, einer der älteren und erfahreneren Hotelboys, der wegen seiner sicheren und sorglos unbekümmerten Haltung auch außerhalb des Hotels ziemlichen Einfluß auf die anderen hatte. Hegglund war weder so gebildet noch so hübsch wie manche andere, aber um seines äußerst lebenslustigen und kraftvollen Wesens willen, das noch durch eine gewisse Großzügigkeit in Geldsachen und Vergnügungen und einen Mut und eine Waghalsigkeit erhöht wurde, die weder Doyle noch Ratterer oder Kinsella in gleichem Maße hatten, gefiel er Clyde ganz besonders. Dabei entsprangen aber Mut und Waghalsigkeit sehr oft nur der Vernunft. Er erzählte Clyde selbst nach einiger Zeit, daß er der Sohn eines schwedischen Wanderbäckers sei, der seine Mutter vor einigen Jahren in Jersey City verlassen und ihrem Schicksal überantwortet hatte. So hatten Oskar und seine Schwester Martha nicht allzu viel an Erziehung oder gesellschaftlichem Umgang genossen; im Gegenteil, er hatte Jersey City im Alter von vierzehn Jahren auf einem Frachtwagen verlassen und sich seither so gut als möglich durchgeschlagen. Gleich Clyde hatte er einen wahren Heißhunger nach allen jenen Vergnügungen, die sich seiner Meinung nach täglich um ihn herum abspielten, und war für jegliches Abenteuer zu haben. Dabei fehlte ihm die Angst vor den Folgen, die Clyde plagte. Außerdem besaß er einen etwas älteren Freund namens Sparser, der Chauffeur eines reichen Bürgers von Kansas City war und dem es manchmal gelang, einen Wagen zu beschaffen und Hegglund zu kleineren Ausfahrten einzuladen. Diese Freundlichkeit, so ungehörig sie auch sein mochte, rief in Hegglund doch das Gefühl hervor, daß er ein verfluchter Kerl und viel mehr wert sei als manche andere, und gab ihm in seinen Augen einen Nimbus, der mit der Wirklichkeit nur wenig zu tun hatte.

Da er nicht so hübsch war wie Doyle, fiel es ihm auch nicht

leicht, die Aufmerksamkeit der Mädchen auf sich zu lenken, und die, bei denen es ihm doch gelang, zählten nicht zu den hübschesten und beliebtesten. Aber er war unbändig stolz auf seine Eroberungen und prahlte gerne damit, und Clyde, in seinem Mangel an Erfahrungen, glaubte ihm mehr als die anderen. Aus diesem Grunde mochte Hegglund Clyde gerne leiden, — vielleicht auch, weil er von Anfang an in ihm einen freudigen und willigen Zuhörer gefühlt hatte.

Wenn Clyde von Zeit zu Zeit auf der Bank neben ihm saß, setzte er seine Erziehung fort. Kansas City war eine wunderschöne Stadt, man mußte nur verstehen, darin zu leben. Früher hatte er in anderen Städten, in Buffalo, Cleveland, Detroit und St. Louis gelebt, aber es hatte ihm nirgends gefallen, hauptsächlich (worüber er jetzt nicht gerne sprechen wollte) weil es ihm dort nicht so gut gegangen war wie hier. Er hatte Teller und Autos gewaschen, war Spenglergehilfe und noch einiges andere gewesen, bis er es schließlich in Buffalo mit dem Hotelwesen versucht hatte. Dann hatte ihm ein Bursche, der aber jetzt nicht mehr hier war, zugeredet, mit ihm nach Kansas City zu kommen. Er sagte: „Siehst du, die Trinkgelder, die man hier im Hotel kriegt, sind genau so hoch, wie anderswo, das weiß ich. Aber es sind lauter nette Leute hier angestellt, und wenn man ihnen einen Gefallen tut, so tun sie einem auch etwas zu Liebe. Ich bin seit einem Jahr hier und kann mich nicht beklagen. Der gute Squires ist sehr nett, so lange man ihm keine Schwierigkeiten macht. Er ist streng, aber er muß auch an sich denken, das ist einmal so. Und er entläßt niemanden ohne Grund. Und wenn man mit seiner Arbeit fertig ist, dann ist man eben frei. Die Burschen hier sind keine Spielverderber; sie sind weder Hochstapler noch Geizkragen, und wann immer etwas los ist, ein Spaß oder sonst was, sind sie immer alle dabei. Sie murren und brummen auch

nicht, wenn einmal etwas schief geht. Das weiß ich, denn ich bin zahllose Male mit ihnen beisammen gewesen."

Clyde gewann dadurch den Eindruck, daß alle diese jungen Leute intime Freunde waren, bis auf Doyle, der sich ein wenig abseits hielt, ohne jedoch im geringsten ablehnend zu sein. „Die Frauen laufen ihm zu viel nach, das ist das Ganze." Manchmal gingen sie auch alle zusammen aus und besuchten ein Tanzlokal, ein Restaurant, eine bestimmte Spielbude unten am Fluß oder ein Vergnügungslokal, namens „Kate Sweeney's", wo ein paar süße Mädchen waren, und so weiter und so weiter, — eine Reihe von Lehren, wie sie Clyde noch niemals zu Ohren gekommen waren. Er begann zu grübeln, zu träumen, zu zweifeln, sich zu quälen und zu fragen, was an Freuden und Vergnügungen in all dem liegen mochte, wie weit es vernünftig und ob es ihm gestattet sei, sich daran zu beteiligen. Denn war er nicht sein ganzes Leben lang in dieser Hinsicht etwas ganz anders belehrt worden? In allem, dem er jetzt so wißbegierig lauschte, lag eine große Frage und etwas sehr Aufregendes verborgen.

Dann war noch Thomas Ratterer, von dem niemand auf den ersten Blick gesagt hätte, daß er jemandem schädlich oder gefährlich werden könnte. Er war nicht viel größer als fünf Fuß vier Zoll, untersetzt, hatte schwarzes Haar, einen dunklen Teint und die offensten, klarsten und durchsichtigsten Augen der Welt. Auch er stammte aus kleinen Verhältnissen, wie Clyde späterhin erfuhr, und hatte keinerlei gesellschaftlichen oder finanziellen Begünstigungen genossen. Aber er hatte einen ziemlich festen Willen und war bei allen Jungen so beliebt, daß sie ihn fast immer um Rat fragten. Er stammte aus Wichita, war kürzlich nach Kansas City gekommen und mußte mit seiner Schwester gemeinsam seine verwitwete Mutter erhalten. In ihrer Kindheit hatten beide mitansehen müssen,

wie ihre sehr gutmütige und warmherzige Mutter, an der beide sehr hingen, von ihrem treulosen Gatten verachtet und mißhandelt wurde. Es hatte Zeiten gegeben, wo sie nichts zu essen gehabt hatten, und mehr als einmal waren sie wegen nicht bezahlten Zinses auf die Straße gesetzt worden. Tommy und seine Schwester hatten nicht allzu regelmäßig verschiedene öffentliche Schulen besucht. Mit vierzehn Jahren war er endlich nach Kansas City durchgegangen, wo er alles Mögliche versucht hatte, bis es ihm endlich gelungen war, eine Anstellung im Green-Davidson-Hotel zu erhalten. Später waren ihm seine Mutter und Schwester aus Wichita nach Kansas City nachgefolgt.

Aber viel eindrucksvoller als der Luxus im Hotel oder einer dieser Jünglinge war für Clyde das viele Kleingeld, das ihm zufloß und in seiner rechten Hosentasche klimperte. Zehner, Nickelstücke, Viertel- und selbst halbe Dollar, die sich schon am ersten Tage fortwährend vermehrten, daß er um neun Uhr vier Dollar und um Mitternacht, als er abgelöst wurde, über sechseinhalb Dollar besaß, soviel als er sonst in einer ganzen Woche verdient hatte.

Davon mußte er seines Wissens nur Mr. Squires einen Dollar einhändigen (nicht mehr, hatte Hegglund gesagt), und der Rest von fünfeinhalb Dollar, der Lohn für die interessante, wunderbare und herrliche Arbeit eines Abends, gehörte ihm. Er konnte es kaum fassen. Es schien phantastisch wie aus Aladins Zaubermärchen. Punkt zwölf Uhr hatte am ersten Abende in Gong getönt, worauf man Schritte vernommen hatte und drei Jungen erschienen waren — einer um Mr. Barnes' Platz am Schreibtisch einzunehmen, die anderen beiden, um Aufträge auszuführen. Auf Barnes' Befehl standen die acht Anwesenden auf, machten rechtsum kehrt und marschierten hinaus. Draußen in der Halle, bevor er fortging, trat Clyde an Mr.

Squires heran und drückte ihm einen Silberdollar in die Hand. „Gut", sagte Mr. Squires und weiter nichts. Dann ging Clyde mit den anderen zu seinem versperrten Schrank hinunter, kleidete sich um und trat auf die nun dunkle Straße hinaus, in einem solchen Hochgefühl und Glauben an sein künftiges Glück, daß er schwankte und fast schwindlig wurde.

Nur zu denken, daß er nun endlich eine solche Stelle gefunden hatte, daß er vielleicht täglich so viel verdienen konnte! Er ging heim und sein erster Gedanke war, daß er gut schlafen müsse, um am Morgen frisch zur Arbeit zu sein. Aber da ihm einfiel, daß er am nächsten Tage erst um halb zwölf im Hotel sein müsse, trat er in ein Nachtcafé, um eine Tasse Kaffee und ein Stück Pastete zu sich zu nehmen. Morgen hatte er ja nur von zwölf bis sechs zu tun und war dann bis zum folgenden Morgen um sechs Uhr frei. Dann würde er wieder Geld verdienen, — eine ganze Menge Geld, das er für sich ausgeben konnte.

Achtes Kapitel

Von Anfang an beschäftigte Clyde am meisten die Frage, wie er den größten Teil seines Geldes für sich behalten könnte. Denn seitdem er zu arbeiten und Geld zu verdienen begonnen hatte, war es selbstverständlich gewesen, daß er einen ziemlich großen Teil seines Verdienstes — mindestens drei Viertel der kleinen Beträge, die er bisher erhalten — zu den Haushaltungskosten beizusteuern hatte. Wenn er aber jetzt zugab, daß er mehr als fünfundzwanzig Dollar die Woche hatte, abgesehen von seinem Monatsgehalt von fünfzehn Dollar und der freien Verpflegung, würden seine Eltern bestimmt zehn bis zwölf von ihm verlangen.

Es war ein alter Wunsch von ihm, einmal so hübsch auszusehen, wie andere gutgekleidete junge Leute, so daß er jetzt, wo er endlich die Gelegenheit dazu hatte, der Versuchung nicht widerstehen konnte, zunächst so schnell als möglich sich selbst auszustatten. Daher beschloß er seiner Mutter zu sagen, daß die gesamten Trinkgelder, die er erhielt, nicht mehr als einen Dollar im Tage ausmachten. Und um leichter über seine freie Zeit verfügen zu können, teilte er ihr mit, er werde wahrscheinlich auch außerhalb seiner langen Arbeitszeit andere Burschen vertreten müssen, die erkrankt oder mit etwas anderem beschäftigt wären. Ferner berichtete er, daß die Hotelleitung verlange, daß alle Burschen sowohl im Hotel als außerhalb desselben gut gekleidet gingen. Er könnte sich nicht mehr lange mit den Kleidern, die er bis jetzt getragen, im Hotel zeigen, behauptete er, Mr. Squires hätte ihm eine derartige Andeutung gemacht. Um ihm die Sache zu er-

leichtern, hätte ihm einer der Jungen von einem Geschäft erzählt, wo er alles Erforderliche auf Ratenzahlung erhalten könnte.

Und seine Mutter war so naiv in diesen Dingen, daß sie ihm alles blindlings glaubte.

Das war aber noch nicht alles. Er verkehrte nun täglich mit jungen Leuten, die durch ihre größeren Erfahrungen in der Welt, in der Üppigkeit und den Lastern eines solchen Lebens gewisse Formen der Zügellosigkeit angenommen hatten, die Clyde bis dahin völlig fremd gewesen waren und ihn vor Staunen und selbst vor ablehnender Angst zunächst erstarren ließen. So hatte ihm Hegglund angedeutet, daß einige Mitglieder dieser Gruppe, der Clyde nun auch angehörte, gemeinsame Sache machten bei ganz regelmäßigen Abenteuern, die gewöhnlich am Abend nach der Auszahlung ihres monatlichen Gehaltes stattfanden. Diese Unternehmungen führten sie gewöhnlich, je nach Laune und Kasse, in ein oder zwei während der ganzen Nacht geöffnete und nicht allzu ehrbare Restaurants. Wie Clyde mit der Zeit aus ihren Gesprächen erfuhr, schwelgten sie gemeinsam bei einem üppigen Abendessen mit alkoholischen Getränken, worauf sie sich entweder in irgendein grelles Tanzlokal der unteren Stadt begaben, um dort ein Mädchen aufzustöbern, oder wenn sie keine Lust dazu hatten, besuchten sie eines jener bekannteren, ihrer Meinung nach berühmten Bordelle, die häufig als Pension ausgegeben wurden und wo sie nach ihren prahlenden Berichten um viel weniger als ihre gesamte Barschaft „jedes Mädchen im Hause" haben konnten. Hier spielten sie natürlich wegen ihrer Jugend, Unerfahrenheit und Freigebigkeit, wegen der allen eigenen Fröhlichkeit und wegen ihrer hübschen Erscheinungen eine große Rolle und wurden von den verschiedenen Besitzerinnen und Mädchen dieser Lokale, die sie natürlich aus materiellen Gründen zum Wiederkommen zu bewegen versuchten, freudigst begrüßt.

Clydes Leben war bis dahin so reich an Entbehrungen gewesen, daß er einen wahren Heißhunger nach jeder Art von Vergnügen verspürte und von Anfang an nur allzu begierig allen Berichten lauschte, die irgendwie von Abenteuern oder Vergnügungen handelten. Nicht daß er diese Art von Freuden guthieß; sie stießen ihn zunächst sogar ab, da sie doch allem Hohn sprachen, was er so viele Jahre lang gehört und gelernt hatte. Aber es war ein so großer Gegensatz und eine solche Befreiung nach dem trübseligen und bedrückenden Leben, in dem er aufgewachsen war, daß er nicht umhin konnte, mit einem leisen Verlangen an diese Dinge und die Farbe und Abwechslung, die sie in das Leben brachten, zu denken. Gespannt und eifrig hörte er zu, selbst wenn er das Gehörte manchmal innerlich ablehnte. Da er so fröhlich war und an allem so sehr teilnahm, lud ihn der oder jener ein, mit ihm da- und dorthin zu kommen: ins Theater, in ein Restaurant, in sein Elternhaus, wo zwei oder drei von ihnen Karten spielen wollten, oder selbst in jene schamlosen Häuser, die zu besuchen Clyde sich von Anfang an entschieden geweigert hatte. Aber als er langsam mit Hegglund und Ratterer intimer wurde, die er beide sehr gerne hatte, und von ihnen zu einem Festessen bei Frissell, zu einem Gelage, wie sie es nannten, eingeladen wurde, sagte er zu.

„Morgen abend findet bei Frissell eines unserer allmonatlichen Gelage statt", hatte Ratterer zu ihm gesagt. „Willst du nicht mitkommen, Clyde? Du bist ja noch nie dabei gewesen."

Clyde, der sich mittlerweile an diese überhitzte Atmosphäre gewöhnt hatte, verhielt sich lange nicht mehr so ablehnend wie früher. Er hatte sich jetzt nach dem Vorbild Doyles, den er sehr eingehend und erfolgreich studierte, einen hübschen braunen Anzug mit Kappe, einen Überrock, Socken, eine Krawattennadel und Schuhe angeschafft, die denen seines Vorbildes

möglichst ähnlich sahen. Alles stand ihm gut, so gut, daß er viel hübscher aussah als je zuvor in seinem Leben, und nicht nur seine Eltern, sondern auch seine jüngeren Geschwister über die Veränderung ganz überrascht waren.

Wie war er plötzlich zu all dieser Herrlichkeit gekommen? Wieviel mochte alles, was er an sich trug, gekostet haben? Hatte er für diese rein vergängliche Pracht nicht mehr von seinem Gelde im vorhinein ausgegeben, als klug war? Ob er das Geld nicht später einmal brauchen würde? Auch die anderen Kinder brauchten etwas. Und war die geistige und moralische Atmosphäre des Ortes, an dem er während so vieler Stunden und so spät am Abend bei einem so kleinen Gehalt beschäftigt war, auch das Richtige für ihn?

Auf all diese Fragen hatte Clyde in einer für ihn sehr raffinierten Art erwidert, alles sei in Ordnung und er überanstrenge sich nicht. Seine Kleider waren bestimmt nicht zu teuer, seine Mutter sollte nur einmal einige der anderen Jungen sehen. Er gab auch nicht zu viel Geld aus. Jedenfalls aber hatte er noch lange Zeit, um alles zurückzuzahlen.

Nun aber kam dieses Fest. Das war etwas ganz anderes, selbst für ihn. Wie konnte er seinen Eltern sein langes Ausbleiben erklären; wenn die Sache so lange dauerte, als man erwartete? Ratterer hatte gesagt, daß es bestimmt drei oder vier Uhr würde, obwohl es ihm natürlich freistünde, jederzeit zu verschwinden. Aber wie würde es aussehen, wenn er die anderen im Stich ließ? Zum Teufel noch einmal, die meisten lebten nicht zu Hause wie er, oder sie hatten wie Ratterer Eltern, denen es ganz gleich war, was sie trieben. Aber ein Fest zu so später Stunde — war das auch klug? Alle diese Burschen — Hegglund, Ratterer, Kinsella, Shiel —, sie tranken alle und dachten sich weiter nichts dabei. Es sah dumm aus, wenn er es für gefährlich hielt, ein wenig zu trinken, wie sie

es bei solchen Gelegenheiten taten. Andererseits brauchte er es ja nicht zu tun, wenn er nicht wollte. Er konnte hingehen, und wenn man zu Hause darüber sprach, konnte er sagen, daß er noch spät am Abend zu tun gehabt habe. Was machte es aus, wenn er einmal länger ausblieb? War er jetzt nicht ein erwachsener Mensch? Verdiente er nicht mehr als alle anderen in der Familie und konnte er deshalb nicht tun, was ihm paßte?

Er begann die Wonne der persönlichen Freiheit zu empfinden, die Luft eigener, köstlicher und spannender Abenteuer einzuatmen, und keinerlei Ermahnungen seiner Mutter sollten ihn davon abhalten.

Neuntes Kapitel

So fand das spannende Fest unter Clydes Teilnahme und, wie Ratterer gesagt hatte, bei Frissell statt. Clyde, der nun mit allen diesen jungen Leuten auf gutem Fuße stand, war in heiterster Stimmung. Wie hatte sich sein Leben doch verändert! Noch vor einigen Wochen war er ganz allein, ohne Freunde, ja selbst ohne Bekannte gewesen! Und nun, ein wenig später, ging er in dieser interessanten Gesellschaft zu einem so schönen Fest.

Seiner jugendlichen Illusion erschien alles noch viel schöner, als es war. Das Lokal war nicht viel mehr als ein allerdings ausgezeichnetes Gasthaus der älteren amerikanischen Art. An den Wänden hingen zahllose Bilder von Schauspielern und Schauspielerinnen mit Unterschriften nebst Theaterzetteln aus verschiedenen Zeiten. Wegen der Güte seiner Küche und der Fröhlichkeit seines jetzigen Besitzers war es der Treffpunkt vorüberziehender Schauspieler, Politiker und Geschäftsleute und darum auch jener allgemeinen Horde geworden, die immer dort zu finden ist, wo es etwas Neues gibt.

Die Burschen, die da und dort von Privat- und Taxichauffeuren gehört hatten, daß dies eines der besten Lokale der Stadt sei, hatten beschlossen, ihre monatlichen Feste hier abzuhalten. Einzelspeisen kosteten zwischen sechzig Cents und einem Dollar. Kaffee und Tee gab es nur in Kannen, und man erhielt zu trinken, was man wollte. Links vom Hauptsaal lag ein weniger hell erleuchteter Raum mit niedriger Decke und einem Kamin, ein Raum, den nur Herren besuchten, die dort sitzen, rauchen und nach dem Essen ihre Zeitung lesen

wollten, und für den diese Jünglinge die allergrößte Bewunderung hegten. Wenn sie dort saßen, kamen sie sich älter, klüger, bedeutender und als wahre Leute von Welt vor. Sowohl Ratterer als Hegglund, mit denen Clyde sich sehr angefreundet hatte, waren der Meinung, daß es keinen zweiten solchen Ort in ganz Kansas City gäbe.

Nachdem sie an jenem Tage zu Mittag ihr Gehalt bekommen hatten und um sechs Uhr dienstfrei waren, versammelten sich Hegglund und Ratterer, Paul Shiel, ein Jüngling namens Davis Higby, Artur Kinsella und Clyde außerhalb des Hotels an der Ecke beim Sodawasserschank und zogen in sehr vergnügter und geräuschvoller Stimmung ab.

„Habt ihr gehört, was der Kerl aus St. Louis gestern dem Hauptbureau für einen Streich gespielt hat?" fragte Hegglund sie alle, während sie aufbrachen. „Telegraphiert letzten Samstag aus St. Louis um ein Wohnzimmer, Schlafzimmer und Badezimmer für sich und seine Frau und läßt Blumen ins Zimmer stellen. Jimmy, der Schlüsselverwahrer, hat es mir erzählt. Dann kommt er und trägt sich und seine Begleiterin als Mann und Frau ein, — ein ganz entzückendes Mädel, kann ich euch sagen, ich hab' sie gesehen. Jetzt paßt auf, alle miteinander. Am Mittwoch, nachdem er seit drei Tagen hier ist und man anfängt, sich ein bißchen über ihn zu wundern — Essen auf das Zimmer usw. —, kommt er und sagt, daß seine Frau nach St. Louis zurück müsse und er kein Appartement brauche, nur ein Zimmer, und daß man seinen Koffer und ihr Handgepäck in das neue Zimmer tragen solle, bis der Zug gehe. Aber der Koffer gehört gar nicht ihm, sondern ihr, und sie reist nicht ab und weiß von nichts. Er aber schon. Dann prügelt er sie und läßt sie mit dem Koffer allein. Und ohne einen Knopf Geld, versteht ihr? Jetzt wird sie mitsamt dem Koffer zurückgehalten und heult und telegraphiert

an Bekannte, und der Teufel ist los. Versteht ihr das? Noch dazu die Blumen — prachtvolle Rosen — und sechs Mahlzeiten auf dem Zimmer und weiß Gott was für Getränke für ihn."

„Ich weiß schon, wen du meinst", rief Paul Shiel. „Ich habe selbst einmal etwas zu trinken hinaufgetragen. Ich hatte das Gefühl, daß etwas an dem Kerl nicht stimmt. Er war gar zu freundlich und sprach zu laut. Und er hat auch nur einen Zehner springen lassen."

„Ich kann mich auch an ihn erinnern", rief Ratterer. „Am Montag hat er mich um alle Chicagoer Zeitungen geschickt und mir auch nur einen Zehner gegeben. Er hat wie ein Schwindler ausgeschaut."

„Jedenfalls ist alles vor ihm auf dem Bauch gelegen", sprach Hegglund. „Und jetzt wollen sie sich an ihr schadlos halten. Geht euch das ein?"

„Ich habe sie für höchstens achtzehn oder zwanzig gehalten, wenn nicht jünger", wandte Artur Kinsella ein, der bis jetzt geschwiegen hatte.

„Hast du die beiden auch gesehen, Clyde?" fragte Ratterer, der Clyde gerne begünstigte und ihn bei allem mitreden lassen wollte.

„Nein", entgegnete Clyde. „Ich muß sie übersehen haben. Ich kann mich nicht an sie erinnern."

„Nun, wenn du den nicht gesehen hast, dann ist dir etwas entgangen. Groß, mit einem langen schwarzen Cutaway und einem weichen schwarzen Hut, den er ganz tief in die Stirn gedrückt trug. Dazu hellgraue Gamaschen. Nach der Art, wie er einherging, hielt ich ihn zuerst mindestens für einen englischen Herzog. Dazu trug er noch einen Stock. Man braucht nur das englische Zeug anzuziehen und lauter zu reden als alle anderen und alle herumzukommandieren, und jedesmal fällt alles herein."

„Das stimmt", bemerkte Davis Higby. „Die englischen Sachen sind ganz gut, ich hätte manchmal selber nichts dagegen."

Sie waren um zwei Ecken und über zwei Straßen gegangen und steuerten gemeinsam auf den Haupteingang von Frissells Restaurant zu, durch den man den Widerschein des Lichtes auf Porzellan, Silber und Gesichtern sah und das Summen und Tellergeklapper einer essenden Menschenmenge vernahm. Das machte ungeheuren Eindruck auf Clyde. Niemals war er außer dem Green-Davidson-Hotel an einem solchen Orte gewesen, dazu noch in so erfahrener, weltkluger Gesellschaft.

Sie bahnten sich den Weg zu einigen Tischen, die vor einem ledernen Klubsofa standen. Der Oberkellner, der Ratterer, Hegglund und Kinsella als Stammkunden erkannte, ließ zwei Tische zusammenrücken und Brot, Butter und Gläser bringen. Dann setzten sie sich: Clyde, Ratterer und Higby auf das Sofa, Hegglund, Kinsella und Shiel ihnen gegenüber.

„Mir zuerst einmal einen guten alten Manhattan", rief Hegglund gierig, indem er sich im ganzen Saal umsah und sich als Mann fühlte. Mit seiner braunen Gesichtsfarbe, den lebhaften blauen Augen, dem rötlichbraunen Haar, das er aus der Stirn gekämmt trug, sah er einem großen, sich äußerst wichtig gebärdenden Gockelhahn nicht unähnlich.

Auch Artur Kinsella schien sich aufzublähen, seit er hier war, und sich seiner augenblicklichen Würde entsprechend zu benehmen. Er zog auffällig an seinen Rockärmeln, nahm eine Speisekarte zur Hand, und nachdem er die Getränke auf der Rückseite studiert hatte, rief er aus: „Ein Martini-dry ist gerade recht für den Anfang."

„Ich werde mit einem Whisky und Soda anfangen", bemerkte Paul Shiel feierlich, indem er gleichzeitig die Fleischspeisen studierte.

„Ich mag heute keinen Cocktail", sagte Ratterer munter, aber etwas zurückhaltend. „Ich habe mir geschworen, heute nicht viel zu trinken, und werde es auch nicht tun. Ich glaube, ein Glas Rheinwein mit Selters wird das Richtige für mich sein."

„Um alles in der Welt, habt ihr schon so etwas gehört?" rief Hegglund mißbilligend aus. „Er fängt mit Rheinwein an, wo er doch Manhattan immer so gern hat. Was ist plötzlich in dich gefahren, Tommy? Ich dachte, du wolltest dein Leben heute genießen."

„Gewiß," erwiderte Ratterer, „aber kann ich denn mein Leben nicht genießen, ohne von allem hier zu schlecken? Ich will heute nüchtern bleiben. Wenn ich einen klaren Kopf habe, werde ich morgen keine Rügen bekommen. Letztes Mal war ich nicht weit davon, in der Frühe nicht anzutreten."

„Er hat recht", antwortete Kinsella. „Ich mag auch nicht so viel trinken, daß ich nichts mehr von mir weiß, aber ich will nicht schon jetzt daran denken."

„Was ist mit dir, Higby?" rief Hegglund dem Jüngling mit den runden Augen zu.

„Ich will auch einen Manhattan", entgegnete dieser und fügte dann zu dem neben ihm stehenden Kellner hinzu: „Wie geht das Geschäft, Dennis?"

„Ich kann mich nicht beklagen", erwiderte der Kellner. „In der letzten Zeit geht es recht gut. Wie sieht es im Hotel drüben aus?"

„Gut, gut", erwiderte Higby fröhlich, während er die Speisekarte durchsah.

„Und du, Griffiths, was willst du haben?" rief Hegglund, der als der von den anderen ernannte maître de plaisir die Bestellungen entgegennehmen, die Rechnung bezahlen, dem Kellner sein Trinkgeld geben mußte und jetzt seines Amtes waltete.

„Wer? Ich? Ach, ich —" rief Clyde in großer Verlegenheit aus, denn bis jetzt, bis zu diesem Augenblick hatte er nichts anderes angerührt als Kaffee oder Icecreamsoda. Die flotte und geübte Art, in der diese Jünglinge Cocktails und Whisky bestellten, hatte ihm großen Eindruck gemacht. So weit konnte er natürlich nicht gehen, aber er hatte den Erzählungen dieser jungen Leute schon lange entnommen, daß sie bei solchen Gelegenheiten Alkohol tranken, und sah daher keine Möglichkeit, es für seinen Teil zu vermeiden. Was würden sie von ihm denken, wenn er gar nichts trank? Denn seitdem er mit ihnen verkehrte, hatte er sich bemüht, ebenso als Mann von Welt aufzutreten wie sie. Aber er fühlte, daß ihm all die Jahre schwer auf der Seele lagen, in denen ihm die „Schrecken des Alkohols und der schlechten Gesellschaft" eingeimpft worden waren. Und obwohl er die ganze Zeit fast gegen alle Reden und Grundsätze, die seine Eltern beinahe ununterbrochen im Munde führten, heimlich rebelliert hatte und die Lumpengesellschaft von Verschwendern und schief gegangenen Existenzen, die seine Eltern immer zu retten versuchten, als vollkommen wert- und geistlos erkannt hatte, konnte er jetzt doch nicht umhin, zu überlegen und Zweifel zu hegen. Sollte er trinken oder sollte er nicht?

Er zögerte nur den Bruchteil einer Sekunde, während alle diese Erwägungen ihm kamen, und fügte dann hinzu: „Ich — ich glaube, ich werde auch einen Rheinwein mit Selters nehmen." Das war nach seiner Meinung das Einfachste und Sicherste. Hegglund und die anderen hatten schon den mäßigen und harmlosen Charakter des Rheinweins mit Selters betont und doch hatte Ratterer ihn bestellt, und das ließ seine Wahl weniger auffallend und, wie er glaubte, weniger lächerlich erscheinen.

„Na, höre einmal", rief Hegglund pathetisch aus. „Der will

auch Rheinwein mit Selters haben. Ich sehe schon, daß die ganze Gesellschaft um halb neun nach Hause geht, wenn wir anderen nichts dagegen tun."

Und Davis Higby, der viel schneidiger und prahlerischer veranlagt war, als man aus seinem sanften Äußeren hätte schließen können, sagte zu Ratterer: „Warum fängst du jetzt schon mit diesem Zeug an, Tom? Sollen wir denn heute abend gar keinen Spaß haben?"

„Ich habe dir schon gesagt, warum", entgegnete Ratterer. „Das letzte Mal hatte ich vierzig Dollar, als wir in diese Bude kamen, und nicht einen einzigen Cent, als ich sie verließ. Ich will wissen, was diesmal geschieht."

„Diese Bude", dachte Clyde, als er das hörte. Sie sollten also nach dem Essen, wenn sie genug gegessen und getrunken hatten, in eines dieser Häuser, die man Buden nannte, also in ein Haus des Lasters gehen. Daran war nicht zu zweifeln, er wußte, was das Wort bedeutete. Dort würde es Frauen — verdorbene, schlechte Frauen geben. Und man würde von ihm erwarten, daß er — Aber könnte und würde er?

Zum ersten Male in seinem Leben stand er vor der Wahl zwischen seinem Wunsch nach genauerer Erkenntnis des großen, brennenden Geheimnisses, das ihm so lange vor Augen gestanden, ihn beschäftigt und verwirrt hatte, und einer gewissen Angst davor. Denn trotz seiner verschiedenen Gedanken über Frauen im allgemeinen, war er noch nie auf solche Weise mit einer in Berührung gekommen. Und jetzt — jetzt —

Plötzlich fühlte er abwechselnd kalte und heiße Schauer, die ihm den Rücken hinunterliefen. Seine Hände und sein Gesicht wurden erst heiß und dann feucht und er fühlte, wie ihm Stirn und Wangen brannten. Seltsame, wechselnde, verlockende und verwirrende Bilder jagten durch sein Gehirn. Seine Haarwurzeln brannten und er sah bacchantische Szenen vor sich, die er

schnell, aber vergebens aus seinem Gehirn zu verbannen suchte. Aber sie kehrten hartnäckig wieder. Und er wollte, daß sie wiederkehrten. Nein, er wollte es nicht. Dabei hatte er fortwährend ein wenig Angst. Pah! Hatte er denn gar keinen Mut? Diese anderen Jungen ließen sich nicht dadurch stören, was ihnen bevorstand. Sie waren ganz vergnügt. Schon begannen sie zu lachen und sich wegen verschiedener komischer Dinge zu necken, die sich bei ihrem letzten Zusammensein ereignet hatten. Was würde seine Mutter nur sagen, wenn sie wüßte? Seine Mutter! Er wagte jetzt nicht an seine Eltern zu denken und schob den Gedanken an sie entschlossen beiseite.

„Du, Kinsella," rief Higby, „erinnerst du dich noch des kleinen Rotkopfs in der Bude in der Pacificstreet, mit der du nach Chicago durchgehen wolltest?"

„Und ob!" erwiderte Kinsella vergnügt, während er den Martini, der ihm eben gebracht wurde, ergriff. „Sie wollte sogar, daß ich das Hotel aufgebe und mit ihr irgendetwas anfange. Sie behauptete, daß ich gar nichts zu tun brauchte, wenn ich bei ihr bliebe."

„Nein, du hättest gar nichts zu tun brauchen bis auf eines", rief Ratterer.

Der Kellner stellte das Glas mit Clydes Rheinwein und Selters vor ihm hin, und angeregt, gespannt, verwirrt und fasziniert durch alles Gehörte, nahm er das Glas, kostete, und da es ziemlich milde und angenehm schmeckte, trank er es in einem Zuge leer. Dabei war er so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er es kaum bemerkte.

„Wird dir gut tun," bemerkte Kinsella mit größter Herzlichkeit, „das muß dir doch schmecken."

„Es ist nicht schlecht", sagte Clyde.

Hegglund, der sah, wie rasch es gegangen war, und fühlte, daß man Clyde, der in dieser Welt gänzlich neu und grün

war, aufmuntern müsse, rief dem Kellner zu: „He, Jerry, noch ein Glas! Aber ein großes!" flüsterte er ihm hinter der vorgehaltenen Hand zu.

Das Fest nahm seinen Fortgang. Es war fast elf, ehe alle interessanten Gespräche, Erzählungen von früheren Abenteuern, früheren Stellen und früheren tollen Streichen erschöpft waren. Währenddessen hatte Clyde reichlich Zeit, über alle diese Jünglinge nachzudenken. Er fand sich lange nicht so grün, als sie glaubten, und wenn schon, so war er doch klüger und hatte einen regeren Verstand als die meisten von ihnen. Was waren sie denn eigentlich und was strebten sie an? Soviel er sah, war Hegglund eitel, lärmend und leichtsinnig, ein Mensch, den man mit ein paar Schmeicheleien herumkriegen konnte. Higby und Kinsella, beide hübsche und anziehende Jungen, waren stolz auf Dinge, deren er sich nicht brüsten konnte, — Higby verstand etwas von Automobilen, ein Onkel von ihm war bei der Branche, Kinsella konnte Karten und sogar Würfel spielen. Was Ratterer und Shiel betraf, so hatte er schon seit einiger Zeit bemerkt, daß sie mit ihrer Stellung als Hotelboys ganz zufrieden waren und dabei bleiben und nichts anderes erreichen wollten, — während er schon jetzt nicht glauben konnte, daß dieser Beruf ihn dauernd fesseln würde.

Dabei war er ein wenig darüber aufgeregt, wann sie aufbrechen und sich an einen Ort begeben würden, desgleichen er noch nie betreten hatte und wo er Dinge tun würde, an die er noch nie zu denken gewagt hatte. War es nicht besser, er entschuldigte sich, wenn sie auf der Straße waren, oder blieb unbemerkt an einer Ecke zurück und ging nach Hause? Hatte er nicht schon gehört, daß man sich an solchen Orten manchmal die schrecklichsten Krankheiten zuziehen konnte und daß Menschen später elend zugrunde gingen an Lastern, die so begonnen

hatten? Er hörte seine Mutter über alle diese Dinge reden, obwohl sie kaum Näheres darüber wußte. Andererseits ließen sich diese Jungen hier in keinerlei Weise in ihrem Vorhaben stören. Im Gegenteil, sie waren äußerst angeregt und vergnügt darüber, weiter nichts.

Ratterer, der Clyde wirklich liebgewonnen hatte, mehr noch wegen seines Aussehens, seiner Art zu fragen und zuzuhören, als durch irgendetwas, was er sagte oder tat, gab ihm ab und zu einen Rippenstoß und fragte lachend: „Wie gefällt es dir, Clyde? Willst du dich heute nacht einführen lassen?" Und er grinste dazu. Oder wenn Clyde manchmal ganz still und nachdenklich dasaß: „Sie werden dich nicht beißen, Clyde." Und Hegglund, der auf Ratterers Ton einging und zuweilen von seinen eigenen Reden und Selbstverherrlichungen abließ, fügte hinzu: „Du wirst nie mehr so jung sein, Clyde, und sie auch nicht. Und für den Fall der Gefahr werden wir dir alle beistehen."

Nervös und gereizt entgegnete Clyde: „Seid still, ihr zwei. Laßt den Unsinn. Wozu bemüht ihr euch, mir zu beweisen, daß ihr so viel mehr wißt als ich?"

Ratterer winkte Hegglund, daß er aufhöre, und flüsterte Clyde gelegentlich zu: „Schon gut, Alter, ärgere dich nicht. Du weißt ja, daß wir nur Unsinn machen." Und Clyde, der Ratterer sehr gerne hatte, gab nach und wünschte, daß er nicht so dumm wäre, seine wahren Gedanken zur Schau zu tragen.

Um elf Uhr hatten sie endlich genug geredet, gegessen und getrunken und waren bereit, mit Hegglund an der Spitze weiterzuziehen. Aber anstatt, daß ihre allbekannte und geheimnisvolle Sendung eine Art von Feierlichkeit und Gewissenserforschung oder Selbstgeißelung in ihnen hervorgerufen hätte, lachten und plauderten sie, wie wenn nichts vor

ihnen läge, als eine köstliche Unterhaltung. Und sehr zu Clydes Erstaunen und Entrüstung begannen sie jetzt von früheren Ausflügen in jene Welt zu sprechen, — besonders von einem, der sie alle höchlichst zu unterhalten schien, und der eine „Bude", wie sie es nannten, betraf, die sie einmal besucht hatten und die „die schöne Betti" hieß. Ein gewisser „Pinky" Jones, ein ausgelassener Junge, der dem Personal eines anderen Hotels angehörte, hatte sie ursprünglich hingeführt. Dieser Bursche und ein anderer namens Birmingham hatten zusammen mit Hegglund, der einen schweren Rausch gehabt, dort wilde Streiche aufgeführt, die fast zu ihrer Verhaftung geführt hätten, — Dinge, die Clyde beim bloßen Zuhören für Jungen ihrer Art und ihres unschuldigen Aussehens fast unmöglich schienen und die so roh und abstoßend waren, daß ihm dabei fast übel wurde.

„O, die Kanne Wasser, die das Mädchen aus dem zweiten Stock beim Weggehen über mich ausgegossen hat", rief Hegglund herzlich lachend.

„Und der große dicke Kerl im zweiten Stock, der herauskam und nachsehen wollte. Erinnerst du dich daran?" lachte Kinsella. „Ich wette, er hatte geglaubt, daß ein Brand oder eine Revolte ausgebrochen sei."

„Und du und die kleine dicke Piggy, weißt du noch, Ratterer?" quietschte Shiel, der vor Lachen fast erstickte und die Geschichte zu erzählen versuchte.

„Ratterers Knie bogen sich fast unter seiner Last. Hahaha!" brüllte Hegglund. „Und wie die zwei dann die Stiege heruntergerutscht sind."

„Das war deine Schuld, Hegglund", rief Higby von Kinsellas Seite herüber. „Hättest du nicht dieses berauschende Zeug ausprobiert, so wären wir nie hinausgeworfen worden."

„Ich habe euch schon gesagt, daß ich betrunken war", pro-

testierte Ratterer. „Der Red-Eye, den sie dort verkauft haben, war schuld daran."

„Und der lange magere Kerl aus Texas mit dem großen Schnurrbart. Ihn und seine Art zu lachen, werde ich nie vergessen", fügte Kinsella hinzu. „Er wollte doch niemandem gegen uns helfen, wißt ihr noch?"

„Ein wahres Wunder, daß wir nicht alle hinausgeflogen oder eingesperrt worden sind. Herrgott, war das eine Nacht!" sagte Ratterer.

Die Art dieser Enthüllungen machte Clyde fast schwindlig. „Berauschendes Zeug! Das konnte nur eines heißen."

Es wurde von ihm erwartet, daß er an solchen Orgien teilnehmen sollte. Aber das war unmöglich. So ein Mensch war er nicht. Was würden sein Vater und seine Mutter dazu sagen, wenn sie so schreckliche Dinge erführen! Und doch —

Während sie so sprachen, waren sie in eine dunkle, aber breite Straße und zu einem Hause gekommen, vor dem einige Autos und Wagen warteten. Nicht weit davon stand an einer Ecke eine Gruppe plaudernder junger Leute und jenseits der Straße waren noch mehr Menschen. Ein Stück weiter gingen zwei Polizeileute im Gespräche auf und ab. Und obgleich kein Fenster beleuchtet war und sich nirgends Licht zeigte, hatte man doch sonderbarerweise das Gefühl von intensiv ausstrahlendem Leben. Man konnte es selbst hier in dieser dunklen Straße fühlen. Taxis rasten lärmend vorbei und zwei altmodische geschlossene Wagen mit verhängten Scheiben fuhren auf und ab. Türen wurden zugeschlagen oder geöffnet und wieder geschlossen. Von Zeit zu Zeit drang ein Strahl hellen Lichtes in die tiefe Finsternis, um gleich wieder zu verschwinden. Am Himmel aber funkelten in dieser Nacht zahllose Sterne.

Ohne daß jemand noch ein Wort verlor, stieg Hegglund mit Higby und Shiel die Stufen dieses Hauses hinauf und läutete

an. Fast in demselben Augenblick wurde die Haustür von einem Negermädchen in einem roten Kleid geöffnet. „Guten Abend. Bitte, treten Sie ein", lautete die freundliche Begrüßung, und nachdem die sechs an ihr und an den schweren Samtvorhängen, die den kleinen Vorraum von den Haupträumen trennten, vorübergeschritten waren, sah Clyde einen hellen, ziemlich bunt gehaltenen Salon oder Empfangsraum vor sich, dessen Wände mit goldgerahmten Bildern nackter oder halbnackter Mädchen und einigen sehr hohen Pfeilerspiegeln geschmückt waren. Ein dicker, roter Teppich, auf dem eine große Anzahl vergoldeter Sessel standen, bedeckte den Boden. Im Hintergrund befand sich vor einem grellroten Vorhang ein vergoldetes Pianino. Aber außer dem dunkelhäutigen Mädchen schien es hier keinerlei Gäste oder Inwohner zu geben.

„Nehmen Sie einstweilen Platz und machen Sie sich's bequem. Ich werde die Vorsteherin rufen." Sie lief nach links über eine Stiege und rief: „Marie, Sadie, Karoline! Einige Herren sind im Salon."

In diesem Augenblick trat durch eine Tür im Hintergrund eine große, schlanke, ziemlich blasse Frau, die achtunddreißig bis vierzig Jahre alt sein mochte. Sie hielt sich sehr gerade, sah sehr energisch, sehr klug und liebenswürdig aus, war sehr durchsichtig und doch unauffällig gekleidet, und sie sagte mit einem müden aber freundlichem Lächeln: „Da bist du ja, Oskar? Und du auch, Paul, Hallo, Davis! Macht es euch nur alle recht bequem. Fannie kommt sofort und wird euch etwas zu trinken bringen. Ich habe eben einen neuen Klavierspieler, einen Neger aus St. Joe, aufgenommen. Paßt nur auf, wie er spielt. Er kann enorm viel."

Sie wandte sich wieder nach dem Hintergrund und rief: „Sam!"

Gleichzeitig kamen neun Mädchen von verschiedenem Alter und Aussehen, keines aber anscheinend älter als vier-, fünf- undzwanzig Jahre, die Treppe im Hintergrund herunter. Sie waren so bekleidet, wie Clyde es noch nie bei einer Frau gesehen hatte, lachten und plauderten alle im Gehen, fanden sich anscheinend alle sehr hübsch und schämten sich nicht im mindesten ihres Aussehens, das Clyde bei einigen ganz besonders auffiel, denn ihre Kleidung wechselte zwischen leichtestem und nichtigstem Negligé und etwas ernsteren, wenn auch nicht mehr verhüllenden Abend- oder Ballkleidern. Die verschiedensten Typen, Gestalten und Farben waren unter ihnen vertreten: Schlanke, Dicke und Mittelstarke, Große und Kleine, Helle und Dunkle. Und alle sahen jung aus und lächelten liebenswürdig und freundlich.

„Hallo, Schatz, wie geht es dir? Willst du nicht mit mir tanzen?" tönte es von allen Seiten, oder: „Willst du nicht etwas zu trinken haben?"

Zehntes Kapitel

Wie sehr Clyde sich auch vorgenommen hatte, dies alles abzulehnen, und wie tief auch Ansichten und Grundsätze in ihm wurzelten, die das Gegenteil all dessen bedeuteten, so war er doch im Grunde eine so sinnliche und romantische Natur und so ausgehungert nach dem Weiblichen, daß er, anstatt sich jetzt abgestoßen zu fühlen, vollkommen fasziniert wurde. Die rein sinnliche Schönheit der meisten dieser Wesen fesselte ihn für den Augenblick, mochten sie auch noch so dumm und nüchtern denken. Es war eben doch eine, wenn auch noch so rohe und derbe Form von Schönheit, die man kaufen und genießen konnte. Und bei diesen Mädchen gab es keine Hindernisse und Stimmungen zu überwinden. Eine von ihnen, eine recht hübsche Brünette, in einem schwarzen und roten Kleide, mit einem roten Band um die Stirn, schien sehr intim mit Higby zu sein, denn schon tanzte sie in dem hinteren Zimmer einen Jazz mit ihm, der wie toll auf dem Klavier gehämmert wurde.

Zu Clydes Überraschung saß Ratterer bereits auf einem der vergoldeten Sessel und hatte ein großes Mädchen mit blauen Augen und lichtblondem Haar auf den Knien. Sie rauchte eine Zigarette und wippte mit ihren goldenen Schuhen im Takt der Musik. Alles war so unwirklich und feenhaft wie im Märchen. Vor Hegglund stand ein derbes und hübsches Mädchen von deutschem oder skandinavischem Typus, mit in die Hüfte gestemmten Armen und gespreizten Beinen. Clyde hörte sie mit ansteigender Stimme fragen: „Soll ich heute abend dir gehören?" Aber Hegglund, dem diese Aufforderung augen-

scheinlich nicht sehr gefiel, schüttelte ruhig den Kopf, worauf sie zu Kinsella weiter ging.

Während Clyde noch zusah und überlegte, zog ein recht hübsches Mädchen von mindestens fünfundzwanzig Jahren, das ihm aber jünger erschien, einen Stuhl heran, setzte sich und fragte: „Kannst du tanzen?" Er schüttelte verlegen den Kopf. „Soll ich es dir zeigen?"

„Nein, hier möchte ich es lieber nicht versuchen."

„Es ist ganz leicht", fuhr sie fort. „Komm nur." Da er aber keine Lust hatte, obwohl ihre Freundlichkeit ihn sehr angenehm berührte, fügte sie hinzu: „Vielleicht willst du lieber etwas trinken?"

„Gerne", erwiderte er galant, worauf sie der jungen Schwarzen, die als Kellnerin wiedergekehrt war, ein Zeichen gab. Im nächsten Augenblick stand ein Tisch mit einer Flasche Whisky und Soda vor ihnen, — ein Anblick, der Clyde so sehr überraschte und verwirrte, daß er kaum sprechen konnte. Er hatte vierzig Dollar bei sich und wußte, daß jedes Getränk hier mindestens zwei Dollar kostete, — aber sollte er so viel Geld ausgeben für die Getränke eines Mädchens? Und seine Mutter und seine Geschwister zu Hause hatten kaum das Allernötigste! Aber dennoch bestellte und bezahlte er einige solche Whiskys, immer mit dem Gefühl, daß er eine schreckliche Verschwendung begehe, wenn es nicht eine Orgie war, — daß er aber nun, wo er einmal so weit war, nicht mehr zurückkönne.

Zudem war dieses Mädchen wirklich hübsch, wie er jetzt sah. Sie trug ein Abendkleid aus porzellanblauem Samt mit dazu passenden Schuhen und Strümpfen. Sie hatte blaue Ohrgehänge, und ihr Hals, ihre Schultern und Arme waren glatt und rund. Was ihn aber an ihr störte, war ihr sehr tief ausgeschnittenes Kleid — er wagte kaum hinzusehen —, und daß ihre Wangen und Lippen geschminkt waren, — sicher das

Zeichen des Freudenmädchens. Sie schien aber nicht sehr zudringlich, sondern im Gegenteil ganz menschlich zu sein und sah ihm fortwährend in die großen, dunklen und unruhigen Augen.

„Du bist auch aus dem Green-Davidson, nicht wahr?" fragte sie.

„Ja", erwiderte Clyde und bemühte sich so zu tun, als ob ihm das alles nichts Neues wäre, als ob er schon oft solche Dinge erlebt hätte. „Woher weißt du das?"

„Ach, ich kenne Oskar Hegglund, er kommt von Zeit zu Zeit her. Bist du gut mit ihm?"

„Ja, das heißt, wir sind beide drüben im Hotel angestellt."

„Du bist aber zum ersten Male hier?"

„Ja", entgegnete Clyde rasch mit einem leise fragenden Unterton. Woher wußte sie, daß er noch nie hier gewesen?

„Das habe ich mir gleich gedacht. Die meisten Burschen habe ich schon gesehen, dich aber noch niemals. Du bist auch wahrscheinlich noch nicht sehr lange in dem Hotel."

„Nein", antwortete Clyde etwas unruhig, während seine Stirne und Augenbrauen sich abwechselnd hoben und wieder senkten, — eine ihm unbewußte Form der Spannung und Entspannung, die immer eintrat, wenn er aufgeregt oder in Gedanken versunken war. „Warum?"

„Ach, nur so. Ich wußte es eben. Du bist nicht wie die anderen, du siehst ganz anders aus." Sie sah ihn mit einem seltsamen und aufmunternden Lächeln an, aber Clyde verstand weder Blick noch Lächeln.

„Inwiefern anders?" fragte er ernsthaft und gespannt, während er ein Glas ergriff und trank.

„Ich wette," fuhr sie fort, als hätte sie seine Frage ganz überhört, „ich wette, daß du dir aus Mädchen wie unsereins nicht viel machst, nicht wahr?"

„O doch, warum nicht?" sagte er ausweichend.

„Nein, nein. Ich fühle es. Aber du gefällst mir dennoch. Deine Augen gefallen mir. Und du bist nicht wie die anderen Burschen. Du bist etwas Besseres, das spüre ich. Du siehst auch nicht so aus wie sie."

„Findest du?" entgegnete Clyde sehr erfreut und geschmeichelt, während seine Stirn sich abwechselnd runzelte und glättete wie früher. Das Mädchen war entschieden besser, als er gedacht hatte. Sie war klüger und ein wenig feiner als die anderen. Auch ihre Kleidung war nicht so gewöhnlich. Und sie hatte sich ihm nicht so aufgedrängt, wie die anderen es mit Hegglund, Higby und Ratterer gemacht hatten. Fast alle saßen irgendwo auf einem Diwan oder Stuhl und hatten ein Mädchen auf ihren Knien. Und vor jedem Paar stand ein Tisch mit einer Flasche Whisky.

„Da schaut her, wer Whisky trinken kann!" rief Kinsella denen zu, die Lust hatten, ihm zuzuhören, während er auf Clyde blickte.

„Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten", fuhr das Mädchen fort, während Clyde ihre Schultern und Arme und ihren nur allzu entblößten Busen ansah, — es wurde ihm ganz kalt, aber er konnte sich dennoch nicht abwenden. „Ich bin noch nicht sehr lange dabei und ich wäre auch heute noch nicht hier, wenn ich nicht so viel Pech gehabt hätte. Ich wäre viel lieber zu Hause bei meiner Familie, aber jetzt würden sie nichts mehr von mir wissen wollen."

Sie blickte ernsthaft zu Boden und dachte, was Clyde für ein dummer kleiner Junge war — so grün und unerfahren —, und an das Geld, das sie ihn aus der Tasche hatte nehmen gesehen, — es war ein ganz hübscher Betrag gewesen. Er sah auch recht gut aus, nicht besonders hübsch und kräftig, aber anziehend. Clyde aber mußte an Esta denken, wohin sie ge-

gangen war und wo sie jetzt sein mochte. Wer konnte sagen, was ihr alles zugestoßen war und was man ihr angetan hatte? Hatte dieses Mädchen vielleicht eine so unliebsame Erfahrung gemacht wie sie? Er fühlte ein wachsendes, ziemlich überlegenes Mitgefühl mit ihr und sah sie an, als wollte er sagen: „Du armes Ding." Aber er wagte es nicht, weiter zu reden oder zu fragen.

„Wenn ihr Burschen hierher kommt, denkt ihr immer nur schlecht von jedermann. Ich kenne euch, aber wir sind nicht so schlecht, wie ihr glaubt."

Wieder runzelte und glättete sich Clydes Stirn. Vielleicht war sie nicht so schlecht, als er dachte. Wohl war sie ein tiefstehendes, sündhaftes Geschöpf, aber sie war hübsch, und wenn er sich von Zeit zu Zeit im Zimmer umsah, gefiel sie ihm noch immer am besten. Und sie hielt ihn für etwas Besseres als die anderen Jungen, für etwas Feineres — das hatte sie herausgefunden. Die Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung auf ihn nicht. Sie füllte wieder sein Glas und nötigte ihn, ihr zuzutrinken. Dann kam noch eine Gesellschaft junger Leute und noch mehr Mädchen traten aus den geheimnisvollen Türen im Hintergrund, um sie zu begrüßen, und Hegglund, Ratterer, Kinsella und Higby verschwanden über die Stiege hinten, die durch schwere Vorhänge von dem Hauptraum abgetrennt war. Als jene anderen eintraten, forderte ihn das Mädchen auf, ihr zu folgen und sich mit ihr auf ein Sofa in dem dahinterliegenden Zimmer zu setzen, wo die Beleuchtung nicht so grell war.

Als sie nun dort saßen, rückte sie ganz nahe an ihn heran, berührte seine Hand und schob schließlich ihren Arm durch den seinen. Und während sie sich innig an ihn schmiegte, fragte sie ihn, ob er nicht sehen wollte, wie hübsch die Zimmer im oberen Stockwerk eingerichtet wären. Er war jetzt ganz allein, keiner

von der Gesellschaft, mit der er gekommen war, konnte ihn beobachten, — und dieses Mädchen war so herzlich und verständnisvoll, daß er sich von ihr über die verborgene Stiege in ein kleines blau und rosa eingerichtetes Zimmer führen ließ, obwohl er sich fortwährend vorhielt, was für eine entsetzliche und gefährliche Sache er da unternahm, die für ihn möglicherweise ein Ende mit Schrecken nehmen konnte. Er könnte sich eine gräßliche Krankheit zuziehen. Auch konnte das Mädchen mehr von ihm verlangen, als er hatte. Er fürchtete sich vor ihr, vor sich selbst, eigentlich vor allem und war ganz stumm und verwirrt vor lauter Angst und Gewissensbissen, und doch ließ er es geschehen, und im Augenblick, als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, fiel die anmutige und wohlgebaute Venus um seinen Hals und begann dann in voller Ruhe vor einem großen Spiegel sich auszukleiden, der ihm und ihr ihre Reize vollkommen enthüllte.

Elftes Kapitel

Die Wirkung dieses Abenteuers auf Clyde war eine solche, wie man sie bei einem, dem diese ganze Welt bisher ganz neu und fremd gewesen, nicht anders erwarten konnte. Trotz der tiefen und drängenden Neugier und dem Verlangen, das ihn an einen solchen Ort geführt und ihn hatte schwach werden lassen, konnte er diese Dinge auf Grund der sittlichen Lehren, in denen er aufgewachsen war, und seiner eigenen nervösen Hemmungen doch nur als sehr erniedrigend und sündhaft betrachten. Seine Eltern hatten wahrscheinlich recht, wenn sie predigten, daß es etwas ganz Gemeines und Schamloses war. Dennoch verklärte sich ihm dieses Erlebnis und die Welt, in der es sich abgespiegelt hatte, durch eine Art derber, heidnischer Schönheit und durch sinnlichen Reiz, und solange nicht andere und fesselndere Dinge die Erinnerung daran teilweise verwischt hatten, konnte er nicht anders als mit ziemlicher Befriedigung an jenes Erlebnis zurückdenken.

Außerdem sagte er sich, daß er jetzt, da er so viel verdiente, tun und lassen konnte, was ihm beliebte. Wenn er nicht wollte, brauchte er nie mehr hinzugehen, er konnte andere Häuser besuchen, in denen es vielleicht etwas feiner und nicht so derb zuging. In Gesellschaft würde er überhaupt nicht mehr hingehen. Lieber hätte er irgendein Mädchen für sich, wie er sie in Sieberlings und Doyles Begleitung gesehen hatte. Und trotz allen seinen quälenden Gedanken der letzten Nacht war er schnell für diese neue Form des Vergnügens, wenn auch nicht in seiner ursprünglichen Art gewonnen. Irgendwo mußte er ein sinnlich veranlagtes Mädchen finden, das keine Bedenken

kannte, und für dieses sein Geld ausgeben. Er konnte es kaum erwarten, auf diese Weise seine Befriedigung zu finden.

Bedeutsamer und wichtiger war ihm aber, daß Hegglund und Ratterer, obwohl oder vielleicht gerade weil sie entdeckt hatten, daß er sich ihnen innerlich überlegen fühlte, sich sehr für ihn interessierten, ihm den Hof machten und ihn an allen ihren Abenteuer- und Vergnügungsplänen teilnehmen ließen. Kurz nach jenem ersten Erlebnis lud Ratterer ihn ein, ihn zu besuchen, und Clyde erkannte bald, daß das Leben in Ratterers Familie ein wesentlich anderes war als bei ihm zu Hause. Bei Griffiths ging alles steif und feierlich zu, in der ruhigen Art derer, die unter dem Druck von Glauben und Überzeugung standen. In Ratterers Heim war es gerade umgekehrt. Seine Mutter und Schwester, mit denen er lebte, waren geneigt, das Leben mit sehr viel Nachsicht, oder wie ein Moralprediger wohl gesagt hätte, mit viel Lxrheit zu betrachten, obwohl sie gewisse ethische, wenn auch nicht religiöse Grundsätze hatten. Strenge Richtlinien für Moral und Betragen hatte es bei ihnen nie gegeben, und so kam es, daß Ratterer und seine um zwei Jahre jüngere Schwester Luise taten, was sie eben freute, ohne viel darüber nachzudenken. Zufällig war seine Schwester so klug, sich nicht an den ersten Besten wegwerfen zu wollen.

Merkwürdig war nur, daß Clyde dieser unverfälschte Anblick von Leben und Freiheit gefiel, obwohl er sich auf Grund seiner etwas verfeinerten Art über manches sehr verwunderte. Aber hier konnte er wenigstens tun und lassen, was er wollte, was ihm bis jetzt noch nie gelungen war. Besonders freute und beruhigte es ihn, daß seine Unsicherheit, seine Zweifel, ob er auf gleichaltrige junge Mädchen anziehend wirkte, zu schwinden begannen. Bis dahin war er trotz jenes ersten Besuches im Tempel der Venus, wohin Hegglund und die anderen ihn geführt hatten, überzeugt gewesen, daß es ihm in allem, was

die Mädchen betraf, an Charme und Geschmack fehlte. Ihre bloße Nähe ließ ihn sich innerlich zurückziehen, verkriechen und erbeben und alles vergessen, was er an natürlicher Redegewandtheit und Scherzlust besaß. Aber bald entdeckte er, daß er bei seinen Besuchen bei Ratterer reichlich Gelegenheit haben würde, zu sehen, ob sich seine Schüchternheit und Unsicherheit überwinden ließe.

Dort war der Mittelpunkt für die Freunde Ratterers und seiner Schwester, die alle ungefähr die gleichen Anschauungen über das Leben hegten. Man tanzte, spielte Karten und flirtete mehr oder minder öffentlich und ungeniert. Bis dahin hätte Clyde es nie für möglich gehalten, daß eine Mutter so gleichgültig und nachlässig sein könnte, wie es Mrs. Ratterer in Hinsicht auf die Moral im allgemeinen zu sein schien, oder daß man die formlose Kameradschaft, die in ihrem Hause zwischen den Geschlechtern herrschte, gutzuheißen vermöchte.

Nach einigen Besuchen, zu denen er von Ratterer eingeladen worden war, war er einer der Hauptteilnehmer einer Gesellschaft, auf die er wegen der Ansichten ihrer Mitglieder und ihrer recht gewöhnlichen Ausdrucksweise teilweise herabsah. Andererseits fühlte er sich durch die Freiheit, die sie besaßen, und ihren Eifer, etwas zu unternehmen, zu ihnen hingezogen; wenn er ein Mädchen für sich allein haben wollte und den Mut dazu aufbrachte, wurde ihm auf diesem Wege zum ersten Male Gelegenheit dazu geboten. Durch die guten Dienste Ratterers, seiner Schwester und ihrer Bekannten hoffte er es bald so weit zu bringen. Eigentlich fing die Sache schon bei seinem ersten Besuche in diesem Hause an.

Luise Ratterer war in einem Schnittwarengeschäft angestellt, aus dem sie oft später zum Essen heimkehrte. Diesmal sollte sie erst um sieben Uhr kommen, weshalb das Familienmahl so lange hinausgeschoben wurde. Unterdessen erschienen zwei

ihrer Freundinnen, um sie wegen etwas um Rat zu fragen, und da sie zwar nicht Luise, wohl aber Ratterer und Clyde antrafen, beschlossen sie zu warten. Clyde und seine neue Pracht machten großen Eindruck auf sie, und da seine Angst vor ihnen ebenso groß war wie seine Sehnsucht nach ihnen, hielt er sich abseits, was sie als Überlegenheit empfanden. Das reizte sie und sie beschlossen ihn zum Opfer zu erwählen und ihm zu beweisen, wie interessant sie waren. Ihm aber gefiel ihre natürliche Munterkeit und Frechheit so gut, daß ihn die eine, eine gewisse Hortense Briggs, mit ihren Reizen alsbald gefangennahm. Sie war gleich Luise nichts als eine einfache Verkäuferin, allerdings sehr hübsch, dunkelhaarig und selbstbewußt. Von Anfang an fühlte er, daß sie ziemlich derb und gewöhnlich war und weit entfernt von dem Typus, den er sich in seinen Träumen gewünscht hatte.

„Sie ist also noch nicht zurück?" fragte Hortense, als Ratterer ihr öffnete und sie Clyde durch eines der vorderen Fenster blicken sah. „Das ist doch zu dumm! Da müssen wir eben warten, wenn es Ihnen nichts macht." Dies mit einer Drehung und Wendung, die deutlich besagte: „Wer würde sich nicht über unsere Anwesenheit freuen?" Sofort begann sie sich in einem Spiegel, der über einem ungeheizten ockerfarbenen Kamin im Speisezimmer hing, zu bewundern und herzurichten. Ihre Freundin Greta Miller setzte hinzu: „Ach ja. Ich hoffe, Sie werfen uns nicht hinaus. Wir sind nicht zum Essen gekommen, sondern haben gedacht, daß Sie schon längst fertig wären."

„Woher haben Sie diesen Unsinn?" fragte Ratterer. „Als ob jemand Sie beide hinausbrächte, wenn Sie nicht gehen wollen! Setzen Sie sich und spielen Sie Grammophon oder tun Sie, was Sie sonst freut. Das Essen ist bald fertig und Luise muß jeden Augenblick kommen." Er kehrte in das

Speisezimmer zu seiner Zeitung zurück, nachdem er vorher noch Clyde vorgestellt hatte. Aussehen und Art der beiden Mädchen hatten bei diesem plötzlich den Eindruck hervorgerufen, als befände er sich steuerlos in einem Boot auf offener See.

„Reden Sie mir nicht vom Essen!" rief Greta Miller aus, während sie Clyde ruhig betrachtete, wie um zu überlegen, ob sie sich mit ihm einlassen sollte oder nicht. Als sie zu einem bejahenden Entschluß gekommen war, fügte sie hinzu: „Wir müssen heute abend noch schrecklich viel Eis und Kuchen, Pastete und Sandwiches essen und wollten Luise warnen, sich satt zu essen. Sie wissen doch, Tom, daß Kitty Keane heute Geburtstag hat, da gibt es eine große Torte und eine Menge anderer Sachen. Sie kommen doch auch hin?" schloß sie und dachte, daß Clyde sie unter Umständen begleiten könnte.

„Ich hatte nicht die Absicht", bemerkte Ratterer ruhig. „Clyde und ich wollten nach dem Essen ins Theater gehen."

„Wie kann man nur!" wendete Hortense Briggs ein, mehr um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als aus einem anderen Grunde. Sie stand noch immer vor dem Spiegel, warf aber jetzt einen bezaubernden Blick auf alle, besonders auf Clyde, nach dem ihre Freundin möglicherweise angelte. „Wenn man tanzen kann! Das finde ich schrecklich dumm!"

„Ihr drei, Luise und Sie beide, denkt auch nur ans Tanzen", entgegnete Ratterer. „Ich staune, daß Sie nie einen Rasttag brauchen. Ich muß den ganzen Tag auf den Füßen stehen und deshalb will ich auch einmal stillsitzen." Manchmal dachte er äußerst prosaisch.

„Reden Sie nichts von Stillsitzen", bemerkte Greta Miller mit überlegenem Lächeln und einer gleitenden, tanzenden Bewegung des linken Fußes. „Wir haben diese Woche noch so viel vor. Ach Gott!" Sie zog Stirn und Augenbrauen in die

Höhe und faltete pathetisch die Hände. „Es ist einfach schrecklich, wie viel wir diesen Winter tanzen müssen. Nicht wahr, Hortense? Donnerstag, Freitag, Samstag und Sonntag abend. Es ist ganz entsetzlich!" Sie zählte übermütig an den Fingern und lächelte Clyde mitleiderregend an. „Wissen Sie, wo wir neulich waren, Tom? Luise und Ralph Thorpe, Hortense und Bert Gettler, ich und Will Passick waren bei Pegrein in der Webster Avenue draußen. Sie hätten sehen sollen, was dort für Menschen waren! Sam Shaffer und Tillie Burns waren auch draußen. Bis vier Uhr früh haben wir getanzt! Ich konnte einfach nicht mehr stehen. Ich glaube, nie in meinem Leben bin ich so müde gewesen."

„Ach!" unterbrach sie Hortense und hob theatralisch die Arme. „Am nächsten Morgen war mir zumute, als könnte ich überhaupt nicht arbeiten. Ich sah gerade nur, wie sich die Kunden vor mir bewegten. Und meine Mutter hat es getrieben! Du meine Güte! Sie ist noch nicht fertig damit. Sie hat nichts gegen Samstag und Sonntag, aber unter der Woche, wenn ich um sieben Uhr aufstehen muß, da kann sie zanken!"

„Ich finde, sie hat ganz recht", bemerkte Mrs. Ratterer, die gerade mit Brot und Kartoffeln hereintrat. „Ihr werdet noch krank werden, wenn ihr euch nicht ausruht. Ich sage Luise immer, daß sie entweder ihre Stelle verlieren oder es nicht aushalten wird, wenn sie nicht länger schläft. Aber sie gibt ebensowenig auf mich als Tom und das ist so viel wie Null."

„Du kannst doch nicht erwarten, daß ein Bursche wie ich jeden Tag zeitlich nach Hause kommt, Mutter". Das war alles, was Ratterer erwiderte. Und Hortense Briggs fügte hinzu: „Ich glaube, ich würde sterben, wenn ich eine einzige Nacht zu Hause bleiben müßte. Man muß sein Vergnügen haben, wenn man den ganzen Tag arbeitet."

„So ein bequemes Haus," dachte Clyde, „so großzügig und unbekümmert. Und die lustige, kokette Art dieser beiden Mädchen!" Ihre Eltern schienen jedenfalls nichts daran zu finden. Hätte er nur ein so hübsches Mädchen wie diese Hortense Briggs mit ihrem kleinen sinnlichen Mund und ihren hellglänzenden Augen!

„Zweimal in der Woche zeitlich schlafen gehen ist mehr, als ich brauche", verkündete Greta Miller übermütig. „Mein Vater hält mich für verrückt, aber mehr würde mir entschieden schaden." Sie lachte im Scherz und trotz der wenig schönen Sprache machte sie großen Eindruck auf Clyde. Hier war Jugend, Fröhlichkeit, Freiheit und Lebenslust.

Man hörte die Haustür gehen, und Luise Ratterer, ein mittelgroßes, niedliches und kräftiges junges Mädchen mit einem rotgefütterten Cape und einem weichen, tief in die Stirn gedrückten, blauen Filzhut trat ein. Im Gegensatz zu ihrem Bruder war sie lebhaft, kräftig, biegsam und ebenso hübsch wie die beiden anderen.

„Nein, so was!" rief sie aus. „Ihr wart viel schneller als ich. Ich bin wegen einer Konfusion in meinem Verkaufsblock aufgehalten worden und mußte zum Kassier hinauf. Aber ich schwöre euch, daß es wirklich nicht meine Schuld war, sie haben meine Schrift nicht lesen können." Dann bemerkte sie Clyde zum ersten Male und sprach: „Ich wette, daß ich weiß, wer das ist. Sie sind Mr. Griffiths. Tom hat mir eine Menge von Ihnen erzählt, und ich habe mich schon oft gewundert, warum er Sie noch nie mitgebracht hat."

Clyde murmelte sehr geschmeichelt, daß er wünschte, er hätte es schon früher getan.

Nachdem die beiden Mädchen sich mit Luise in ein kleines Schlafzimmer zurückgezogen und dort beraten hatten, erschienen sie wieder und blieben auf Grund dringender Auf-

forderung, die eigentlich ganz überflüssig war, dann doch zum Essen. Clyde war durch ihre Gegenwart sehr angeregt und munter, denn er wollte einen guten Eindruck machen und als Freund des Hauses betrachtet werden. Er gefiel den drei Mädchen, und da sie sich bemühten, nett gegen ihn zu sein, wurde er zum ersten Male in seinem Leben mit dem anderen Geschlecht vertraut und fand die Sprache wieder.

„Wir wollten dich eben warnen, nicht zu viel zu essen," wendete sich Greta Miller an Luise, „und jetzt essen wir schon wieder alle." Sie lachte von Herzen. „Aber bei Kitty gibt es Pastete und Torte und eine Menge guter Sachen."

„Und dabei sollen wir tanzen!" sagte Hortense. „Nun, ich kann nur sagen, möge der Himmel mir beistehen!"

Clyde fand ihren Mund und ihre Art, ihn beim Lachen zu verziehen, ganz besonders reizend und geriet außer sich vor Begeisterung. Sie war entzückend, wunderschön, und vor lauter Begeisterung trank er seinen Kaffee viel zu hastig und wäre fast daran erstickt. Er mußte lachen und war übermütig lustig. In diesem Augenblicke wendete sie sich ihm zu und sagte: „Seht her, was ich angestellt habe."

„Das ist lange nicht alles", entgegnete Clyde in einer plötzlichen Anwandlung und einer Flut von Gedanken und Einfällen. Er fühlte sich kühn und mutig, wenn auch ein wenig lächerlich in seiner Bewunderung für sie und fügte hinzu: „Mir scheint, mir wird ganz schwindelig von all den hübschen Gesichtern um mich herum."

„Du wirst dich doch nicht so schnell geschlagen geben, Clyde", rief Ratterer fröhlich. „Diese Spektakelgesellschaft wird hinter dir her sein und verlangen, daß du sie überall hinführst. Ich warne dich davor."

Aber Luise Ratterer ließ sich durch die Reden ihres Bruders

nicht einschüchtern und fragte: „Sie können doch tanzen, Mr. Griffiths?"

„Leider nicht", erwiderte Clyde, den diese Frage wieder in die Wirklichkeit zurückgeführt hatte, und er bedauerte heftig, so wahrscheinlich ins Hintertreffen zu geraten. „Aber ich wünschte jetzt, daß ich es könnte!" setzte er galant und fast bittend hinzu, indem er der Reihe nach Hortense, Greta Miller und schließlich Luise Ratterer ansah.

Alle taten, als ob sie die Reihenfolge nicht bemerkt hätten, obwohl Hortense sich vor Stolz blähte. Er gefiel ihr gar nicht so besonders gut, aber es war immerhin etwas, auf so hübsche und leichte Weise über die anderen zu triumphieren. Auch diese empfanden es.

„Das ist sehr schade", bemerkte sie ein bißchen kühl und überlegen, nachdem sie wußte, daß sie die Erwählte war. „Wenn Sie tanzen könnten, hätten Sie uns begleiten können. Bei Kitty wird fast nur getanzt werden."

Clyde war sofort tief betrübt. Daß dieses Mädchen, das ihm von allen hier am besten gefiel, ihn so leichtfertig aus ihren Wünschen und Plänen strich, nur weil er nicht tanzen konnte! Daran war nur seine unglückselige häusliche Erziehung schuld. Er fühlte sich geschlagen und betrogen. Was mußte er in ihren Augen für ein Esel sein, daß er nicht tanzen konnte! Auch Luise Ratterer sah etwas verwundert und abgekühlt aus. Aber Greta Miller, die ihm lange nicht so gut gefiel wie die beiden anderen, kam ihm zu Hilfe und sagte: „Es ist gar nicht so schwer, und wenn Sie wollen, zeige ich es Ihnen nach dem Essen in ein paar Minuten. Sie brauchen nur ganz wenige Schritte zu lernen, und wenn Sie Lust haben, können Sie uns dann begleiten."

Clyde war ihr sehr dankbar und sprach es auch aus, denn er war entschlossen, hier oder wo immer bei der ersten Gelegen-

heit tanzen zu lernen. Er fragte sich, warum er nicht schon längst eine Tanzschule besucht hatte. Aber was ihn am meisten kränkte, war die scheinbare Gleichgültigkeit Hortenses, obwohl er ihr doch deutlich gezeigt hatte, daß sie ihm gefiel. Vielleicht trug jener früher erwähnte Mr. Gettler daran schuld, daß sie sich nicht für ihn erwärmen konnte. So hatte er also immer Pech in dieser Beziehung, ach Gott!

Aber sobald das Essen vorüber war und während die anderen noch sprachen, war es Hortense, die eine Tanzplatte einlegte und mit ausgestreckten Händen auf ihn zukam, fest entschlossen, sich durch ihre Rivalin nicht besiegen zu lassen. Clyde gefiel ihr nicht besonders, jedenfalls nicht in dem Maße, daß sie sich um ihn bemüht hätte, wie Greta. Aber war es nicht gut, vorzubeugen, wenn eine Freundin eine Eroberung zu machen versuchte? Sie faßte ihn an den Händen und fand ihn zu schüchtern, aber Clyde glaubte, daß er ihr doch besser gefiel, als er gedacht. Während sie seinen Arm um ihre Hüfte legte und seine andere Hand die ihre in Schulterhöhe faßte, lenkte sie seine Aufmerksamkeit auf ihrer beider Füße und begann ihm die Grundbegriffe des Tanzens zu erklären. Aber so glühend und fast lächerlich eifrig und dankbar er auch war, gefiel er ihr doch nicht sehr. Sie fand ihn zu naiv und zu jung. Andererseits zwang sie jedoch sein Charme, ihm gerne helfen zu wollen. Bald konnte er sich ganz sicher mit ihr bewegen, später auch mit Greta und Luise, aber immer wünschte er, daß Hortense seine Tänzerin sein möge. Endlich wurde er für reif befunden, mitzugehen, wenn er Lust hatte.

Der Gedanke, in ihrer Nähe zu sein und wieder mit ihr tanzen zu können, war so verlockend, daß man ihm ansah, wie gerne er mitging, obwohl drei Jünglinge, darunter jener Bert Gettler, erschienen, um sie abzuholen, und obwohl er und Ratterer vorher abgemacht hatten, zusammen ins Theater

zu gehen. Ratterer willigte ein, den Theaterbesuch aufzugeben, und sie machten sich auf den Weg. Clyde bedauerte dabei nur, nicht neben Hortense gehen zu können, an deren Seite der verhaßte Rivale stolzierte. Er bemühte sich, gegen Greta und Luise höflich zu sein, die ihrerseits so nett mit ihm waren, daß er sich wohl fühlen mußte. Ratterer hatte seine besondere Vorliebe bemerkt und flüsterte ihm in einem Augenblick des Alleinseins zu: „Laß dich nicht zu sehr mit dieser Hortense Briggs ein. Ich glaube, der ist keiner gewachsen. Sie hält es mit Gettler, aber auch mit anderen. Sie wird dich nur ausnützen und du wirst nichts davon haben."

Doch trotz diesem ehrlichen und wohlgemeinten Rat ließ Clyde sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Ihr Anblick, der Zauber ihres Lächelns, die Wunderkraft der Bewegung und der Jugend hatten ihn ganz verrückt gemacht und er hätte alles um ein weiteres Lächeln, einen Blick oder einen Händedruck von ihr gegeben, obwohl er es mit einem Mädchen zu tun hatte, das nicht beständiger war als eine Motte und das gerade dabei angelangt war, es bequem und nützlich zu finden, gleichaltrige oder etwas ältere Burschen für alles, was sie sich an Vergnügungen und Kleidern wünschte, auszunützen.

Die Gesellschaft erwies sich als nichts anderes als eine jener Aufwallungen jugendlicher Sehnsucht nach Gefährten. Kitty Keane wohnte in einer ärmlichen Straße, in einem kleinen Häuschen, unter dezemberkahlen Bäumen. Aber für Clyde, in dem plötzlich die Liebe zu einem hübschen Gesicht erwacht war, war es nach Form, Farbe und Fröhlichkeit die Poesie selbst. Und die Burschen und Mädchen vom Typus der Ratterer, Hegglund und Hortense, die er dort traf, erschienen ihm noch immer als Inbegriff jener Energie, Kühnheit und Sicherheit, die zu besitzen er sein Leben hingegeben hätte. Merkwürdiger-

weise wurde er trotz einer gewissen Unsicherheit von seinen neuen Gefährten zu allen Unterhaltungen herangezogen.

Bei dieser Gelegenheit lernte er zum ersten Male eine Art Menschen kennen, die zu sehen er bisher noch nicht das Glück oder Unglück gehabt hatte. Da gab es zum Beispiel eine Art sinnlichen Tanzens, in der Hortense, Luise und Greta mit der größten Sicherheit und Nonchalance schwelgten. Und eine Anzahl der jungen Leute trug Feldflaschen mit Whisky bei sich, aus denen sie nicht nur selbst tranken, sondern auch andere trinken ließen, — Burschen und Mädchen ohne Unterschied.

Da dies nicht wenig zur allgemeinen Heiterkeit beitrug, wurden sie intimer miteinander und schäkerten mit dem und jenem, Hortense, Luise und Greta mitten unter ihnen. Clyde bemerkte, daß es nichts Ungewöhnliches zu sein schien, wenn ein Jüngling ein Mädchen hinter der Türe küßte, sie in einer verborgenen Ecke auf den Knien hielt oder auf einem Sofa mit ihr lag und ihr intime und zweifellos gern gehörte Dinge zuflüsterte, und er sah, daß Hortense nicht zögerte, auf dem Schoß dieses oder jenes Burschen zu sitzen, oder hinter der Tür mit verschiedenen Rivalen zu tuscheln. Das entmutigte und kränkte ihn so sehr, daß er eine Zeitlang das Gefühl hatte, als wollte und könnte er nichts mehr mit ihr zu tun haben, so gewöhnlich, leichtfertig und unüberlegt war sie.

Um vor den anderen nicht weniger weltmännisch zu erscheinen, hatte er die verschiedenen ihm angebotenen Getränke angenommen und war dadurch in einen für ihn ganz außergewöhnlichen Zustand von Mut und Kühnheit geraten, so daß er es wagte, sie wegen ihres allzu leichtfertigen Benehmens halb bittend und halb vorwurfsvoll zur Rede zu stellen.

„Sie flirten aber ganz schrecklich! Es ist Ihnen ganz gleich, wen Sie an der Nase führen, nicht wahr?" Das geschah, als sie nach ein Uhr nach der Musik tanzten, die ein Jüngling

namens Wilkins auf dem nicht allzu guten Klavier machte. Fröhlich und kokett, mit einem belustigten, aber sinnlichen Ausdruck in den Augen, versuchte sie ihm einen neuen Schritt zu zeigen.

„Was meinen Sie mit ‚flirten'? Ich verstehe Sie nicht."

„So", entgegnete Clyde etwas geärgert, versuchte aber seine Gereiztheit zu verbergen. „Ich habe manches über Sie gehört. Sie führen alle an der Nase herum."

„So? Tue ich das?" fragte sie unwillig. „Habe ich denn versucht, Sie an der Nase herumzuführen?"

„Bitte, werden Sie nicht böse", bat und schalt er zugleich; er fürchtete zuviel gesagt zu haben und sie möglicherweise ganz zu verlieren. „Ich habe mir nichts weiter dabei gedacht. Sie müssen doch zugeben, daß eine Menge dieser Burschen Ihnen den Hof machen darf. Jedenfalls scheinen Sie ihnen zu gefallen."

„Kann sein, daß ich ihnen gefalle, aber das läßt sich doch nicht ändern, nicht wahr?"

„Ich will Ihnen etwas sagen", platzte er prahlend und leidenschaftlich heraus. „Ich könnte viel mehr Geld für Sie ausgeben als die anderen. Ich habe es eben." Er dachte an die fünfundfünfzig Dollar, die in Banknoten behaglich in seiner Brieftasche lagen.

„So?" erwiderte sie. Dieses Angebot machte ihr großen Eindruck, gleichzeitig aber hatte es ihre Stimmung sehr gehoben, daß sie fast alle jungen Leute entflammen konnte. Sie war eben ein sehr oberflächliches, sehr leichtfertiges Persönchen, das in seine eigene Schönheit verliebt war, in jeden Spiegel sah und seine Augen, sein Haar, seinen Nacken, seine Hände, seine Gestalt bewunderte und ein ganz bezauberndes Lächeln besaß.

Zudem aber ließ es sie nicht kalt, daß Clyde so hübsch aussah, wenn er auch noch grün war. Sie spielte gerne mit solchen

Neulingen. Ihrer Meinung nach war er ein bißchen ein Narr. Aber er war in Green-Davidson angestellt, gut angezogen, hatte zweifellos soviel Geld, als er gesagt hatte, und war bereit, es für sie auszugeben. Manche von denen, die sie am liebsten hatte, konnten das nicht.

„Eine Menge Leute würden gern ihr Geld für mich ausgeben." Sie warf den Kopf zurück, zwinkerte mit den Augen und lächelte ihr bezauberndstes Lächeln.

Clydes Gesichtsausdruck verfinsterte sich sofort. Diese Zauberblicke gingen über seine Kraft. Seine Stirn runzelte und glättete sich wieder. Seine Augen brannten wollüstig und bitter, sein altes Gefühl der Kränkung über das Leben und seine Entbehrungen tauchte wieder in ihm auf. Was sie sagte, war sicher wahr. Es gab andere, die mehr hatten und mehr ausgeben konnten als er. Er hatte geprahlt und sich lächerlich gemacht und sie lachte ihn nun aus. Nach einem Augenblick fügte er kraftlos hinzu: „Ich glaube Ihnen gerne, aber niemand kann Sie dringender begehren als ich."

Diese vollkommene Ehrlichkeit schmeichelte ihr sehr. Eigentlich war er gar nicht so übel. Sie glitten gewandt dahin, während die Musik weiterspielte.

„Ich flirte auch nicht überall so wie hier. Diese Burschen und Mädchen kennen sich alle untereinander. Wir stecken immer beisammen, und was Sie hier sehen, dürfen Sie nicht ernst nehmen."

Sie log ganz bewußt, aber es besänftigte ihn doch. „Ach, ich gäbe alles darum, wenn Sie nur nett mit mir sein wollten", flehte er verzweifelt und hingerissen. „Ich habe nie ein Mädchen gesehen, das ich mir mehr gewünscht hätte als Sie. Sie sind fabelhaft und ich liebe Sie wahnsinnig. Könnten wir nicht einmal miteinander essen und ins Theater gehen? Wie wäre es morgen oder Sonntag abend? Das sind meine zwei freien Abende, an den anderen habe ich Dienst."

Sie zögerte zuerst, denn auch jetzt war sie noch nicht fest entschlossen, ob sie diesen Verkehr fortsetzen wollte. Was würde aus Gettler und einigen anderen, die alle aufmerksam und auch eifersüchtig waren? Wenn er auch Geld für sie ausgeben wollte —, weiß Gott, ob sie Lust hatte, sich mit ihm abzugeben! Er forderte schon jetzt zu viel und konnte lästig werden. Andererseits gestattete ihr ihre natürliche Koketterie nicht, ihn aufzugeben. Er konnte Luise oder Greta in die Hände fallen. Darum verabredete sie mit ihm ein Zusammentreffen für den kommenden Dienstag; aber wegen ihres Begleiters Mr. Gettler sollte er nicht in ihre Wohnung kommen, noch sie heute nach Hause begleiten. „Also nächsten Dienstag um halb sieben in der Nähe des Green-Davidson.“ Er versprach ihr, daß sie zuerst bei Frissell essen und dann den „Korsaren“ ansehen würden, ein Schauspiel mit Musik, das zwei Häuserblöcke weit bei Libby gegeben wurde.

Zwölftes Kapitel

So nichtssagend diese Begegnung manchem erscheinen mochte, für Clyde war sie von allergrößter Bedeutung. Bis jetzt hatte er noch nie ein so reizendes Mädchen kennengelernt, das geruht hätte, ihn anzusehen. Nun aber hatte er eines gefunden, das hübsch war und dem er so weit gefiel, daß es mit ihm essen und ins Theater gehen wollte.

Ihrem Versprechen getreu traf sie ihn am folgenden Dienstag an der Ecke der Wyandotte- und Fourteenthstreet in der Nähe des Green-Davidson. Er war so aufgeregt, so geschmeichelt und hingerissen, daß er seine durcheinander wirbelnden Gedanken und Empfindungen kaum ordnen konnte. Um sich ihrer würdig zu erweisen, hatte er eine sehr sorgfältige, fast auffallende Toilette gemacht, sein Haar pomadisiert und trug eine Maschenkrawatte, einen neuen seidenen Schal und seidene, zu seinen braunen Schuhen passende Socken, die er sich eigens zu diesem Anlasse gekauft hatte.

Aber als er Hortense getroffen hatte, konnte er durchaus nicht sagen, ob sie Wert auf die Begegnung legte. Denn im Grunde interessierte sie nur ihre eigene Erscheinung, nicht die seine. Außerdem ließ sie ihn fast eine halbe Stunde warten, — eine besondere List von ihr, die die größte Niedergeschlagenheit in ihm hervorrief. Vielleicht hatte sie unterdessen herausgefunden, daß sie ihn nicht mochte und nichts mehr mit ihm zu tun haben wollte. Dann müßte er natürlich ohne sie weiterleben, aber das wäre ein Beweis, daß er einem so entzückenden Mädchen nicht gefallen konnte, trotz allen hübschen Kleidern, die er jetzt trug, und allem Gelde, das er ausgeben

konnte. Er war fest entschlossen, lieber kein Mädchen zu haben als eines, das häßlich war. Ratterer und Hegglund schienen sich nichts daraus zu machen, ob ihre Mädchen reizvoll waren oder nicht, ihm aber war es ein Bedürfnis. Bei dem Gedanken, sich mit einem weniger hübschen zufrieden geben zu müssen, wurde ihm fast übel.

Jetzt aber stand er hier im Dunkel an einer Straßenecke, rund um ihn der Glanz vieler Lichter und Lichtreklamen. Hunderte von Fußgängern eilten vorüber und vielen stand die Freude über ihre bevorstehenden Vergnügungen und Verabredungen im Gesicht geschrieben, — nur er, er allein unter den vielen, mußte vielleicht allein weitergehen, allein essen und im Theater sitzen, allein nach Hause zurückkehren und am nächsten Morgen wieder an die Arbeit gehen. Er war gerade zu dem Schluß gekommen, daß er ein Pechvogel sei, als Hortenses Gesicht und Gestalt knapp vor ihm in der Menge auftauchte. Sie sah sehr elegant aus in ihrer schwarzen Samtjacke mit rötlich braunem Kragen und Manschetten, einer Mütze aus demselben Stoff mit einer roten Lederspange an der Seite. Wangen und Lippen waren etwas geschminkt, ihre Augen strahlten und wie immer gab sie sich den Anschein eines Menschen, der äußerst zufrieden mit sich selbst ist.

„Hallo, ich komme spät, nicht wahr? Ich kann nichts dafür. Ich hatte nämlich vergessen, daß ich eine Verabredung mit einem anderen Freund hatte — übrigens ein schrecklich netter Kerl —, und erst um sechs Uhr ist mir eingefallen, daß ich zwei Dinge vorhatte. Das war eine schöne Wirtschaft! Mit einem von euch mußte etwas geschehen. Ich wollte Sie gerade anrufen und einen anderen Abend mit Ihnen ausmachen, aber da fiel mir ein, daß Sie nach sechs nicht mehr zu erreichen sind. Bei Tom ist es ja dasselbe. Aber Charlie ist immer bis halb sieben bei seiner Arbeit, manchmal auch noch länger, — er ist

übrigens ein reizender Kerl, nie brummig oder so etwas. Er wollte mich auch zum Essen und ins Theater einladen. Er ist Verkäufer im Zigarrenstand drüben im Orphia. Ich telephonierte ihm also — na, sehr erfreut war er gerade nicht, aber ich habe ihn auf ein anderes Mal vertröstet. Sind Sie nicht stolz? Ist es nicht sehr nett von mir, daß ich einen so hübschen Jungen wie Charlie Ihnen zuliebe stehen lasse?"

Sie hatte Clydes verstörten, eifersüchtigen und ängstlichen Blick bemerkt, als sie von dem anderen sprach, und der Gedanke, ihn eifersüchtig zu machen, war ihr eine Wonne. Sie sah, daß er sehr verliebt in sie war, daher warf sie den Kopf zurück, lächelte ihm zu und ging in gleichem Schritt mit ihm weiter.

„Es war sehr nett von Ihnen, zu kommen", zwang er sich zu sagen, obwohl die Bezeichnung Charlies als eines „reizenden Kerls" ihm Herz und Kehle zusammenschnürte. Würde es ihm gelingen, ein so hübsches und eigenwilliges Mädchen an sich zu fesseln? „Sie sehen heute abend fabelhaft aus", fuhr er fort, indem er sich zum Reden zwang und sich dabei wunderte, daß es ihm überhaupt gelang. „Dieser Hut und Mantel stehen Ihnen ausgezeichnet." Er sah ihr in die Augen, und aus den seinen sprachen Bewunderung und Verlangen. Er hätte sie gerne geküßt — ihr Mund war so reizend —, aber er wagte noch nicht, es hier oder anderswo zu tun.

„Es wundert mich nicht, daß man noch mehr Verabredungen hat, wenn man so hübsch ist wie Sie. Wollen Sie nicht ein paar Rosen zum Anstecken haben?"

Sie gingen eben an einem Blumenladen vorüber und ihm fiel ein, daß er ihr einige Blumen schenken könnte. Er hatte von Hegglund gehört, daß Frauen es gerne sahen, wenn man ihnen etwas schenkte.

„Sehr gerne", antwortete sie, während sie in den Laden

traten. „Vielleicht aber lieber Veilchen? Sie sind so niedlich und ich finde, daß sie besser zu dieser Jacke passen."

Es gefiel ihr, daß Clyde der Gelegenheit so weit gewachsen war, um an Blumen zu denken, und daß er ihr so nette Dinge sagte. Andererseits war sie überzeugt, daß er ein Junge war, der noch wenig oder nichts mit Mädchen zu tun gehabt hatte. Sie hatte mehr für erfahrene Jünglinge und Männer übrig, für Leute, denen sie nicht so rasch gefiel und die nicht so leicht zu fesseln waren. Aber sie mußte einsehen, daß Clyde etwas Besseres und Feineres war als die Burschen und Männer, die sie gewohnt war. Darum wollte sie ihn trotz seiner linkischen Art gerne dulden und sehen, wie er sich weiter entwickeln würde.

„Die hier machen sich recht gut", sagte sie, während sie einen großen Veilchenstrauß ergriff und ansteckte. „Ich glaube, ich werde sie nehmen." Während Clyde die Blumen bezahlte, ging sie zum Spiegel und zupfte sie zurecht. Endlich war sie mit der Wirkung zufrieden, drehte sich um, sagte: „Ich bin fertig" und hängte sich in ihn ein.

Clyde war durch ihre Launen und ihre affektierte Art so eingeschüchtert, daß er im Augenblick nicht wußte, was er sagen sollte. Aber das war ganz belanglos, ihr Hauptinteresse im Leben galt ihrer eigenen Person.

„Ich sage Ihnen, das war ein Leben letzte Woche! Jede Nacht bis drei Uhr aus und Sonntag bis in der Frühe. Mein Gott, das war eine Gesellschaft, mit der ich gestern abend war! Waren Sie je bei Burkett in Giffords Fährenhaus? Tadelloses Lokal, gerade ober dem Big Blue in der Thirtyninthstreet. Im Sommer wird dort getanzt, und im Winter, wenn es gefroren ist, kann man eislaufen oder auf dem Eis tanzen. Und eine ausgezeichnete kleine Musikkapelle."

Clyde beobachtete die Bewegungen ihres Mundes, ihre

glänzenden schwarzen Augen und ihre raschen Bewegungen und hörte wenig oder fast nichts von dem, was sie sagte.

„Wallace Trone war mit — das ist ein lustiger Kerl —, und als wir nachher Eis essen wollten, ging er in die Küche hinaus, machte sich das Gesicht ganz schwarz, nahm eine Kellnerjacke und Schürze um und kam dann wieder, um uns so zu bedienen. So ein komischer Kauz! Dann machte er noch eine Menge Unsinn mit den Tellern und Löffeln!" Clyde seufzte, denn er hatte keineswegs solches Talent wie der begabte Trone.

„Als wir dann in der Frühe heimkehrten, war es fast vier Uhr und ich mußte doch um sieben wieder aufstehen. Ich war einfach tot. Ich hätte meine Stelle am liebsten glatt aufgegeben und hätte es auch getan, wenn Mr. Beck und die Leute im Geschäft nicht gar so nett wären. Mr. Beck ist der Leiter meiner Abteilung und der arme Mann ist schwergeprüft durch mich. Ich mache es ihnen dort wirklich nicht leicht. Einmal bin ich zu spät nach dem Essen gekommen, denn eines der Mädchen hatte mit meinem Schlüssel die Uhr zurückgestellt. Er war gerade draußen im Vorhaus und überraschte sie dabei und sagte mir dann später gegen zwei Uhr: ‚Hören Sie, Miß Briggs (er nennt mich immer Miß Briggs, weil ich ihm nichts anderes erlaube. Er würde auch etwas erleben, wenn er es täte), dieses Schlüsselherleihen muß aufhören. Lassen Sie das bleiben. Hier ist kein Vergnügungslokal.' Natürlich mußte ich lachen. Manchmal ist er schrecklich böse mit uns allen, aber ich zeige ihm dennoch, was sich gehört. Er hat nämlich ein bißchen was für mich übrig und würde mich nicht um alles in der Welt hinauswerfen — niemals. Deshalb sagte ich zu ihm: ‚Hören Sie, Mr. Beck, so dürfen Sie nicht mit mir reden. Ich pflege nicht oft zu spät zu kommen. Außerdem ist es das einzige Geschäft in Kansas City, in dem ich gerne an-

gestellt bin. Wenn ich nicht ein einziges Mal zu spät kommen kann, ohne eine Strafpredigt zu bekommen, können Sie meine Abrechnung holen lassen und damit Schluß.' Und er gab nach, wie ich erwartet hatte. Er sagte nur: ‚Ich muß Sie aber doch warnen. Nächstes Mal könnte Mr. Tierney Sie sehen und dann hätten Sie Gelegenheit, Ihr Glück in einem anderen Geschäft zu versuchen.' Er wußte, daß er mich bluffte und ich ihn auch. Ich mußte lachen und sah, wie er zwei Minuten später mit Mr. Scott lachte. Aber ich gebe ihnen schon manchmal harte Nüsse zu knacken."

Indessen waren sie zu Clydes großer Erleichterung bei Frissell angelangt, ohne daß er kaum mehr als ein paar Worte gesprochen hatte. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er die Genugtuung, ein Mädchen an einem solchen Orte zu Tische zu führen. Nun fing er endlich an, einige wirkliche Erlebnisse zu haben. Er war ganz aufgeregt über die darin liegende Romantik. Ihre übertrieben hohe Meinung von sich selbst, die starke Betonung ihrer eigenen Person als eines Menschen, der mit einer Menge junger Leute und Mädchen verkehrte, die das Leben genossen, ließen ihn fühlen, daß er bis zu dieser Stunde überhaupt noch nichts erlebt hatte. Rasch überflog er in Gedanken die verschiedenen Dinge, die sie ihm erzählt hatte: Burkett am Big Blue, wo man eislaufen und auf dem Eise tanzen konnte, der junge Zigarrenverkäufer, mit dem sie für heute abend verabredet gewesen, Mr. Beck in ihrem Geschäft, dem sie so gut gefiel, daß er ihr nicht kündigen konnte. Und als er sie Speisen bestellen sah, ohne auch nur einen Augenblick an seine Brieftasche zu denken, beobachtete er rasch ihr Gesicht, ihre Gestalt, die Form ihrer Hände, aus denen man auf die Zartheit oder die Fülle der Arme schließen konnte, die deutlich sichtbare Wölbung ihrer Brust, die geschwungenen Augenbrauen und die einladende Rundung von Kinn und Wangen.

Auch in dem sanften weichen Tonfall ihrer Stimme lag etwas, das auf ihn wirkte und ihn verwirrte; sie hatte für ihn einen entzückenden Klang. Ach, wer ein solches Mädchen sein nennen könnte!

Wie auf der Straße, fuhr sie auch hier fort von sich zu erzählen und war anscheinend gar nicht durch die Tatsache bedrückt, daß sie hier, an einem für ihn ganz hervorragenden Ort sitzen und essen durfte. Wenn sie sich nicht im Spiegel betrachtete, studierte sie die Speisekarte und überlegte, was sie haben wollte: Lämmernes mit Pfefferminzkompott? Nein, keine Omelette, kein Rindfleisch, — gut, Filet mignon mit Champignons. Sie entschied sich endlich dafür und für Sellerie und Karfiol. Auch einen Cocktail hätte sie gerne. Ach ja, Clyde hatte Hegglund sagen gehört, daß eine Mahlzeit ohne Getränke nichts tauge, darum hatte er jetzt schüchtern einen Cocktail vorgeschlagen. Nachdem sie den und noch einen zweiten getrunken hatte, wurde sie wärmer, fröhlicher und gesprächiger denn je.

Aber während der ganzen Zeit bemerkte Clyde, daß ihre Haltung gegen ihn sehr kühl und unpersönlich blieb. Wenn er es einen Augenblick lang wagte, das Gespräch auch nur ganz von ferne auf sie beide hinzulenken, auf seine tiefe Neigung zu ihr und darauf, ob sie wirklich in einen anderen verliebt sei, wehrte sie ab, indem sie sagte, daß ihr im Grunde alle jungen Leute gefielen. Alle waren nett und reizend mit ihr, und das mußten sie auch, denn wenn sie es nicht täten, würde sie nichts mehr von ihnen wissen wollen. Sie sagte selbst, daß sie sie zappeln lasse, zwinkerte mit den Augen und warf stolz den Kopf zurück.

Clyde war von alledem bezaubert. Ihre Bewegungen und Gebärden, ihre Launen und ihre Haltung waren sinnlicher und vielverheißender Natur. Sie liebte es anscheinend, zu

necken, etwas zu versprechen, gewisse Dinge und Möglichkeiten anzudeuten, um sie dann zurückzuziehen und zu behaupten, daß nichts darunter gemeint sei, daß sie für ihre Person von nichts anderem wußte als von allergrößter Zurückhaltung. Clyde wurde schon durch ihre bloße Nähe erregt und in Atem gehalten: sie bedeutete Pein für ihn. Aber es war eine süße Pein. Ihn erfüllten die allerquälendsten Vorstellungen, wie schön es wäre, wenn er sie umarmen, sie festhalten, sie küssen, ja, selbst beißen könnte. Seinen Mund an den ihren zu drücken, sie mit Küssen zu ersticken! Ihre niedliche Gestalt streicheln und an sich pressen zu dürfen! Manchmal sah sie ihn mit berechnend schwimmenden Augen an, bis ihm schwach, ja, fast schwindlig davon wurde. Sein einziger Wunsch war, ihr auf irgendeine Weise, durch persönlichen Reiz oder durch Geld, zu gefallen.

Aber auch als er sie nach dem Theater heimbegleitete, konnte er keinen sichtbaren Fortschritt wahrnehmen. Während der ganzen Vorstellung des „Korsaren" hatte Hortense wegen ihrer unklaren Gefühle für ihn sich nur für die Aufführung interessiert, von ähnlichen Stücken gesprochen, die sie gesehen, und von Schauspielern und Schauspielerinnen und ihrem Urteil über sie erzählt, und welche jungen Leute sie zu der oder jener Vorstellung eingeladen hatten.

Und statt ihr an Witz und Kühnheit überlegen zu sein und ihre Berichte durch eigene zu schlagen, war er genötigt, sich mit der Zustimmung zu den ihren zu begnügen. Sie aber dachte fortwährend daran, daß sie eine neue, wirkliche Eroberung gemacht hatte. Und da sie nicht mehr unschuldig und außerdem überzeugt war, daß er etwas Geld ausgeben könnte und sich dahin bringen lassen würde, es für sie auszugeben, faßte sie den Plan, nur gerade soweit liebenswürdig zu sein, um ihn zu fesseln und aufmerksam zu erhalten, während sie

unterdessen ihre eigenen Wege gehen und sich so gut als möglich mit anderen unterhalten wollte. Clyde aber mochte sein Geld für sie ausgeben und Dinge für sie kaufen und tun, die etwaige Lücken ausfüllen mußten, wenn sie nicht genug oder nicht anregend genug anderswie beschäftigt wäre.

Dreizehntes Kapitel

So ging es mindestens vier Monate. Nachdem er sie solcherart kennengelernt hatte, widmete er ihr einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner freien Zeit und bemühte sich, sie so weit für sich zu erwärmen, als sie es augenscheinlich für andere konnte. Dabei war er sich vollkommen im unklaren, ob sie überhaupt der Neigung für einen einzelnen fähig war. Andererseits konnte er nicht glauben, daß dies alles nichts weiter sein sollte als unschuldige Kameradschaft; sie war so berückend, daß ihn der Gedanke fast rasend machte, sie könnte ihn trotz seiner ärgsten Befürchtungen schließlich doch begünstigen. Die Sinnlichkeit und Vielseitigkeit, die Begierde, die sich in ihren Bewegungen, ihren Launen, ihrer Stimme, ihrer Art, sich zu kleiden, ausdrückte, bezauberten ihn so sehr, daß er sie unmöglich aufgeben konnte. Er lief ihr vielmehr auf ganz lächerliche Weise nach. Als sie dies bemerkte, vertröstete sie ihn, wich ihm manchmal aus und zwang ihn, sich mit wenig mehr als mit den Brosamen ihrer Gesellschaft zu begnügen, während sie ihn mit Bildern und Beschreibungen anderer Bekanntschaften und Unternehmungen erfreute, die manchmal das Gefühl in ihm erweckten, als dürfe er sich nicht länger von ihr so zum besten halten lassen. Dann pflegte er sich im Zorn zu sagen, daß er nichts mehr von ihr wissen wollte, denn sie taugte wirklich nicht für ihn. Aber wenn er sie wiedersah, kühl und gleichgültig in allem, was sie sagte und tat, fehlte ihm der Mut und er konnte den Gedanken an ein Zerreißen dieser Fessel nicht ertragen.

Dabei zögerte sie nicht, von Dingen zu reden, die sie brauchte

oder gerne haben wollte. Zuerst waren es nur Kleinigkeiten: eine Puderquaste, ein Lippenstift, eine Schachtel Puder oder eine Flasche Parfüm. Aber ohne Clyde mehr gewährt zu haben als ein paar flüchtige und ausweichende Küsse oder ein schmachtendes Hinsinken in seine Arme, das zwar vielversprechend war, aber nie zu mehr führte, — wurde sie bald so kühn, ihm zu verschiedenen Malen und auf verschiedene Weise von Dingen zu erzählen, die sie gerne kaufen würde, wenn sie nur das Geld dazu hätte, zum Beispiel Handtaschen, Blusen, Schuhe, Strümpfe oder einen Hut. Er aber schenkte sie ihr, um sich ihre Gunst zu erhalten und sich bei ihr in ein günstiges Licht zu setzen, obwohl es ihm wegen der Entwicklung der Dinge in seiner Familie manchmal schwer genug fiel. Doch gegen Ende des vierten Monates mußte er einsehen, daß er nicht sehr viel weiter in ihrer Gunst gelangt war als bisher. Alles in allem war es eine glühende, fast schmerzliche Liebe von seiner Seite, ohne eine bestimmte Zusage auf Belohnung.

Was sein Elternhaus betraf, so waren die Aufregungen und Depressionen, die mit der Zugehörigkeit zur Familie Griffiths fast unfehlbar verbunden waren, nicht wesentlich andere als bisher. Nach Estas Verschwinden hatte eine Periode der Niedergeschlagenheit eingesetzt, die weiter andauerte. Nur wurde sie für Clyde durch eine Geheimnistuerei verschärft, die quälend und aufreizend wirkte; denn keine Eltern konnten größere Bedenken haben als die seinen, wenn es sich um die Beziehungen zwischen den Geschlechtern handelte.

Besonders drückend war das Geheimnis, das Esta seit einiger Zeit umgab. Sie war fortgegangen und nicht wiedergekehrt, und soviel Clyde und die anderen wußten, hatte man nie mehr etwas von ihr gehört. Aber Clyde hatte beobachtet, daß seine Eltern, die während der ersten Wochen ihrer Abwesenheit sehr aufgeregt und besorgt gewesen waren, wo sie sein mochte und

warum sie nicht schrieb, diese Sorgen plötzlich aufgegeben hatten, viel ruhiger schienen und sich zum mindesten nicht mehr durch eine anscheinend hoffnungslose Situation quälen ließen. Das war ihm unverständlich. Es war ganz auffallend und doch wurde nicht darüber gesprochen. Kurze Zeit nachher entdeckte Clyde, daß seine Mutter mit jemandem in Briefwechsel stand. Das geschah bei ihr nur äußerst selten, denn ihre gesellschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen waren so spärlich, daß sie höchst selten einen Brief schrieb oder empfing.

Eines Tages, kurz nachdem er die Stelle in Green-Davidson erhalten hatte, war er am Nachmittag früher nach Hause gekommen als sonst und hatte seine Mutter mit einem Briefe in der Hand gefunden, der sie sehr zu interessieren schien. Etwas Geheimnisvolles war dabei im Spiele, denn als sie ihn bemerkte, hörte sie sofort auf zu lesen und legte den Brief beiseite, ohne weiter darüber ein Wort zu verlieren. Clyde aber hatte das vielleicht unbewußte Gefühl, daß der Brief von Esta wäre. Er wußte es nicht bestimmt und stand zu weit, um die Schrift erkennen zu können; aber von wem immer er sein mochte, seine Mutter erwähnte ihn nicht mehr. Es schien, sie wollte nicht, daß er frage, und ihre Beziehungen waren so förmlicher Natur, daß er nie daran gedacht hätte. Er wunderte sich nur darüber, um dann die Angelegenheit teilweise, wenn auch nicht ganz, zu vergessen.

Vier oder fünf Wochen später, als er anfing, mit der Arbeit im Green-Davidson vertraut zu werden und sich für Hortense Briggs zu interessieren, kam seine Mutter eines Nachmittags mit einem für sie höchst sonderbaren Vorschlag zu ihm. Ohne sich weiter auf die Gründe einzulassen oder geradeheraus zu sagen, sie fände, daß er jetzt imstande wäre, mehr für sie zu tun, rief sie ihn nach seiner Heimkehr von der Arbeit in den Missionssaal, sah ihn starr an und fragte ziemlich aufgeregt:

„Weißt du nicht, Clyde, woher ich sofort hundert Dollar nehmen könnte?"

Clyde war so überrascht, daß er seinen Ohren kaum traute, denn noch vor wenigen Wochen wäre die bloße Frage an ihn nach einer Summe, die vier oder fünf Dollar überschritt, der helle Wahnsinn gewesen. Das wußte auch seine Mutter. Nun aber fragte sie doch und nahm scheinbar an, daß er ihr dabei helfen könne, und mit Recht, denn sowohl seine Kleidung als sein ganzes Auftreten ließen auf seine gebesserte Lebenslage schließen.

Sein erster Gedanke war natürlich, daß ihr seine Kleider und sein Gehaben aufgefallen waren und sie wußte, daß er ihr die wahre Summe seines Einkommens verheimlichte. Zum Teil war dies auch richtig, aber Clydes Betragen hatte sich in letzter Zeit so verändert, daß seine Mutter ihre Haltung gegen ihn wesentlich ändern mußte und anfing, an der Möglichkeit seiner weiteren Überwachung zu zweifeln. Seit kurzem oder vielmehr seitdem er diese Stelle angenommen hatte, kam er ihr reifer, sicherer und selbstbewußter vor, er schien seine eigenen Wege gehen zu wollen, ohne sich um jemand anderen zu kümmern. Und obwohl dies sie einerseits recht beunruhigte, gefiel es ihr doch in anderer Hinsicht. Es war immerhin etwas, daß Clyde, der ihr wegen seiner Unruhe und Empfindlichkeit immer Sorgen gemacht hatte, sich auf so günstige Art entwickelte, wenn sie sich auch manchmal angesichts seines neuesten Luxus wunderte und besorgt war, in was für Gesellschaft er sich bewegen mochte. Aber da er eine so lange und anstrengende Arbeitszeit hatte und sein ganzes Geld in Kleidern anzulegen schien, hatte sie eigentlich keinen ersichtlichen Grund, zu klagen. Ihre einzige Befürchtung war, daß er vielleicht etwas zu egoistisch würde und zu viel an sein eigenes Wohlergehen dachte, — aber nach den langen Entbehrungen konnte sie ihm sein jetziges Vergnügen nicht gut mißgönnen.

Clyde begriff nicht recht, was sie beabsichtigte, er sah sie nur an und sagte: „Woher soll ich hundert Dollar nehmen, Mutter?“ Er sah voraus, daß seine neugefundene Quelle des Reichtums durch solch unglaubliche und unerklärliche Forderungen verschüttet wurde, und Mißtrauen und Kummer prägte sich in seinen Zügen aus.

„Ich meine nicht, daß du allein sie mir verschaffen sollst“, erwiderte Mrs. Griffiths rücksichtsvoll. „Ich habe bereits einen Plan, um den größten Teil zusammenzubringen. Aber ich wollte, daß du mit mir überlegst, woher ich den Rest nehmen könnte. Ich möchte deinem Vater wenn möglich nicht damit kommen und du bist alt genug, um mir dabei zu helfen.“ Sie blickte anerkennend und wohlwollend auf Clyde. „Dein Vater hat gar keinen Sinn für geschäftliche Dinge und ist manchmal so vergrämt.“

Sie fuhr sich mit ihrer großen müden Hand über das Gesicht und sie tat ihm leid, was immer sie auch bedrücken mochte. Und abgesehen davon, ob er so viel Geld hergeben konnte oder wollte, war er sehr neugierig, zu welchem Zwecke es wäre. Hundert Dollar! Himmeldonnerwetter!

Nach ein paar Minuten setzte die Mutter hinzu: „Ich will dir sagen, woran ich gedacht habe. Ich muß hundert Dollar haben, kann dir aber jetzt nicht sagen, wozu — weder dir noch sonst jemandem, und du darfst mich auch nicht darnach fragen. In meinem Schreibtisch liegt eine alte goldene Uhr, die deinem Vater gehört, und ein schwerer goldener Ring und eine Brosche von mir. Die müßten doch mindestens fünfundzwanzig Dollar wert sein, wenn man sie verkauft oder verpfändet. Dann habe ich noch das schwere Silberbesteck und die silberne Schüssel und Kanne.“ Clyde konnte sich an jene Andenken genau erinnern. „Die Schüssel allein muß fünfundzwanzig Dollar wert sein. Ich vermute, daß sie zusammen fünfund-

zwanzig bis fünfunddreißig einbringen würden. Ich habe mir gedacht, ob du sie nicht in eine gute Pfandleihanstalt in der Nähe deiner Arbeitsstätte tragen könntest, und wenn du mir außerdem eine Zeitlang wöchentlich fünf Dollar mehr geben könntest," — Clydes Gesicht zog sich in die Länge — „so würde mir ein Bekannter, Mr. Murch, der, wie du weißt, oft hierherkommt, borgen, was noch zu den hundert fehlt, und ich könnte es ihm dann von dem zurückzahlen, was du mir gibst. Zehn Dollar habe ich selbst."

Sie sah Clyde an, als wollte sie sagen: „Du wirst mich doch nicht in der Stunde der Not im Stich lassen." Und Clyde wurde weich, obwohl er damit gerechnet hatte, sein ganzes Geld für sich selbst auszugeben. Er willigte ein, die Sachen in die Pfandleihanstalt zu tragen und ihr weitere fünf Dollar zu geben, bis der Betrag aufgebracht war, der von dem Erlös der Wertgegenstände noch zu den hundert Dollar fehlte. Aber wider Willen mußte er sich über diese besondere Belastung ärgern, denn es war doch erst ganz kurze Zeit, seitdem er soviel verdiente. Und nun verlangte seine Mutter immer mehr und mehr, jetzt schon zehn Dollar die Woche! Immer ging etwas schief, immer wurde etwas gebraucht und niemand wußte, ob das nicht so fortgehen würde!

Er nahm die paar Wertgegenstände, trug sie in die verläßlichste Pfandleihanstalt, die er finden konnte, und als ihm dort fünfundvierzig Dollar dafür geboten wurden, nahm er sie an. Mit den zehn Dollar, die seine Mutter besaß, machte es fünfundfünfzig aus und mit den fünfundvierzig, die sie noch von Mr. Murch borgen wollte, wären es hundert. Aber das hieß, daß er ihr neun Wochen lang zehn Dollar geben müßte, statt fünf, und bei seinen Bestrebungen, sich ganz anders zu kleiden, zu leben und das Leben zu genießen, als er bisher für notwendig befunden, war dies alles eher als erfreulich. Dennoch

wollte er es tun. Im Grunde war er es seiner Mutter schuldig. Sie hatte in früheren Zeiten viele Opfer für ihn und die anderen gebracht und er durfte nicht nur an sich denken; das ziemte sich nicht.

Das Beste daran war, daß seine Eltern, wenn sie eine finanzielle Unterstützung von ihm erwarteten, von nun an mehr Rücksicht auf ihn nehmen mußten als bisher. Jedenfalls mußten sie ihm mehr Freiheit im Kommen und Gehen zugestehen, soweit seine Abende in Frage kamen. Er sorgte doch auch selbst für seine Kleidung und erhielt seine Mahlzeiten im Hotel, was seiner Meinung nach sehr ins Gewicht fiel.

Zu alldem kam aber noch etwas anderes hinzu. Kurze Zeit nach der Geschichte mit den hundert Dollar begegnete er seiner Mutter in der Montrosestreet, einer der ärmlichsten Straßen, die nördlich der Bickelstreet verlief und aus zwei Reihen von Holzhäusern, zweistöckigen Mietwohnungen und vielen unmöblierten Zimmern bestand. Selbst die Griffiths, so arm sie auch waren, hätten es als eine Erniedrigung angesehen, in einer solchen Straße zu wohnen. Seine Mutter kam eben die Stufen herunter, die zu einem der besser erhaltenen Häuser führten, in dessen Parterrefenster die sehr auffallende Tafel hing: „Möblierte Zimmer zu vermieten." Ohne sich umzusehen und Clyde jenseits der Straße zu bemerken, ging sie ein paar Schritte weiter zu einem anderen Haus, das dieselbe auffallende Ankündigung trug, und nachdem sie das Äußere sehr aufmerksam gemustert hatte, schritt sie die Stufen hinauf und läutete an der Tür. Clydes erster Gedanke war, daß sie sich nach jemandem umsehen wollte, der ihr am Herzen lag, dessen genaue Adresse sie aber nicht wußte. Aber als er die Straße überquerte, steckte die Hauseigentümerin den Kopf heraus und er hörte seine Mutter fragen: „Haben Sie ein Zimmer zu vermieten?" — „Ja." — „Ist ein Badezimmer

dabei?" — „Nein, aber es ist ein Badezimmer im zweiten Stock." — „Wieviel kostet es wöchentlich?" — „Vier Dollar." — „Kann ich es sehen?" — „Bitte sehr, treten Sie ein."

Mrs. Griffiths schien zu zögern, während Clyde nicht mehr als fünfundzwanzig Fuß weit von ihr stand und wartete, ob sie sich umdrehen und ihn erkennen würde. Aber sie trat ein, ohne sich umzuwenden, Clyde starrte ihr neugierig nach; denn wenn es auch nicht unmöglich war, daß seine Mutter für jemanden ein Zimmer suchte, warum tat sie es gerade hier in dieser Straße, da sie sich doch gewöhnlich an die Heilsarmee oder an die Young Women's Christian Association wendete? Zuerst wollte er warten und sie fragen, was sie hier suchte, ging aber dann fort, da er manches zu besorgen hatte.

Als er abends nach Hause kam, um sich umzukleiden und seine Mutter in der Küche fand, sagte er: „Ich habe dich heute früh in der Montrosestreet gesehen, Mama."

„Gewiß", erwiderte seine Mutter nach ein paar Sekunden, doch nicht ehe er bemerkt hatte, daß sie zusammengefahren war, als wäre sie über seine Mitteilung sehr betroffen. Sie schälte eben Kartoffeln und sah ihn neugierig an. „Nun, und?" fragte sie ruhig, errötete aber dabei, was im Verkehr mit ihm ganz ungewöhnlich war. Ihr überraschtes Zusammenzucken hatte Clyde gewundert und neugierig gemacht.

„Du warst eben im Begriff, in ein Haus einzutreten, vermutlich um ein möbliertes Zimmer zu suchen."

„Ja", gab Mrs. Griffiths jetzt ganz ehrlich zu. „Ich brauche es für einen Kranken, der nicht viel Geld hat, aber es ist nicht leicht zu finden." Sie wandte sich ab, als wollte sie nicht weiter darüber reden, doch obgleich er ihre Stimmung verstand, konnte Clyde nicht umhin hinzuzufügen: „Tja, es ist nicht gerade eine Straße, in der ich gerne wohnen möchte." Seine neue Anstellung in Green-Davidson hatte seine Ansicht dar-

über, wie man wohnen sollte, schon wesentlich geändert. Sie gab ihm keine Antwort und er ging in sein Zimmer, um sich umzukleiden.

Als er ungefähr einen Monat später eines Abends durch die Missouri Avenue schritt, sah er seine Mutter wieder, die nicht weit vor ihm in entgegengesetzter Richtung ging. Im Lichtschein eines der kleinen Läden, die die Straße einsäumten, sah er, daß sie eine ziemlich schwere altmodische Tasche trug, die er seit langer Zeit kannte, die aber nie viel benützt worden war. Als sie ihn bemerkte, blieb sie — wie er später überlegte — stehen und trat in das Stiegenhaus eines drei Stock hohen Miethauses, aber als er hinkam, war die Haustür verschlossen. Er öffnete sie und sah eine schwach erleuchtete Treppe, über die sie wahrscheinlich hinaufgestiegen war, doch nahm er sich nicht die Mühe, weiter nachzuforschen, denn er war gar nicht sicher, ob sie dort überhaupt jemanden besuchen wollte oder nicht; es hatte sich alles so schnell abgespielt. Er wartete an der nächsten Straßenecke und sah sie endlich wieder aus dem Hause treten; seine Neugierde wuchs, als er bemerkte, daß sie, bevor sie weiterging, vorsichtig um sich spähte. Das brachte ihn zu der Überzeugung, daß sie sich vor ihm verbergen wollte. Warum aber?

Ihr sonderbares Betragen setzte ihn so sehr in Erstaunen, daß er ihr im ersten Augenblick nachgehen wollte. Dann aber überlegte er, daß es besser wäre, es zu unterlassen, wenn sie ihr Tun vor ihm geheimhalten wollte. Aber dieses Ausweichen machte ihn nur noch neugieriger. Warum wollte seine Mutter nicht, daß er sah, wie sie eine Tasche zu jemandem trug? Ausweichen und Heimlichtun war ihrem Charakter, der von dem seinen so verschieden war, völlig wesensfremd. Sofort begann sein Gehirn dieses Zusammentreffen mit ihrer Zimmersuche in der Montrosestreet, dem Brief, bei dessen Lektüre er

sie überrascht, und den hundert Dollar, die sie gebraucht hatte, in Verbindung zu bringen. Wo konnte sie nur hingehen? Was verbarg sie vor ihm?

Er grübelte dem allen nach, wurde sich aber nicht recht darüber klar, ob es ihn oder ein anderes Familienmitglied anging, bis er ungefähr eine Woche später, als er in der Nähe der Baltimorestreet die Eleventhstreet durchquerte, Esta vor sich zu sehen glaubte. Zum mindesten war es ein Mädchen, das ihr zum Verwechseln ähnlich sah; nur war sie ihm in diesem Augenblick älter vorgekommen. Sie war so plötzlich in der Menge aufgetaucht und wieder verschwunden, daß er sie nicht genau sehen konnte; es war nur ein einziger Blick gewesen, auf den er umgekehrt war und versucht hatte, sie einzuholen, aber umsonst. Dennoch war er seiner Sache so sicher, daß er direkt nach Hause ging und seiner Mutter, die er in der Mission traf, mitteilte, er habe ganz bestimmt Esta gesehen, er könnte darauf schwören, daß sie wieder in Kansas City wäre. Er hatte sie in der Gegend der Baltimore- und Eleventhstreet gesehen oder zum mindesten sie zu sehen gemeint. Hatte die Mutter nichts von ihr gehört?

Es fiel ihm auf, daß das Benehmen seiner Mutter nicht ganz so war, wie er es unter diesen Umständen erwartet hätte. Seine eigenen Empfindungen über Estas plötzliches Verschwinden und ebenso plötzliches Wiedererscheinen bestanden aus einem Gemisch von Erstaunen, Freude, Neugier und Teilnahme. War es möglich, daß seine Mutter die hundert Dollar für ihr Wiederkommen gebraucht hatte? Woher und warum ihm dieser Gedanke eingefallen war, hätte er nicht sagen können. Er überlegte. Wenn dies der Fall war, warum war sie dann nicht nach Hause gekommen oder hatte zum mindesten ihre Familie von ihrer Anwesenheit verständigt?

Er vermutete, daß seine Mutter ebenso überrascht und ver-

wundert und ebenso neugierig und auf Einzelheiten erpicht sein würde, wie er selbst. Statt dessen schien sie sichtlich verlegen und verwirrt, als erführe sie etwas, was sie schon wußte, und müßte erst überlegen, wie sie sich dazu stellen sollte.

„Wirklich! Wo? Eben jetzt, sagst du? An der Ecke der Baltimore- und Eleventhstreet? Wie merkwürdig! Das muß ich Asa erzählen. Komisch, daß sie nicht zu uns kommt, wenn sie wieder hier ist." Ihre Augen schienen nicht überrascht, sondern verlegen, und wie immer, wenn sie ein wenig aus der Fassung gebracht war, zuckte ihr Mund, nicht nur die Lippen, sondern der ganze Kiefer.

„So, so," fügte sie nach einer Pause hinzu, „das ist sehr sonderbar. Vielleicht war es nur jemand, der ihr ähnlich sah."

Aber Clyde, der sie von der Seite her beobachtete, glaubte ihr die Überraschung nicht, und als sein Vater heimkehrte, hörte er, wie sie die Sache in einer merkwürdig nebensächlichen und dunklen Weise besprachen, als wäre sie ihnen nicht ganz so neu, wie ihm, und es dauerte einige Zeit, bis er hineingerufen wurde, um über das Gesehene zu berichten.

Aber als sollte dieses Rätsel dennoch für ihn gelöst werden, begegnete er eines Tages seiner Mutter in der Sprucestreet mit einem kleinen Korb am Arme. Er hatte bemerkt, daß sie seit kurzem die Gewohnheit angenommen hatte, regelmäßig früh, nachmittag und abends auszugehen. Lange bevor sie ihn sehen konnte, war ihm ihre schwerfällige Gestalt in dem braunen Mantel, den sie zu tragen pflegte, aufgefallen. Er war in die Myrkelstreet eingebogen, wo ihm ein Zeitungsstand geeigneten Schutz bot, und als sie an ihm vorüber war, ließ er ihr einen kleinen Vorsprung und ging ihr nach. Bei der Dalrymplestreet bog sie in die Beaudrystreet ein, die eigentlich nichts, als eine weniger häßliche Fortsetzung der Sprucestreet war. Sie bestand aus lauter alten Häusern, ehemaligen

Wohnungen reicher Leute, aus denen jetzt Pensionen und möblierte Zimmer geworden waren. In eines derselben sah er sie verschwinden, nicht ohne daß sie vorher einen prüfenden Blick um sich geworfen hatte.

Nachdem sie eingetreten war, ging Clyde näher zu dem Haus heran und betrachtete es eingehend. Was hatte seine Mutter hier drinnen zu tun? Wen besuchte sie? Er konnte sich selbst nicht genaue Rechenschaft über seine brennende Neugierde geben, aber seitdem er Esta auf der Straße gesehen zu haben glaubte, hatte er das unklare Gefühl, das alles, die Briefe, die hundert Dollar und das möblierte Zimmer in der Montrosestreet, müßte irgendwie mit ihr zusammenhängen.

Schief gegenüber dem Haus in der Beaudrystreet stand ein alter kahler, dem Wintersturm ausgesetzter Baum und dicht daneben eine Telegraphenstange, die einen gemeinsamen Schatten warfen. Hier konnte er ungesehen stehen bleiben und die verschiedenen Fenster im unteren und oberen Stockwerk beobachten. Hinter einem der Frontfenster im oberen Stock sah er seine Mutter hin- und hergehen, als wäre sie dort vollständig zu Hause, und zu seiner Überraschung erblickte er nach ein paar Minuten Esta, die an eines der beiden Fenster trat und ein Paket auf das Fensterbrett legte. Sie schien nur einen leichten Schlafrock oder eine Hülle über den Schultern zu tragen, diesmal irrte er sich bestimmt nicht. Als er erfaßte, daß sie es wirklich war und daß seine Mutter sich bei ihr befand, gab es ihm einen Riß. Was hatte sie getan, um so zurückzukehren und sich verbergen zu müssen?

Eine Stunde später trat seine Mutter mit anscheinend leerem Korbe aus dem Hause, denn sie trug ihn ganz leicht in der Hand. Wie vorhin blickte sie ängstlich um sich, ihr Gesichtsausdruck schien gefaßt und doch sorgenvoll, wie immer zu jener Zeit, — ein Gemisch erhebenden Glaubens und nagenden Zweifels.

Clyde sah ihr nach, wie sie durch die Beaudrystreet der Mission zuwanderte, und als sie weit genug entfernt war, wandte er sich um und trat in das Haus. Wie er vermutet hatte, befand sich innen eine Reihe möblierter Zimmer mit Tafeln, deren manche den Namen ihres Inwohners trugen. Da er wußte, daß Esta sich in dem vorderen nach Südosten gelegenen Zimmer befinden mußte, klopfte er dort an. Von innen hörte man leichte Schritte und nach kurzem Warten, das einige rasche Vorbereitungen drinnen verraten ließ, wurde die Tür ein wenig geöffnet und Esta steckte den Kopf heraus, — erst neugierig, dann mit einem leisen Schrei der Überraschung und Verwirrung. Als Zweifel und Vorsicht überwunden waren, sah sie, daß Clyde vor ihr stand und machte sofort die Tür weit auf.

„Nein, Clyde!" rief sie. „Wie hast du mich gefunden? Eben habe ich an dich gedacht!"

Clyde umarmte und küßte sie, aber dabei bemerkte er mit leisem Schrecken, daß sie sich sehr verändert hatte. Sie war viel blasser und magerer, ihre Augen lagen tief in den Höhlen und sie war um nichts besser gekleidet, als er sie zuletzt gesehen hatte. Sie schien nervös und niedergeschlagen zu sein. Einer seiner ersten Gedanken war, wo wohl ihr Mann sein mochte. Warum war er nicht hier? Was war aus ihm geworden? Als er sich umsah und sie anblickte, fiel ihm auf, daß Esta verlegen und unsicher aussah, wenn sie auch sehr erfreut schien, ihn wiederzusehen. Ihr Mund war leicht geöffnet, um ihm zuzulächeln und ihn zu begrüßen, aber er sah ihren Augen an, daß irgendetwas sie beschäftigte.

„Ich hatte dich nicht hier erwartet", setzte sie rasch hinzu, sowie er sie freigab. „Hast du . . .?" Sie hielt inne, da sie offenbar etwas hatte sagen wollen, was sie nicht sollte.

„Ja, ich habe Mutter gesehen", erwiderte er. „So habe ich

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY

erfahren, daß du hier bist. Ich sah sie eben hier herauskommen und dann habe ich dich durch das Fenster gesehen." (Er wollte nicht gestehen, daß er seine Mutter eine Stunde lang beobachtet und verfolgt hatte.) „Wann bist du zurückgekommen?" fuhr er fort. „Ich staune, daß du uns niemals geschrieben hast. Du bist mir die Wahre, — gehst fort, bleibst monatelang aus und läßt niemals etwas von dir hören. Ein paar Zeilen hättest du mir schon schreiben können. Wir haben uns doch immer gut verstanden, nicht?"

Sein Blick war fragend, neugierig und fordernd. Sie ihrerseits war zurückhaltend und ausweichend und vollkommen im unklaren, was sie denken oder tun sollte.

„Ich hatte keine Ahnung, wer es sein könnte", brachte sie endlich heraus. „Es kommt niemand zu mir. Aber du, Clyde, du siehst gut aus. Und was hast du jetzt für hübsche Kleider! Und größer bist du auch geworden! Mama hat mir erzählt, daß du im Green-Davidson-Hotel angestellt bist."

Sie sah ihn bewundernd an und er fühlte sich sehr geschmeichelt. Aber ihr Aussehen ging ihm nicht aus dem Sinn. Immer wieder mußte er ihr Gesicht, ihre Augen, ihre abgemagerte und doch dicke Gestalt ansehen. Als er ihre Taille und ihr schmales Gesicht ansah, wurde es ihm plötzlich klar, daß es nicht gut um sie stand. Sie bekam ein Kind. Und wieder kam ihm der Gedanke: wo war ihr Gatte oder zum mindesten der Mann, mit dem sie durchgegangen war? Nach den Äußerungen seiner Mutter hatte sie ursprünglich geschrieben, daß sie im Begriff war, zu heiraten. Sie war ganz allein und verlassen hier in diesem elenden Zimmer, das sah, fühlte und begriff er.

Sofort mußte er denken, daß dies typisch war für alles, was in seiner Familie geschah. Jetzt wollte er eben anfangen und versuchen, etwas zu werden, es zu etwas zu bringen

und das Leben zu genießen. Und nun kam Esta und hatte es nach ihrem ersten Versuch der Selbständigkeit zu einem solchen Ende gebracht. Er fühlte einen leisen Groll in sich aufsteigen.

„Bist du schon lange wieder hier, Esta?" wiederholte er unsicher und wußte nicht recht, was er sagen sollte, denn nun er einmal hier war und sah, wie es um sie stand, begann er Ausgaben, Ärger und Sorge vorauszusehen und wünschte fast, daß er nicht so neugierig gewesen wäre. Warum war er nur hergekommen? Jetzt mußte er ihr helfen.

„Noch nicht sehr lange, ungefähr seit einem Monat, Clyde, sicher aber nicht länger."

„Das dachte ich mir. Ich habe dich ungefähr vor einem Monat in der Baltimore- und Eleventhstreet gesehen. Das warst du doch, nicht wahr?" fügte er etwas weniger freudig hinzu, was Esta auffiel. Sie nickte zustimmend. „Ich war meiner Sache sicher. Ich habe es Mutter seinerzeit erzählt, aber sie schien anderer Meinung zu sein. Immerhin war sie nicht so überrascht, als ich erwartet hatte." Er hielt inne, da er nicht recht wußte, was er sagen sollte, und überlegte, ob das, was er gesagt, irgendeinen Sinn und eine Bedeutung gehabt habe. Wirkliche Hilfe schien es nicht zu bringen.

Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Sollte sie ihren Zustand verschweigen oder eingestehen? Etwas mußte geschehen, denn Clyde konnte selbst einsehen, wie verzweifelt ihre Lage war. Sie konnte seinen forschenden Blick kaum aushalten. Und mehr um sich selbst zu entschuldigen als ihre Mutter, sagte sie schließlich: „Arme Mutter! Du darfst nicht schlecht von ihr denken, Clyde. Sie hat ja keine Ahnung, was zu geschehen hat. Natürlich ist es meine Schuld. Wäre ich nicht davongelaufen, hätte ich ihr niemals solche Sorgen gemacht. Sie hat so wenig Geld und hat es immer schwer im

Leben gehabt." Sie drehte sich rasch um und er sah, wie ihre Schultern zu zucken begannen. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und beugte ihren Kopf tief herunter, so daß er wußte, daß sie leise vor sich hinweinte.

„Laß sein, Schwesterlein", rief Clyde, indem er sogleich auf sie zuging, denn sie tat ihm jetzt schrecklich leid. „Was ist denn geschehen? Warum weinst du? Hat dich der, mit dem du fort warst, denn nicht geheiratet?"

Sie schüttelte den Kopf und weinte nur um so heftiger. In diesem Augenblick ging Clyde erst die wahre seelische, soziale und biologische Bedeutung ihres Zustandes auf. Sie war in Not, bekam ein Kind und hatte keinen Mann und kein Geld. Deshalb hatte seine Mutter das Zimmer gesucht, deshalb hatte sie die hundert Dollar von ihm ausborgen wollen! Sie schämte sich Estas und ihres Zustandes. Sie schämte sich nicht nur vor den fremden Leuten, sondern auch vor ihm, vor Julia und Frank und besorgte, wie sie Estas Zustand aufnehmen würden, denn nach der Meinung der Menschen war er etwas Sündhaftes und Unsittliches. Deshalb hatte sie versucht, ihn geheimzuhalten und Ausreden zu erfinden, was ihr zweifellos sehr schwer gefallen war. Und leider hatte sie Pech gehabt und es war ihr mißlungen.

Von neuem wurde er verwirrt, nicht nur durch den Zustand seiner Schwester und dessen Bedeutung für ihn und die anderen Familienmitglieder hier in Kansas City, sondern auch durch die etwas unklare Haltung seiner Mutter gegenüber der Lüge. Wenn sie ihn auch nicht geradezu belogen hatte, so war sie ihm doch ausgewichen, denn sie hatte die ganze Zeit gewußt, daß Esta hier war. Andererseits konnte er es ihr nicht sehr übel nehmen, alles eher als das. Man mußte in einem solchen Falle lügen, auch wenn man so fromm und wahrheitsliebend war wie seine Mutter, man konnte es den Menschen nicht

einfach erzählen. Er wollte jedenfalls sein möglichstes tun, daß niemand von Estas Zustand erfuhr. Was mußten die Leute denken? Wie würden sie über ihn reden? War die allgemeine Lage der Familie nicht an sich schon schlecht genug? Er stand und starrte ins Leere und grübelte, während Esta still vor sich hinweinte. Und da sie fühlte, daß er über sie nachdachte und sich schämte, weinte sie nur um so mehr.

„Das ist eine böse Geschichte", sagte Clyde nach einiger Zeit verstört, doch voller Teilnahme. „Aber du wärst doch wahrscheinlich nie mit ihm durchgegangen, wenn du ihn nicht sehr gerne gehabt hättest, nicht wahr?" (Er dachte an sich und Hortense Briggs.) „Es tut mir schrecklich leid für dich, Esta, gewiß, aber das Weinen macht es doch jetzt nicht besser. Es gibt noch eine Menge anderer Leute auf der Welt außer dem einen und sicher wird alles gut ausgehen."

„Ich weiß," schluchzte Esta, „aber ich bin ja so dumm gewesen und es ist mir so schlecht gegangen. Und jetzt mache ich Mutter und euch allen so viele Sorgen." Sie schluchzte auf und war einen Augenblick still. „Er ist fort und hat mich in einem Hotel in Pittsburg ohne Geld zurückgelassen", setzte sie hinzu. „Und wenn Mutter nicht gewesen wäre, so weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre. Sie hat mir hundert Dollar geschickt, als ich ihr schrieb, und eine Zeitlang war ich in einem Restaurant angestellt, so lange ich eben konnte. Ich wollte nicht nach Hause schreiben, daß er mich verlassen hätte. Ich schämte mich. Aber zum Schluß, als mir so schlecht wurde, wußte ich mir nicht mehr zu helfen."

Sie fing von neuem an zu weinen und Clyde, der jetzt begriff, was seine Mutter alles für sie getan hatte, bemitleidete die Mutter jetzt mindestens ebenso wie sie, ja, noch mehr, denn Esta hatte ihre Mutter, die sich um sie kümmerte, sie aber hatte niemanden, der ihr half.

„Ich werde noch längere Zeit nicht arbeiten können", fuhr Esta fort, „und Mutter will nicht, daß ich nach Hause komme, denn du und Julia und Frank sollt von nichts wissen. Sie hat auch ganz recht damit, das sehe ich ein. Aber sie hat nichts und ich habe auch nichts. Und manchmal bin ich so schrecklich einsam hier." Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen und sie begann zu schluchzen. „Ich bin ja so dumm gewesen."

Clyde hatte das Gefühl, als ob er auch weinen müsse. Das Leben war manchmal so schwer und sonderbar! Wie war es ihm nur all die Jahre ergangen. Bis vor kurzem hatte er gar nichts gehabt und hatte immer davonlaufen wollen. Esta aber hatte es getan, und wie war es ihr ergangen! Er sah sie plötzlich vor sich, wie sie inmitten der hohen Häuser an der kleinen tragbaren Orgel seines Vaters gesessen und gesungen und so lieb und unschuldig ausgesehen hatte. Ach, war das Leben bitter! Jedenfalls war es eine böse Welt, in der es sehr merkwürdig zuging.

Er sah sie und das Zimmer an und versprach, daß er sie nicht verlassen, daß er wiederkommen würde, nur dürfte sie der Mutter nichts von seinem Kommen sagen. Wenn sie aber etwas brauchte, so solle sie sich nur an ihn wenden, obwohl er selbst nicht allzu viel verdiente. Dann ging er fort. Als er in das Hotel zurückkehrte, mußte er fortwährend daran denken, wie gräßlich das war, und er bedauerte sehr, seiner Mutter nachgegangen zu sein, da er sonst von nichts gewußt hätte. Aber selbst dann wäre es herausgekommen, denn die Mutter hätte es nicht ewig vor ihm geheimhalten können. Vielleicht hätte sie ihn wieder um Geld gebeten. Und was war das für ein Schuft, der einfach fortging und seine Schwester in einer großen fremden Stadt ohne einen Pfennig zurückließ! Er überlegte und mußte an das Mädchen denken, das vor ein paar Monaten mit unbezahlter Hotelrechnung im Green-Da-

vidson-Hotel im Stich gelassen worden war. Wie komisch war ihm und den anderen Jungen die Sache damals vorgekommen, die durch den sinnlichen Beigeschmack noch viel interessanter geworden war.

Aber diesmal handelte es sich um seine eigene Schwester. Ein Mann hatte so gering von seiner Schwester gedacht! Und doch — wie er es auch drehte und wendete, es kam ihm jetzt lange nicht mehr so schrecklich vor wie früher, als er sie in ihrem Zimmer weinen gesehen hatte. Nun umgab ihn die fröhliche Stadt voll Leben und Menschen und das glänzende Hotel, in dem er angestellt war. Das war an sich etwas ganz Schönes. Außerdem hatte er ja noch seine eigene Liebesgeschichte mit Hortense und seine Vergnügungen. Es mußte einen Ausweg für Esta geben. Sie würde wieder gesund werden und dann war alles wieder gut. Aber ach, daß er einer Familie angehörte, die von jeher so arm und unbedeutend war, daß ihr derartige Dinge passieren konnten! Unter freiem Himmel predigen, den Zins nicht zahlen können, Decken und Uhren auf offener Straße verkaufen, nur um Geld zu verdienen wie sein Vater, und Esta, die durchging und bei der es ein solches Ende genommen hatte! Herrgott noch einmal!

Vierzehntes Kapitel

Dies alles hatte zur Folge, daß Clyde sich genauer als je zuvor und durchaus nicht herkömmlich sittenstreng mit der Frage der Beziehungen zwischen den Geschlechtern beschäftigte. Denn wenn er auch den Liebhaber seiner Schwester verdammte, der sie so schmählich verlassen hatte, konnte er sie doch nicht gänzlich von jeder Schuld freisprechen. Sie war ihm gefolgt. Er hatte jetzt von ihr erfahren, daß er sich in dem Jahr, bevor sie mit ihm durchgebrannt war, eine Woche lang in der Stadt aufgehalten und daß sie ihn bei dieser Gelegenheit kennengelernt hatte. Als er das Jahr darauf für vierzehn Tage wiederkehrte, war sie es gewesen, die ihn aufgesucht hatte. Und angesichts seiner eigenen Neigung für Hortense Briggs, fühlte sich Clyde nicht berechtigt, solche Beziehungen als etwas Unrechtes zu empfinden. Eher lag die Schwierigkeit seiner Meinung nach in den Folgen, die sich aus Gedankenlosigkeit und Nichtwissen ergaben, aber nicht in der Tatsache der Beziehungen selbst. Denn hätte Esta den Mann, den sie liebte, besser gekannt und sich die Tragweite solcher Beziehungen klar gemacht, so wäre sie heute nicht in solch trauriger Lage. Mädchen wie Hortense Briggs, Greta und Luise wären nie in eine solche Situation geraten. Oder doch? Nein, dazu waren sie zu klug. Und für das eine Mal wenigstens fiel der Vergleich in seinem Inneren zu Estas Ungunsten aus. Sie hätte, schien ihm, klüger handeln müssen, und langsam begann er strenger, wenn auch nicht herzloser über sie zu denken.

Was ihm jetzt allein naheging, ihn beschäftigte und beeinflußte, war seine Neigung zu Hortense Briggs und das war

der verhängnisvollste Einfluß, den es für einen Jüngling von seinen Jahren und Anlagen nur geben konnte. Nachdem er sie einige Male gesehen hatte, erschien sie ihm als der Inbegriff dessen, was er sich an einem Mädchen gewünscht hatte. Sie war fröhlich, eitel, einschmeichelnd und sehr hübsch. In ihren Augen lag ein tanzendes Feuer verborgen und sie hatte eine ganz besonders reizende Art, die Lippen zu öffnen und zu schließen und geradeaus und unbeteiligt vor sich hinzusehen, als dächte sie an gar nichts, — das machte ihn vollkommen rasend. Manchmal wurde ihm ganz schwach und schwindelig davon zumute, als glühten lauter winzige feurig-wirbelnde Fäden in seinen Adern. Es war dies ein Zustand, den man nur als bewußte Begierde bezeichnen konnte und der quälend und unvermeidlich war, denn Clyde war bei ihr nie über Küsse und Umarmungen hinausgekommen, — eine Form der Achtung und Zurückhaltung, die sie denselben jungen Leuten übelnahm, von denen sie sie verlangte. Was ihr wirklich gefiel und was sie auch immer suchte, war der Mann, der alle solche Pseudonaivität und Überlegenheit hinwegfegte und sie selbst gegen ihren Willen zwang, sich ihm zu ergeben.

Sie schwankte auch beständig, ob er ihr gefiel oder mißfiel, und deshalb wußte er nie, woran er war, — ein Zustand, den sie sehr gern genoß, der sich aber niemals so weit in seinen Gedanken festsetzen durfte, daß er sie ganz aufgeben wollte. Hatte sie ihm gestattet, sie in Gesellschaft oder ins Theater zu begleiten, und war er besonders taktvoll dabei gewesen, so konnte sie so hingebend und bezaubernd sein, als es der feurigste Liebhaber gewünscht hätte. Das konnte fast den ganzen Abend anhalten, aber plötzlich, vor ihrer eigenen Tür oder vor dem Haus einer Freundin, bei der sie die Nacht verbrachte, drehte sie sich um und versuchte ihn ganz ohne Grund nur mit einem Händedruck oder einem flüchtigen Kuß zu verab-

schieden. Wenn Clyde bei solchen Gelegenheiten so unvorsichtig war, die Gunstbezeigungen, die er anstrebte, von ihr erzwingen zu wollen, wurde sie zu einer wütenden Katze, riß sich los und zeigte eine unglaublich heftige Abwehr, die sie sich selbst nicht erklären konnte. Der hauptsächlichste Grund hierfür lag in ihrem Widerspruchsgeist, durch den sie sich eben zu nichts zwingen lassen wollte. Und aus Verliebtheit und kraftloser Nachgiebigkeit, die der übergroßen Angst entsprangen, sie zu verlieren, war Clyde dann meist gezwungen, sich in düsterer und verzweifelter Stimmung zu entfernen.

Aber ihre Anziehungskraft auf ihn war so groß, daß er nicht lange wegbleiben konnte, sondern dorthin gehen mußte, wo sie am ehesten zu treffen war. Trotz der Krise, die er durch Esta erlebte, verbrachte er die meiste Zeit in einem intensiven, süßen, sinnlichen Traumzustand. Wenn sie ihn nur wirklich lieben könnte! Bei Nacht lag er in seinem Bett und dachte an sie — an ihr Gesicht, an den Ausdruck ihres Mundes und ihrer Augen, die Linien ihrer Gestalt, ihre Bewegungen während des Gehens oder des Tanzens, und ihr Bild tanzte vor seinen Augen wie auf einer Leinwand. In seinen Träumen war sie ihm berückend nahe, drückte ihn an sich, ihr wunderbarer Körper war ganz sein, aber dann, im entscheidenden Augenblick, wenn sie bereit schien, sich ihm ganz hinzugeben, wachte er auf — sie war verschwunden und nichts als ein Trugbild gewesen.

Es gab aber doch einiges, was ihm Erfolg zu versprechen schien. Erstens stammte sie gleich ihm aus einer armen Familie; sie war die Tochter eines Maschinisten, der mit seiner Frau kaum das nackte Leben fristen konnte. Von Kindheit an hatte sie nichts gehabt als das bißchen Tand und Flitter, das sie sich selbst erobert hatte. Ihr gesellschaftliches Niveau war bis vor kurzem so niedrig gewesen, daß sie niemand Besseren als Bäcker- und Fleischergehilfen, ziemlich gewöhnliche Bur-

schen und Lehrlinge ihrer Umgebung kennengelernt hatte. Aber selbst in diesem Falle hatte sie bald herausgefunden, daß ihre Schönheit ein Kapital war, mit dem man etwas anfangen konnte, und sie hatte es auch getan. Eine ganze Anzahl von Burschen war sogar vor Diebstählen nicht zurückgeschreckt, um Geld für ihre Unterhaltung ausgeben zu können.

Als sie alt genug war, um selbst zu arbeiten und Burschen und Männer kennenlernte, die ihr gefielen, entdeckte sie bald, daß sie ohne allzu große Nachgiebigkeit, aber mit einem bißchen Diskretion, sich besser ausstatten konnte als bisher. Nur war sie so sinnlich und vergnügungssüchtig, daß sie nicht immer Lust hatte, ihren Vorteil von ihrem Vergnügen zu trennen. Im Gegenteil, oftmals war ihr ein Verlangen hinderlich, diejenigen zu lieben, die sie ausnützen wollte, oder umgekehrt, die Absicht, sich nicht jenen gegenüber zu binden, die sie nicht lieben konnte.

Da sie Clyde nicht sehr gerne hatte, konnte sie dem Wunsch nicht widerstehen, ihn auszunützen. Es gefiel ihr, daß er so gerne bereit war, ihr jede Kleinigkeit zu kaufen, die ihr zu gefallen schien — eine Handtasche, einen Schal, ein Portemonnaie, ein Paar Handschuhe — alles, was sie vernünftigerweise verlangen oder annehmen konnte, ohne sich allzu sehr zu verpflichten. Aber vom allerersten Augenblick an erfaßte sie auf ihre rasche, schlaue Art, daß sie ihn nicht unbegrenzt lang festhalten konnte, wenn sie sich ihm nicht hingeben, ihm nicht von Zeit zu Zeit die endgültige Belohnung, die er anstrebte, in Aussicht stellen wollte.

Mehr als alles andere spornte es sie an, daß Clyde anscheinend gerne sein Geld für sie ausgab und daß sie darum auch wichtigere Dinge von ihm erhalten konnte — zum Beispiel ein hübsches und ziemlich teures Kleid oder einen Hut, vielleicht einen Pelzmantel, wie man sie jetzt überall in der Stadt sah, vielleicht sogar goldene Ohrringe oder eine Armbanduhr, lauter Dinge, die sie fortwährend in allen Auslagen sehnsüchtig bewunderte.

Kurz nachdem Clyde seine Schwester Esta wiedergefunden hatte, ging Hortense eines Tages um die Mittagsstunde mit ihrer Kollegin Doris Trine durch die Baltimorestreet, wo sich die elegantesten Geschäfte befanden. Dort sah sie in einem der kleineren und billigeren Pelzläden einen Bibermantel, der genau das war, was sie brauchte, um ihre sehr beschränkte Garderobe zu ergänzen. Es war keine sehr teure Jacke, nicht mehr als 100 Dollar wert, aber sie war so apart gemacht, daß sie sich vorstellen konnte, wie sehr ihre eigene Schönheit dadurch erhöht würde. Darum blieb sie stehen und rief: „Das ist der entzückendste, reizendste Pelzmantel, den ich jemals gesehen habe! Schau dir doch die Ärmel an, Doris!" Sie packte ihre Freundin am Arm. „Und der Kragen und das Futter! Und die Taschen! Mein Gott!" Sie zitterte fast vor Wonne und Begeisterung. „Ist er nicht einfach himmlisch? Genau so einen Mantel habe ich mir immer gewünscht. So was Liebes, Weiches!" rief sie affektiert und dachte dabei ebensosehr an den Eindruck, den sie in dieser Stellung und vor dieser Auslage auf die Vorübergehenden machte, als an den Mantel selbst. „Ach, wärst du nur mein!"

Sie ging weiter, nachdem sie sich so lange aufgehalten hatte, als es ihre Mittagspause gestattete. Aber immer noch träumte sie von dem Mantel und befriedigte ihre brennende Eitelkeit durch die Vorstellung, wie unwiderstehlich sie darin aussehen müßte. Nach dem Preis hatte sie nicht gefragt, und da sie den Mantel durchaus noch einmal sehen wollte, kehrte sie am nächsten Tage wieder, diesmal allein und vollkommen überzeugt, daß sie ihn nicht kaufen konnte. Sie überlegte aber ganz unklar, auf welche Weise sie dennoch zu ihm kommen könnte, falls er nicht zu teuer war. Doch augenblicklich fiel ihr niemand ein.

Fünfzehntes Kapitel

Hortense wußte sehr wohl, daß Clyde immer mehr und mehr nach jener äußersten Hingabe verlangte, die (was sie ihm aber niemals eingestanden hätte) das Vorrecht zweier anderer war. Es gab kein Zusammensein mehr, ohne daß Clyde die Frage stellte, ob sie ihn wirklich liebe. War dies aber auch nur ein wenig der Fall, warum verweigerte sie ihm dann das und jenes, warum wollte sie ihm nicht erlauben, sie zu küssen und zu umarmen, so viel er Lust hatte? Immer hatte sie Verabredungen mit anderen Burschen, während sie die seinen nicht einhielt oder keine mit ihm treffen wollte. Wie stand sie eigentlich mit diesen anderen, hatte sie sie wirklich lieber als ihn? Tatsächlich konnten sie nie beisammen sein, ohne daß die Frage ihrer Vereinigung, wenn auch verschleiert, auftauchte.

Es war ihr angenehm zu wissen, daß er die ganze Zeit an der zurückgedrängten Begierde nach ihr litt und daß sie allein die Kraft hatte, seine Leiden zu lindern, — ein sadistischer Zug, der Clydes eigenem masochistischem Verlangen nach ihr entsprang.

Aber angesichts ihrer Sehnsucht nach dem Mantel begannen seine Chancen bei ihr zu steigen. Obwohl sie Clyde erst tags vorher stolz versichert hatte, daß sie ihn unmöglich vor dem nächsten Montag sehen könne und alle vorhergehenden Abende vergeben habe, lag ihr jetzt sehr daran, wegen des Mantels ein baldiges Zusammentreffen mit ihm zu vereinbaren, ohne scheinbar allzu großen Wert darauf zu legen. Sie wollte ihn jetzt endgültig bewegen, ihr wenn möglich den Mantel zu kaufen. Aber selbstverständlich mußte sie dann ihr Benehmen

gegen ihn von Grund aus ändern. Sie mußte viel weicher und liebevoller sein, und obwohl sie es sich nicht eingestehen wollte, war sie in der Tiefe ihrer Seele sogar bereit, sich ihm hinzugeben.

Einige Zeit lang war sie sich über ihr Vorgehen durchaus im unklaren. Wie konnte sie es zuwege bringen, ihn heute oder spätestens morgen zu treffen? Wie konnte sie ihm die Notwendigkeit dieses Geschenkes oder dieses Darlehens begreiflich machen? Sie konnte ihn bitten, ihr so viel zu leihen, um den Mantel zu kaufen — es waren hundertfünfzehn Dollar —, und es ihm später in Raten zurückzuzahlen (obwohl sie wußte, daß dies nie geschehen würde, wenn sie erst den Mantel besaß). Oder sie konnte ihm vorschlagen, mit dem Pelzhändler ein Abkommen auf eine Reihe von Raten zu treffen, die Clyde in Abständen zahlen würde, wenn er nicht so viel Geld auf einmal aufbringen konnte. Hier wendeten sich ihre Gedanken plötzlich dem Pelzhändler zu und sie überlegte, wie sie ihm schöntun und schmeicheln könnte, damit er ihr den Mantel auf Raten überließ.

Zuerst wollte sie Luise Ratterer zureden, mit ihrem Bruder, Clyde und noch einem dritten Jüngling namens Scull, der Luise den Hof machte, heute abend ein bestimmtes Tanzlokal zu besuchen, wohin sie selbst mit dem in ihrer Gunst höher stehenden Zigarrenverkäufer gehen sollte. Dann hatte sie vor, nur in Gesellschaft von Luise und Greta zu erscheinen und zu sagen, daß ihr Begleiter krank geworden sei. So konnte sie frühzeitig mit Clyde weggehen und ihn an Rubensteins Laden vorüberführen.

Aber da sie wie eine Spinne war, die in ihrem Netz Fliegen fängt, sah sie voraus, daß Luise möglicherweise gegen Clyde oder Ratterer erwähnen konnte, daß sie, Hortense, die Urheberin dieses Planes gewesen war. Ebenso konnte Clyde später einmal

Luise etwas von dem Mantel erzählen, und das durfte nie geschehen. Sie sah ein, daß es unmöglich war, Luise oder Greta um Hilfe zu bitten.

Sie war ziemlich ratlos, wie sie eine Begegnung zustande bringen könnte, als Clyde, der zufällig in der Nähe zu tun gehabt hatte, auf seinem Heimwege den Laden betrat, in dem sie angestellt war. Er wollte mit ihr eine Verabredung für den kommenden Sonntag treffen. Zu seinem größten Entzücken begrüßte ihn Hortense sehr freundlich und mit ihrem berückendsten Lächeln und winkte ihm mit der Hand. Sie hatte gerade einen Kunden zu bedienen; bald aber war sie fertig, und während sie den Aufseher, der Besuche nur ungern sah, nicht aus den Augen verlor, trat sie näher und sagte: „Ich habe eben an dich gedacht. Du vielleicht auch an mich? Erst das Vergnügen, dann die Arbeit." Dann fügte sie leise hinzu: „Tu, als wenn du nicht mit mir sprechen wolltest, dort geht unser Aufseher vorüber."

Berührt durch die ungewohnte Weichheit ihrer Stimme und noch viel mehr durch das herzliche Lächeln, mit dem sie ihn begrüßt hatte, stiegen Clydes Lebensgeister sofort beträchtlich. „Ob ich an dich gedacht habe?" entgegnete er fröhlich. „Als ob ich jemals an eine andere dächte! Was glaubst du? Ratterer behauptet, daß du mir zu Kopf gestiegen bist."

„Ach der", erwiderte Hortense verächtlich und ärgerlich schmollend, denn merkwürdigerweise machte Ratterer sich nicht viel aus ihr und das wußte sie sehr gut. „Der hält sich für unwiderstehlich", setzte sie hinzu. „Aber ich weiß eine Menge Mädchen, die ihn nicht ausstehen können."

„O nein, Tom ist ein netter Kerl." Clyde trat ehrlich für seinen Freund ein. „Das sagt er bloß, im Grunde hat er dich doch gern."

„Das tut er zwar nicht," entgegnete Hortense, „aber ich will

jetzt nicht über ihn reden. Was hast du heute gegen sechs Uhr vor?"

„Ach," rief Clyde enttäuscht, „willst du am Ende sagen, daß du heute abend frei bist? Das ist doch zu dumm! Ich dachte, du wärest längst vergeben. Heute abend habe ich leider Dienst." Er seufzte tief bei dem Gedanken, daß sie bereit gewesen wäre, den Abend mit ihm zu verbringen und daß er die Gelegenheit nicht ausnützen konnte. Hortense aber bemerkte seine große Enttäuschung und freute sich darüber.

„Ich habe etwas vor, das mich nicht sehr freut", fuhr sie mit einem verächtlichen Zug um die Lippen fort. „Ich muß es nicht aufgeben, aber ich täte es, wenn du frei wärest." Clydes Herz begann vor Entzücken rascher zu schlagen.

„Herrgott, wenn ich nur Zeit hätte", fuhr er fort, während er sie anblickte. „Kannst du es unmöglich auf morgen verschieben? Morgen abend hätte ich frei. Ich bin eben gekommen, um dich zu fragen, ob du nicht Lust hättest, nächsten Sonntag nachmittag einen Autoausflug zu machen. Ein Freund von Hegglund hat einen Wagen — einen Packard —, und am Sonntag sind wir alle frei. Er hat mir angetragen, eine Gesellschaft für eine Fahrt nach Excelsior Springs zusammenzustellen. Er ist ein sehr netter Kerl, — du kennst ihn nicht sehr gut, aber er ist wirklich sehr nett." (Dies sagte er, weil Hortense nicht sehr große Lust bezeigte.) „Aber darüber können wir ja noch später reden. Was ist mit heute abend? Dann muß ich fort."

Hortense, die wegen des in der Nähe befindlichen Aufsehers so tat, als ob sie Clyde einige Taschentücher zeigte, überlegte, wie schade es wäre, daß volle vierundzwanzig Stunden verstreichen müßten, bevor sie ihm den Mantel zeigen und Gelegenheit finden könnte, ihr Manöver zu beginnen. Gleich-

zeitig tat sie, als ob das morgige Zusammentreffen äußerst schwierig zu bewerkstelligen wäre, schwerer, als er sich vorstellen konnte. Sie tat sogar, als wüßte sie nicht bestimmt, ob sie Lust dazu hätte.

„Tu, als ob du diese Taschentücher hier sehen wolltest", sagte sie, aus Angst, der Aufseher könnte sie unterbrechen. „Morgen habe ich etwas vor und ich weiß nicht, ob ich es aufgeben kann", fuhr sie nachdenklich fort. „Warte einmal", — sie tat, als müßte sie angestrengt nachdenken. „Ich will es versuchen. Nur das eine Mal. Sei um viertel sieben — nein, halb sieben ist das früheste für dich, nicht wahr? — sagen wir also halb sieben hier an der Fifteenth- und Mainstreet — und ich will sehen, ob ich kommen kann. Ich kann nichts versprechen, aber ich werde es versuchen. Ich glaube, es wird gehen. Ist dir das recht?"

Sie lächelte ihn so bezaubernd als möglich an und Clyde war außer sich vor Freude, daß sie endlich einmal etwas anderes für ihn aufgab! Ihre Augen blickten ihn zärtlich an und um ihren Mund spielte ein Lächeln.

„Na, ich glaub's!" rief er im Ton der Hotelboys. „Du kannst Gift darauf nehmen, daß ich dort sein werde. Willst du mir einen Gefallen tun?"

„Was willst du?" fragte sie zurückhaltend.

„Bitte, setze den kleinen schwarzen Hut mit dem roten Band auf. Du weißt nicht, wie herzig du darin aussiehst."

„Ach, du", lachte sie. Es war so leicht, Clyde zu gewinnen. „Gut, ich werde ihn tragen," setzte sie hinzu, „aber jetzt mußt du gehen. Da kommt der alte Wauwau. Ich weiß, daß er wettern wird, aber ich mache mir nichts daraus. Halb sieben, ja? Adieu bis dahin." Sie wandte sich zu einem neu eingetretenen Kunden, einer alten Dame, die geduldig gewartet hatte, um zu fragen, wo man Batist bekam. Und selig über

die ihm in Aussicht gestellte unerwartete Wonne, ging Clyde zum nächsten Ausgang.

Die plötzliche Gunstbezeigung fiel ihm nicht besonders auf, und pünktlich am nächsten Abend um halb sieben erschien sie im Glanz der hängenden Bogenlampen, die ihr flimmerndes Licht wie Regenschauer ergossen. Sie hatte seinen Lieblingshut auf, wie er sofort bemerkte, und war bezaubernd munter und liebenswürdiger, als er sie je gesehen hatte. Ehe er noch Zeit gefunden, ihr zu sagen, wie hübsch sie aussah und wie er sich freute, daß sie jenen Hut trug, begann sie:

„Du kannst dir was darauf einbilden, daß ich einen anderen für dich stehen lasse und außerdem einen alten Hut aufsetze, nur weil es dir Freude macht. Ich möchte wissen, wie ich eigentlich dazu komme."

Er strahlte, als hätte er einen großen Sieg errungen. War es denkbar, daß er endlich in Gnade bei ihr stand?

„Wenn du nur wüßtest, wie gut dir dieser Hut steht, Hortense, dann würdest du ihn nicht beiseite werfen", sagte er bewundernd. „Du weißt gar nicht, wie entzückend du darin aussiehst."

„Oho! In diesem alten Deckel?" spottete sie. „Du bist wirklich leicht befriedigt!"

„Und deine Augen sehen aus wie weicher schwarzer Samt", beharrte er lebhaft. „Wunderschön sind sie!" Er dachte an einen Erker im Green-Davidson, der mit schwarzem Samt ausgeschlagen war.

„Jedenfalls gehören sie heute abend dir", lachte sie neckend. „Ich glaube, ich werde etwas für dich tun müssen." Und bevor er noch etwas erwidern konnte, begann sie eine vollkommen erfundene Geschichte zu erzählen. Nachdem sie ein Rendezvous mit einem gewissen Tom Keary, einem tonangebenden Jüngling der Gesellschaft, gehabt hatte, der ihr zu jener Zeit fort-

während nachging, um sie zum Essen oder zum Tanzen führen zu dürfen, hatte sie erst heute abend beschlossen, ihn stehen zu lassen und wenigstens dies eine Mal lieber mit Clyde auszugehen. Sie hatte Keary angerufen und ihm gesagt, daß sie ihn heute abend nicht treffen könne, sozusagen „alles abgeblasen", wie sie es nannte. Aber als sie durch den Eingang für Angestellte herauskam, wer stand trotzdem da und wartete auf sie? Tom Keary in Person, tadellos gekleidet, in einem hellgrauen Raglan und Gamaschen, noch dazu mit seinem geschlossenen Sportzweisitzer. Und wenn sie gewollt hätte, hätte er sie ins Green-Davidson geführt. Er war wirklich ein guter Kerl. Aber sie hatte keine Lust, jedenfalls nicht heute abend. Wenn sie ihn nicht entdeckt hätte, hätte er sie immerhin aufgehalten. So aber hatte sie ihn zuerst gesehen und war in entgegengesetzter Richtung davongelaufen.

„Du hättest nur sehen sollen, wie ich mit meinen kleinen Füßchen die Sargentstreet hinauf und um die Ecke auf den Bailey Place getrippelt bin", beschrieb sie selbstgefällig ihre Flucht. Aber Clyde war so geblendet von der Vorstellung ihrer eigenen Person mit dem wunderbaren Tom Keary, daß er alle ihre Listen für reine Wahrheit nahm.

Als sie dann zu Gaspie, einem Restaurant in der Wyandottestreet, gingen, von dem er erst kürzlich gehört hatte, daß es viel besser sei als Frissell, benützte Hortense die Gelegenheit, stehen zu bleiben, eine Anzahl Auslagen anzusehen und zu sagen, daß sie dringend hoffe, einen netten Mantel zu finden, der ihr halbwegs stünde. Der ihre wäre schon so abgetragen, daß sie bald einen neuen haben müßte. Clyde überlegte im stillen, ob sie ihm nahelegen wollte, ihr einen zu kaufen. Vielleicht wäre es ganz vorteilhaft für ihn, ihr einen hübschen Mantel zu schenken, wenn sie einen brauchte. Als sie zu der hellerleuchteten Auslage mit dem ihr bekannten Mantel

kamen, blieb Hortense stehen, wie sie sich vorgenommen hatte.

„Ich bitte dich, schau dir doch den entzückenden Mantel an", begann sie begeistert, als wäre er ihr erst jetzt aufgefallen. „Das ist der süßeste, entzückendste, reizendste, herzigste Mantel, den ich je gesehen habe!" Ihre schauspielerischen Künste wuchsen mit der Größe ihres Wunsches. „Schau dir nur den Kragen und die Ärmel und diese Taschen an. Hast du schon je etwas so Originelles gesehen? Wenn ich nur meine kleinen Hände hineinstecken könnte!" Sie sah Clyde von der Seite an, ob sie ihm auch genügend Eindruck machte.

Angesteckt durch ihre große Begeisterung, betrachtete er den Mantel mit wirklichem Interesse. Er war zweifellos hübsch, sogar sehr hübsch. Aber — was mochte so ein Mantel kosten? War es denkbar, daß sie ihn nur deshalb auf seine Vorzüge aufmerksam machte, weil er ihn ihr schenken sollte? Das war doch ein Mantel um mindestens zweihundert Dollar. Er hatte absolut keine Ahnung von dem Wert solcher Dinge, aber jedenfalls konnte er sich unmöglich bis zu einem solchen Mantel versteigen, besonders jetzt, da seine Mutter ziemlich viel von seinen Nebeneinkünften für sich in Anspruch nahm. Aber etwas in ihrem Benehmen ließ ihn darauf schließen, daß sie es just darauf angelegt hatte. Zunächst wurde er sehr abgekühlt und verstummte. Aber — sagte er sich dann betrübt — wenn Hortense den Mantel wirklich haben wollte, würde sich gewiß jemand finden, der ihn ihr schenkte, zum Beispiel der junge Keary, von dem sie eben gesprochen hatte. Und leider war sie so: wenn nicht er, so würde ein anderer ihr den Mantel schenken, und sie würde ihn verachten, weil er es nicht tun konnte. Zu seiner größten Bestürzung und zu seinem Ärger rief sie aus: „Ach, was gäbe ich nicht alles für einen solchen Mantel!" Sie hatte Clyde eigentlich nicht so sehr das

Messer an die Kehle setzen, sondern ihm nur den Wunsch, der auf dem Grunde ihrer Seele lag, auf taktvolle Weise nahelegen wollen.

Aber so unerfahren und naiv Clyde auch war, erfaßte er doch die volle Bedeutung dieser Bemerkung. Es hieß, daß — daß — er wollte sich im Augenblicke selbst nicht eingestehen, was es hieß. Aber jetzt, jetzt, — wenn er nur wüßte, was dieser Mantel kostete! Er fühlte, daß sie an etwas ganz Bestimmtes dachte, um diesen Mantel zu bekommen. Wie konnte er es nur möglich machen? Wie? Wenn es ihm nur gelänge, den Mantel für sie zu kaufen, wenn er ihr nur versprechen könnte, ihn bis zu einem bestimmten Tage zu kaufen, falls er nicht zu teuer war — was dann? Hatte er den Mut, ihr heute oder vielleicht morgen abend vorzuschlagen, ihr, nachdem er den Preis des Mantels erfahren hatte, zu sagen, daß, wenn sie wollte, er ihr dann — dann — den Mantel, oder was sie sich sonst wünschte, schenken wollte? Er mußte nur ganz sicher sein, daß sie ihn nicht wieder zum Narren hielt, wie sie es immer in kleineren Dingen getan hatte. Nie würde er es sich gefallen lassen, ihr den Mantel zu schenken und dann nichts dafür zu bekommen — niemals! Während er überlegte, zitterte und bebte er neben ihr. Sie aber stand da, betrachtete den Mantel und dachte: Wenn er nicht so vernünftig war, ihr den Mantel zu schenken und sich zu nehmen, was sie meinte, was sie ihm dafür geben wollte, dann müßte es aus sein. Er sollte nicht glauben, daß sie die Absicht hatte, mit jemandem herumzuspielen, der nicht einmal soviel für sie tun konnte oder wollte. Nie und nimmer!

Sie gingen weiter, aber während des ganzen Essens sprach sie von fast nichts anderem als immer nur davon, wie wunderschön der Mantel war und wie gut er ihr stehen würde.

„Ich sage dir," rief sie herausfordernd, denn sie fühlte,

daß Clyde sich darüber im unklaren war, ob er ihr den Mantel kaufen könnte, „irgendwie wird es mir gelingen, diesen Mantel zu bekommen. Ich glaube, dieser Pelzhändler würde ihn mir vielleicht auf Raten geben, wenn ich mit ihm reden und eine entsprechend hohe Anzahlung geben würde. Eine Kollegin von mir hat einmal auf diese Weise einen Mantel bekommen", log sie rasch und hoffte, Clyde dadurch eher dazu zu bewegen. Aber Clyde hatte Angst vor irgendwelchen besonderen damit verbundenen Ausgaben und zögerte, näher darauf einzugehen. Er hatte keine Ahnung, was ein solches Kleidungsstück kosten konnte — vielleicht waren es zwei- oder dreihundert Dollar —, und er fürchtete, sich zu etwas zu verpflichten, was er später nicht einhalten konnte.

„Hast du keine Ahnung, was er dafür verlangt?" fragte er unsicher und überlegte gleichzeitig, daß er auch diesmal, wenn er ihr ein Geldgeschenk ohne bestimmte Garantien machte, nicht mehr von ihr erwarten durfte, als sie ihm bisher gewährt hatte. Er erinnerte sich, wie sie ihm gewisse Dinge abgeschmeichelt und ihm nachher nicht einmal erlaubt hatte, sie zu küssen. Er errötete und kochte innerlich vor Wut, daß sie anscheinend so gut wußte, daß sie Katze und Maus mit ihm spielen konnte. Und doch fiel ihm ein, wie sie gesagt hatte, sie wäre bereit, alles für den zu tun, der ihr den Mantel schenken wollte. Zum mindesten hatte es ungefähr so gelautet.

„Nein", sagte sie zögernd und überlegte, ob sie den genauen Preis oder einen etwas höheren angeben sollte. Wenn sie um Ratenzahlung bat, würde der Pelzhändler vielleicht mehr verlangen; wenn sie aber einen viel höheren Betrag nannte, würde Clyde ihn ihr vielleicht nicht schenken wollen. „Bestimmt ist es nicht mehr als hundertfünfundzwanzig. Mehr würde ich auf keinen Fall dafür ausgeben."

Clyde seufzte erleichtert auf. Es waren doch nicht zwei- oder

dreihundert! Nun fing er an zu überlegen. Wenn sie eine vernünftige Anzahlung — sagen wir fünfzig oder sechzig Dollar — erreichte, konnte er es in den nächsten zwei oder drei Wochen vielleicht zustande bringen. Wenn aber die ganzen hundertfünfundzwanzig sofort verlangt wurden, dann mußte Hortense eben warten, und er mußte wissen, ob er seinen endgültigen Lohn bekäme oder nicht.

„Das ist eine gute Idee, Hortense", sagte er, ohne anzudeuten, warum sie ihm so gut gefiel. „Tue das. Trachte doch zuerst herauszufinden, was er kostet und was man als Angabe verlangt. Vielleicht kann ich ihn dir schenken."

„Das wäre himmlisch", rief Hortense und klatschte in die Hände. „Willst du das wirklich tun? Das wird fein! Ich weiß jetzt bestimmt, daß ich den Mantel haben kann und daß man ihn mir überlassen wird, wenn ich jetzt gleich hingehe."

Wie Clyde sah und befürchtet hatte, vergaß sie ganz, daß er es war, der ihr den Kauf des Mantels ermöglichte, und es war so, wie er es kommen gesehen; es wurde als sicher angenommen, daß er ihn bezahlte.

Aber als Hortense sein düsteres Gesicht bemerkte, fügte sie hinzu: „Du bist der allerliebste, allerreizendste Mensch, wenn du ihn mir schenken willst. Ich werde es dir nie vergessen. Paß nur auf, du wirst es nicht bereuen. Warte nur!" Ihre Augen funkelten vor Fröhlichkeit, ja sogar vor Großmut ihm gegenüber.

Er mochte jung und dumm sein, aber er meinte es ehrlich, und sie beschloß ihn zu belohnen. Sobald sie den Mantel hatte, was binnen ein oder zwei Wochen spätestens der Fall sein mußte, würde sie sehr nett mit ihm sein und etwas für ihn tun. Und um ihre Absicht besser auszudrücken und ihm beizubringen, was sie eigentlich meinte, ließ sie ihre Augen weich und wässerig und vielversprechend auf ihm ruhen, —

wodurch ihm ganz sonderbar und aufgeregt zumute wurde. Die Art ihrer Gunstbezeigung entsetzte ihn sogar ein wenig, denn sie ließ ein erschreckendes Maß von Leidenschaft vermuten, dem er möglicherweise nicht gewachsen war. Er fühlte sich jetzt etwas feige und kraftlos ihr gegenüber, angesichts dessen, was ihre wahre Liebe zu bedeuten schien.

Immerhin teilte er ihr jetzt mit, daß er ihr den Mantel schenken wollte, wenn er nicht mehr als hundertfünfundzwanzig Dollar kostete und diese Summe in eine Anzahlung von fünfundzwanzig Dollar und zwei weitere Beträge von je fünfzig Dollar geteilt würde. Sie ihrerseits versprach, sich gleich am nächsten Tage darnach zu erkundigen. Der Händler würde ihr den Mantel gegen eine Anzahlung von fünfundzwanzig Dollar sofort überlassen, und wenn nicht jetzt, so doch bestimmt Ende der zweiten Woche, wenn fast der ganze Betrag bezahlt war.

Und in aufrichtiger Dankbarkeit schmiegte sie sich beim Verlassen des Restaurants wie eine schnurrende Katze an Clyde und flüsterte ihm zu, daß sie ihm das nie vergessen würde, daß er es schon sehen würde und daß sie den Mantel das allererste Mal für ihn tragen wollte. Wenn er heute abend frei gewesen wäre, hätten sie zusammen essen können, so aber mußten sie es ganz gewiß am nächsten Sonntag tun. Das war zwar der Tag, den er oder vielmehr Hegglund für den Autoausflug in Aussicht genommen hatten, aber der ließ sich ganz gut verschieben.

Endlich ging er heim, träumte von dem vergangenen Tage und freute sich, daß er die erste Rate ohne Schwierigkeiten zusammenbringen konnte, selbst wenn sie fünfundzwanzig Dollar betrug. Denn auf dieses Versprechen hin hatte er jetzt vor, bis zu fünfundzwanzig Dollar von Ratterer oder Hegglund auszuborgen und sie zurückzugeben, wenn der Mantel bezahlt war.

Ach, die reizende Hortense! Sie war so entzückend, so unwiderstehlich, so hinreißend, daß einem Hören und Sehen verging. Und nun sollte sie endlich und so bald die seine werden! Das war wirklich „der Stoff, aus dem man Träume macht" — das Unwahrscheinliche, das zur Wahrheit wurde.

Sechzehntes Kapitel

Als Hortense Clyde das endgültige Resultat mitteilte — sie hatte beschlossen, ihm zu sagen, daß der Mantel hundertfünfundzwanzig Dollar kostete —, fand er es im ganzen sehr vernünftig, es war ihm wie eine Erlösung von dem Druck, der seit dem letzten Gespräch mit Hortense auf ihm gelastet hatte. Denn er hatte keinerlei Möglichkeit gesehen, diese erste Woche mehr als fünfunddreißig Dollar aufzubringen. Nächste Woche wäre es etwas leichter, denn er hatte sich vorgenommen, Ratterer wenn möglich um fünfundzwanzig bis dreißig zu bitten, die mit den zwanzig bis fünfundzwanzig, die ihm seine Trinkgelder einzubringen pflegten, für die zweite Rate genügen würden. Die folgende Woche wollte er mindestens zehn bis fünfzehn — vielleicht auch mehr — von Hegglund ausleihen, und wenn das nicht genügte, seine Uhr, die er sich erst vor wenigen Monaten gekauft hatte, für fünfzehn Dollar versetzen. Das war das allermindeste, was sie einbringen mußte, da sie fünfzig gekostet hatte.

Aber nun fiel ihm Esta ein, die in ihrem elenden Loche das unglückselige Ende ihrer einzigen Liebesgeschichte abwartete. Wie sollte sie ihr Fortkommen finden, fragte er sich, obwohl er fürchtete, sich an der Lösung des finanziellen Problems beteiligen zu müssen, das Esta und seine Familie für ihn bildeten. Sein Vater war seiner Frau in finanziellen Dingen niemals eine Stütze gewesen und war es auch jetzt nicht. Was würde er aber tun, wenn diese Schwierigkeit auf seine Schultern überwälzt wurde? Mußte sein Vater denn mit Uhren und

wollenen Decken handeln und unter freiem Himmel predigen? Konnten seine Eltern nicht wenigstens die Missionsidee aufgeben?

Aber er wußte, daß die Lage sich ohne seine Beihilfe nicht klären lasse. Als er gegen Ende der zweiten Woche seines Abkommens mit Hortense fünfzig Dollar in der Tasche hatte, um sie ihr am folgenden Sonntag zu übergeben, kam seine Mutter in sein Schlafzimmer, während er sich umkleidete, und sagte: „Ich möchte einen Augenblick mit dir sprechen, bevor du fortgehst, Clyde!" Es fiel ihm auf, daß sie dabei sehr ernsthaft aussah. Eigentlich hatte er schon seit ein paar Tagen das Gefühl gehabt, daß etwas sie bedrücke. Dabei mußte er fortwährend daran denken, daß er nichts für sie tun konnte, solange seine eigenen Mittel so mit Beschlag belegt waren. Doch was konnte er seiner Mutter vernünftigerweise sagen, wenn er ihr nicht helfen konnte, andererseits aber solche Kleider trug und da- und dorthin gegangen war? Er hatte sich zwar immer durch Arbeit entschuldigt, aber wahrscheinlich hatte sie ihm nicht so sehr geglaubt, als er gehofft hatte. Gewiß hatte er sich erst vor zwei Monaten verpflichtet, ihr auf die Dauer von fünf Wochen zehn Dollar wöchentlich zu geben, und es bisher auch getan. Das bewies ihr aber wahrscheinlich, daß er es konnte, wenn er ihr auch damals erklärt hatte, daß es ihm schwer fiele. Und so sehr er auch zu ihren Gunsten schwanken wollte, so hinderte ihn daran seine Liebe zu Hortense.

Nach einiger Zeit ging er in das Wohnzimmer hinüber und wie gewöhnlich führte ihn seine Mutter zu einer der Bänke des Missionssaales, in dem es um diese Zeit besonders kalt und unfreundlich war.

„Ich hatte gehofft, mit dir über diese Angelegenheit nicht sprechen zu müssen, Clyde, doch ich sehe keinen anderen Ausweg. Jetzt, da du erwachsen bist, habe ich niemand anderen,

auf den ich mich verlassen kann, als dich. Du mußt mir aber versprechen, niemandem etwas darüber zu sagen, — weder Frank und Julia noch deinem Vater. Ich will nicht, daß sie davon wissen. Esta ist wieder nach Kansas City zurückgekehrt und ist in Not und ich weiß nicht recht, was ich tun soll. Ich habe so schrecklich wenig Geld und dein Vater ist mir keine sehr große Stütze mehr."

Sie fuhr sich mit ihrer müden Hand nachdenklich über die Stirne und Clyde wußte, was jetzt kommen würde. Sein erster Gedanke war, zu tun, als ob er nichts von Estas Wiederkehr wüßte. Aber jetzt, angesichts des Geständnisses seiner Mutter und der Notwendigkeit, sehr überrascht zu tun, wenn er die Fiktion aufrecht erhalten wollte, sagte er plötzlich: „Ja, ich weiß es."

„Du weißt es?" fragte seine Mutter überrascht.

„Ja", antwortete Clyde sehr ruhig. „Eines Tages, als ich dort vorbeiging, sah ich dich in das Haus in der Beaudry-street eintreten. Nachher bemerkte ich auch Esta am Fenster und ging hinein, als du fort warst."

„Wann war das?" fragte sie mehr, um Zeit zu gewinnen, als aus irgendeinem anderen Grunde.

„Ungefähr vor fünf bis sechs Wochen. Ich bin ein paarmal seither dort gewesen, aber Esta wollte nicht, daß du etwas davon erfahren solltest."

„Tst, tst, tst!" schnalzte Mrs. Griffiths mit der Zunge. „Dann weißt du auch, um was es sich handelt!"

„Ja", entgegnete Clyde.

„Nun, es läßt sich leider nicht ändern", sagte sie resigniert. „Hoffentlich hast du nicht mit Frank oder Julia darüber gesprochen."

„Nein", erwiderte Clyde und dachte dabei, daß es ihr nicht gelungen war, ihr Geheimnis zu bewahren. Weder sie noch

der Vater konnten sich irgendwie verstellen. Er selbst kam sich viel, viel klüger vor.

„Du darfst es auch nicht", ermahnte ihn die Mutter feierlich. „Ich glaube, es ist am besten, wenn sie von nichts wissen. Es ist sowieso schon schlimm genug", fügte sie mit verzerrtem Mund hinzu, während Clyde an sich und Hortense dachte. „Wenn man bedenkt, was sie alles über sich und uns gebracht hat," fügte sie nach kurzer Pause hinzu, während sich ihr Blick mit einem grauen, alles einhüllenden Schleier überzog, „wo wir doch schon so wenig zum Leben haben! Und nach der Erziehung und Anleitung, die sie gehabt hat! Die Wege des Sünders!"

Sie schüttelte den Kopf und faltete ihre beiden großen Hände krampfhaft ineinander, während Clyde vor sich hinstarrte und über ihre Lage und deren Folgen für ihn dachte. Gänzlich niedergeschlagen und aus der Fassung gebracht durch ihre eigene Rolle, saß sie da. Im Grunde hatte sie ebenso gelogen wie alle anderen Menschen. Clyde kannte nun das volle Ausmaß ihres Betruges und ihrer Strategie, und sie spielte eine dumme und falsche Rolle in seinen Augen. Aber hatte sie sich nicht bemüht, ihn und die anderen davor zu bewahren?

Er war jetzt alt genug, um das zu verstehen. Immerhin begann sie jetzt, ihm die Gründe zu erklären und ihm zu sagen, wie schrecklich ihr alles vorkam, teilte ihm aber gleichzeitig mit, daß sie sich gezwungen sähe, ihn um Hilfe zu bitten.

„Esta ist im Begriff, sehr krank zu werden", fuhr sie plötzlich steif und förmlich fort. Sie konnte Clyde anscheinend während des Redens nicht ansehen, obwohl sie andererseits so aufrichtig als möglich gegen ihn sein wollte. „Sie wird in kurzer Zeit einen Arzt brauchen und jemanden, der immer bei ihr ist, wenn ich nicht dort sein kann. Ich muß

von irgendwoher Geld, mindestens fünfzig Dollar, bekommen. Könntest du mir sie nicht durch deine Freunde verschaffen, wenigstens als Darlehen auf ein paar Wochen? Du könntest es ja binnen kurzem zurückzahlen und brauchtest mir solange nichts für dein Zimmer zu geben."

Sie sah so flehentlich und hilfesuchend auf Clyde, daß er durch die Größe, Stärke und Dringlichkeit ihrer Bitte ganz gerührt wurde. Und ehe er noch durch irgendein Wort die düsteren Schatten auf ihrem Gesichte verstärkt hatte, fügte sie hinzu: „Das frühere Geld war auch für sie bestimmt, um sie hierher zurückzubringen, nachdem ihr — ihr —" Sie zögerte, um das richtige Wort zu finden, setzte aber schließlich hinzu: „nachdem ihr Mann sie in Pittsburg verlassen hatte. Das hat sie dir ja wahrscheinlich erzählt."

„Ja", erwiderte Clyde ernsthaft und traurig. Estas Lage war entschieden kritisch, daran hatte er bis jetzt noch nie gedacht.

„Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, Mutter", sagte er, während ihn die fünfzig Dollar in seiner Tasche und ihre ursprüngliche Bestimmung äußerst intensiv beschäftigten — es war genau die Summe, die seine Mutter brauchte. „Eigentlich kenne ich keinen der Burschen gut genug dazu. Sie verdienen auch nicht mehr als ich selbst. Ich könnte mir einen kleinen Betrag von ihnen ausleihen, aber es würde keinen guten Eindruck machen." Es drückte und würgte ihn ein bißchen, denn es war nicht leicht, seine Mutter zu betrügen, und er hatte eigentlich noch nie Gelegenheit gehabt, eine so schwere und verächtliche Lüge auszusprechen. Da trug er nun fünfzig Dollar in der Tasche, auf der einen Seite stand Hortense und auf der anderen seine Mutter und Schwester, und das Geld würde die Schwierigkeiten seiner Mutter ebenso gründlich beseitigen, wie die Hortenses, überdies noch zu einem viel ehrenhafteren Zweck. Es war gräßlich von ihm, ihr nicht zu helfen. Wie

konnte er es ihr nur abschlagen? Aufgeregt befeuchtete er seine Lippen und fuhr sich mit der Hand über die Stirne, die sich mit nervösem Schweiß bedeckt hatte. Er fühlte sich unfrei, niedrig und den Umständen nicht gewachsen.

„Hast du selbst augenblicklich gar kein Geld zur Verfügung, das du mir leihen könntest?" fragte seine Mutter fast bittend, denn Estas Zustand erforderte eine Menge Dinge, für die man Bargeld brauchte, und sie hatte fast keines.

„Nein, leider nicht, Mutter", sagte er, sah ihr einen Augenblick beschämt ins Gesicht und wandte sich dann ab. Wäre sie nicht so sehr mit sich beschäftigt gewesen, sie hätte ihm die Lüge angesehen. Er bedauerte und verachtete sich gleichzeitig wegen des Mitgefühls, das er für seine Mutter empfand. Aber er konnte den Gedanken nicht ertragen, Hortense zu verlieren, er mußte sie haben. Und dabei sah seine Mutter so arm und hilflos aus! Es war eine Schmach — er benahm sich schmählich, geradezu gemein. Würde er nicht später für eine solche Tat bestraft werden?

Er versuchte einen anderen Ausweg zu finden, eine Möglichkeit, etwas mehr als fünfzig Dollar zu bekommen und ihr damit auszuhelfen. Wenn er nur etwas mehr Zeit hätte! Wenn nur Hortense die Sache mit dem Mantel nicht gerade jetzt aufgebracht hätte!

„Weißt du, was ich tun könnte", fuhr er ganz gedankenlos und unüberlegt fort, während seine Mutter nur ein hilfloses „Tst, tst, tst" äußerte. „Würden dir fünf Dollar etwas nützen?"

„Es wäre immerhin etwas", entgegnete sie. „Ich hätte gewiß eine Verwendung dafür."

„Die kann ich dir geben", sagte er, in der Absicht, sie nächste Woche von seinen Trinkgeldern zu ersetzen und auf mehr Glück für die Zukunft zu hoffen. „Ich will sehen, was sich nächste

Woche tun läßt. Vielleicht kann ich dir dann zehn geben, ich weiß es noch nicht bestimmt. Ich mußte mir einen Teil des Geldes, das ich dir neulich gegeben habe, ausborgen und habe es noch nicht ganz zurückgezahlt, und wenn ich mir schon wieder welches borge, so könnte man glauben — du weißt, wie das ist."

Die Mutter seufzte und dachte, was für ein Jammer es war, sich auf solche Weise an den einzigen Sohn wenden zu müssen. Noch dazu gerade jetzt, da er versuchte, sich sein Leben selbst einzurichten! Wie würde er nach Jahren darüber denken? Was würde er von ihr, von Esta, von der ganzen Familie halten? Denn trotz seinem Ehrgeiz und Wagemut und dem Wunsche, sich im Leben umzutun, hielt sie Clyde weder physisch für sehr kräftig noch in geistiger oder moralischer Beziehung für allzu fest. Was seine Nerven und Gemütsbewegungen betraf, schien er manchmal eher seinem Vater nachzugeraten als ihr. Meist war es so leicht, ihn in Aufregung oder Spannung zu versetzen, als wäre er beidem nicht sonderlich gewachsen. Und sie war es, die Esta und ihrem Gatten und ihrem gemeinsamen unglücklichen Leben zuliebe ihm das alles angetan hatte und auch noch weiter antun mußte.

„Nun, wenn nicht, dann nicht", sagte sie. „Dann muß ich irgendetwas anderes versuchen." Aber sie sah noch keinen Ausweg vor sich.

Siebzehntes Kapitel

Das Programm der für den nächsten Sonntag von Hegglund im Namen seines Freundes arrangierten Autofahrt mußte abgeändert werden. Der Wagen, der nichts Geringeres als ein kostbarer Packard war, war nur am nächsten Donnerstag oder Freitag zu haben oder überhaupt nicht. Ohne sich vollständig an die Wahrheit zu halten, war allen vorher mitgeteilt worden, daß der Wagen einem Mr. Kimbark, einem älteren, sehr reichen Herrn, gehörte, der augenblicklich eine Reise durch Asien machte. Es war auch nicht richtig, daß der Jüngling, der sie führen sollte, Mr. Kimbarks Chauffeur war; er war nur der liederliche, mißratene Sohn Sparsers, des Verwalters auf einer der Viehfarmen Mr. Kimbarks. Dieser junge Mann, der sich sehr gerne als etwas Besseres als einen Verwaltersohn und gelegentlichen Aufseher ausgab, und der Zutritt zu den Autos hatte, hatte beschlossen, das schönste auszuwählen und damit eine Ausfahrt zu unternehmen.

Hegglund war es, der vorgeschlagen hatte, daß seine Freunde aus dem Hotel sich mit ihm an irgendeiner interessanten Fahrt beteiligen sollten. Aber nachdem alle aufgefordert waren, langte die Nachricht ein, daß Mr. Kimbark voraussichtlich im Laufe der nächsten Zeit zurückkehren werde. Nun wollte Willard Sparser den Wagen überhaupt nicht mehr benützen, da ihn Mr. Kimbarks Rückkehr unter Umständen unvorbereitet treffen konnte. Aber als er die Sache mit Hegglund besprach, stieß dieser, der sich sehr auf die Fahrt gefreut hatte, seinen Vorsatz um. Warum konnte man den Wagen nicht noch einmal benützen? Alle seine Freunde freuten sich darauf und er

wollte sie ungern enttäuschen. Der Ausflug wurde also für den nächsten Freitag zwischen zwölf und sechs verabredet. Und da Hortense ihre Absichten gegen Clyde geändert hatte, beschloß sie, ihn, der natürlich auch eingeladen war, zu begleiten.

Hegglund hatte Ratterer und Higby erklärt, daß sie sich ziemlich weit draußen treffen müßten, da der Wagen ohne Wissen seines Eigentümers benutzt würde, und zwar die männlichen Teilnehmer in einer der ruhigen Seitengassen in der Nähe der Seventeenthstreet und des West Prospect, von wo sie an eine für die Mädchen geeignetere Stelle, nämlich zwischen der Twentieth- und der Washingtonstreet fahren konnten. Dann sollten sie über Parkway und Hannibal Bridge weiter nach Harlem, North Kansas City, Minaville und über Liberty und Moseby nach Excelsior Springs fahren. Ihr Hauptziel war ein kleines Gasthaus ein bis zwei Meilen vor Excelsior, das während des ganzen Jahres geöffnet war und „Der Wigwam" hieß. Es war eigentlich eine Vereinigung von Restaurant, Tanzlokal und Hotel. Ein Grammophon und ein Pianola sorgten für Musik. Gesellschaften wie diese waren dort nicht selten, und sowohl Hegglund als Higby, die einige Male dort gewesen waren, bezeichneten es als „hochprima". Das Essen war gut und die Straße ausgezeichnet. Ganz in der Nähe war ein kleiner Fluß, wo man im Sommer rudern und fischen konnte, und im Winter, wenn er zugefroren war, liefen einige Leute dort Schlittschuh. Um diese Jahreszeit, es war im Januar, lag zwar tiefer Schnee, aber man würde leicht darüber hinwegfahren, und die Gegend war herrlich. Nicht weit von Excelsior lag ein kleiner See, der um diese Jahreszeit ebenfalls zugefroren war, und nach Hegglund, der immer ungemein unternehmend und phantastisch aufgelegt war, konnte man auch dort hingehen und eislaufen.

„Wie kann man bei einem Ausflug von Eislaufen reden!" bemerkte Ratterer zynisch, denn seiner Meinung nach war dies ausschließlich eine Gelegenheit zum Flirten und nichts um sich nebenbei sportlich zu betätigen.

„Zum Kuckuck, kann man denn nie etwas sagen, ohne ausgelacht zu werden", entgegnete der Urheber dieser Idee.

Der einzige, der sich außer Sparser Gewissensbisse machte, war Clyde. Vom ersten Augenblick an hatte ihn das Gefühl, daß der Wagen nicht Sparser, sondern dessen Brotherrn gehörte, fast quälend bedrückt. Die Vorstellung, etwas, das nicht sein Eigentum war, auch nur zum zeitweiligen Gebrauch zu verwenden, war ihm unangenehm. Wenn etwas geschah! Wenn man sie ertappte!

„Glaubst du nicht, daß es eine gefährliche Sache für uns ist, diesen Wagen zu benützen?" fragte er Ratterer einige Tage vor dem Ausfluge, als er die Herkunft des Autos voll begriffen hatte.

„Ich glaube nicht", hatte Ratterer erwidert, der an solche Projekte und Ideen gewöhnt war und sich nicht sehr dadurch stören ließ. „Ich nehme den Wagen ja nicht und du auch nicht. Wenn er ihn nimmt, so ist das seine Sache, und ich werde kommen. Warum auch nicht? Ich will nur rechtzeitig wieder zurückgebracht werden. Das ist das einzige, was mir peinlich wäre."

Higby, der eben dazu kam, äußerte sich ebenso. Aber Clyde blieb beunruhigt. Wenn es schief ging? Er konnte seine Stelle durch so etwas verlieren. Aber der Gedanke, mit Hortense und allen anderen in einem so schönen Wagen zu fahren, war so verlockend, daß er nicht den Mut hatte, der Versuchung zu widerstehen.

Freitag punkt zwölf waren die verschiedenen Teilnehmer an den besprochenen Treffpunkten versammelt. Hegglund, Rat-

terer, Higby und Clyde bei der Seventeenthstreet in der Nähe der Eisenbahnremisen; Hegglunds Freundin, Maida Axelrod, Lucille Nickolas und Tina Kogel, die Freundinnen Ratterers und Higbys, und Laura Sipe, ein Mädchen, das Tina Kogel mitgebracht hatte und das Sparser bei dieser Gelegenheit kennenlernen sollte, an der Twentieth- und Washingtonstreet.

Hortense hatte Clyde im letzten Augenblick mitgeteilt, daß sie von zu Hause etwas mitzunehmen hatte und man sie daher an der Genesee- und Fortyninthstreet, wo sie wohnte, abholen solle.

Es war Ende Januar und ein Tag mit tief herabhängenden Wolken, besonders so lange sie in der Umgebung von Kansas City waren. Zeitweilig sah es sogar nach Schnee aus, was den Insassen des Wagens sehr interessant und romantisch vorkam und sie sehr freute.

„Ich hoffe, daß es schneien wird", rief Tina Kogel, als davon gesprochen wurde, und Lucille Nickolas sagte: „Manchmal finde ich es herrlich, dem Schnee zuzuschauen."

Sie fuhren über Hannibal Bridge nach Harlem und von dort an dem Ufer des sich zwischen Hügeln dahinwindenden Flusses nach Randolph Heights und Minaville. Dann kamen Moseby und Liberty, wo die Straße besser wurde und freundliche Ausblicke auf kleine Höfe und die frostigen, schneebedeckten Hügel der Januarlandschaft bot.

Clyde, der all die Jahre nie viel über die nächste Umgebung von Kansas City hinausgelangt war, war hingerissen von der Vorstellung einer weiten Reise, die mit dieser Fahrt verbunden schien. Alles war so anders als der Alltag. Auch Hortense schien heute sehr fröhlich und zugänglich zu sein. Sie schmiegte sich auf den Sitz neben ihm, und als er den Arm um sie legte und sie an sich zog (nachdem er gesehen, daß die anderen ihre Mädchen bereits liebevoll umschlungen

hielten), widerstrebte sie nicht. Sie blickte nur auf und sagte: „Ich glaube, ich werde meinen Hut abnehmen müssen", worauf alles lachte. Ihre rasche muntere Art wirkte manchmal sehr unterhaltend. Außerdem trug sie eine neue Frisur, die ihr entschieden besser stand und die sie den anderen gerne zeigen wollte.

„Können wir draußen irgendwo tanzen?" rief sie, ohne sich umzuwenden.

„Selbstverständlich", entgegnete Higby, der Tina Kogel jetzt bewogen hatte, ihren Hut abzunehmen, und sie fest an sich gedrückt hielt. „Es gibt ein Grammophon und ein Pianola. Wenn ich daran gedacht hätte, hätte ich mein Waldhorn mitgebracht. Darauf kann ich ‚Dixie' blasen."

Der Wagen sauste in halsbrecherischem Tempo zwischen weißen Feldern auf schneebedeckter Straße dahin. Sparser, der sich zur Stunde nicht nur für den rechtmäßigen Eigentümer des Wagens, sondern auch für einen Meister im Fahren hielt, wollte sehen, wie rasch er auf einer solchen Straße vorwärtskommen könne.

Dunkle Waldsilhouetten flogen rechts und links vorüber und hinter den Feldern hoben und senkten sich die Hügelketten wie Wogen. Eine Vogelscheuche flatterte mit weitausgebreiteten Armen im Wind, ihr großer verwitterter Hut lag ein Stück weiter auf der Erde. In der Nähe flog eine Schar Krähen auf und nahm ihren Flug in die Richtung auf ein fernes Wäldchen, das sich in leichten Strichen gegen den Schnee im Vordergrund abhob.

Vorne neben Laura Sipe saß Sparser am Volant und machte ein Gesicht, als käme ihm ein solcher Wagen alle Tage unter. Eigentlich gefiel ihm Hortense besser, aber er fühlte sich verpflichtet, sich wenigstens vorläufig um Laura Sipe zu bekümmern, und um den anderen in Galanterie nicht nachzustehen, legte

er einen Arm um sie, während er mit der anderen den Wagen lenkte. Clyde, der daran zweifelte, ob es klug gewesen war, den Wagen zu benützen, war sehr beunruhigt über dieses Kunststück. Sie konnten sich alle durch so rasches Fahren erschlagen. Hortense beschäftigte sich nur damit, daß Sparser sichtliches Interesse für sie bekundete, obwohl er sich jetzt wohl oder übel um Laura Sipe kümmern mußte. Als sie sah, wie er sie an sich zog und großartig fragte, ob sie viele Autotouren in der Umgebung von Kansas City unternommen hatte, mußte sie lächeln.

Ratterer, der die Bewegung bemerkt hatte, versetzte Lucille Nickolas einen Rippenstoß, die ihrerseits Higby anstieß, um seine Aufmerksamkeit auf die Entwicklung der zarten Beziehungen vor ihnen zu lenken.

„Ist es schön dort vorne, Willard?" rief Ratterer fröhlich, um sich gut mit ihm zu stellen.

„Und ob", erwiderte Sparser munter, ohne sich umzusehen. „Was meinst du, Kleine?"

„Mir gefällt es ausgezeichnet", entgegnete Laura Sipe.

Clyde aber fand, daß von allen anwesenden Mädchen keines auch nur annähernd so hübsch war wie Hortense. Sie trug ein schwarzrotes Kleid mit einem dazu passenden dunkelroten Hut. Auf ihrer linken Wange, gerade unterhalb ihres kleinen geschminkten Mundes, saß ein winziges schwarzes Pflästerchen, wie sie es an irgendeiner Schönen auf einem Bild gesehen hatte. Sie hatte sich vor Beginn der Fahrt vorgenommen, alle durch ihre Schönheit auszustechen, und fühlte jetzt deutlich, daß es ihr gelungen war. Clyde seinerseits war vollkommen ihrer Meinung.

„Du bist das herzigste Mädel von allen hier", flüsterte er ihr zu und drückte sie zärtlich an sich.

„Du kannst aber Süßholz raspeln, wenn du willst, mein

Schatz", rief sie laut aus. Alles lachte, während Clyde leicht errötete.

Sechs Meilen hinter Minaville kamen sie zu einer Straßensenkung, an der ein Gemischtwarenladen lag, und Hegglund, Higby und Ratterer stiegen aus, um Bonbons, Zigaretten, Eistüten und Ginger Ale zu kaufen. Dann kam Liberty und ein paar Meilen vor Excelsior Springs sahen sie den „Wigwam" liegen, der nichts anderes war als ein altes, zweistöckiges Farmhaus, das sich an eine Hügellehne schmiegte. Auf einer Seite aber befand sich ein neuer einstöckiger Anbau, mit Speise- und Tanzsaal und der teilweise durch eine Bretterwand verdeckten Bar. Dort flackerte ein behagliches Feuer in einem großen offenen Kamin. Jenseits und tiefer als die Straße konnte man den jetzt fest zugefrorenen Benton River ausnehmen.

„Hier hast du deinen Fluß!" rief Higby übermütig, als er Tina Kogel aus dem Wagen half, denn er war durch das, was er unterwegs getrunken hatte, bedeutend munterer geworden. Alle blieben einen Augenblick stehen, um den Fluß zu bewundern, der sich zwischen den Bäumen hindurchwand.

„Ich habe der ganzen Gesellschaft zugeredet, ihre Schlittschuhe mitzunehmen, aber es war nichts zu machen", seufzte Hegglund. „Kein Mensch hatte Lust. Geschieht euch schon recht!"

Da entdeckte Lucille Nickolas einen Feuerschein, der sich in einem der kleinen Fenster spiegelte, und rief: „Seht, drinnen brennt ein Feuer."

Der Wagen wurde versorgt und alle gingen in das Haus, wo Higby sofort mit einem Nickelstück das große, lautklappernde Nickelodeon in Gang setzte. Hegglund wollte nicht hinter ihm zurückbleiben und eilte in die Ecke, wo das Grammophon stand, um die daneben liegende Platte vom Grizzlybären aufzulegen.

Bei den ersten Klängen dieses Liedes, das sie alle kannten, rief Tina Kogel aus: „Wollt ihr nicht lieber zu dieser Begleitung tanzen? Kann man denn dem ekelhaften anderen Ding nicht den Mund stopfen?"

„Gewiß, wenn es abgelaufen ist", erklärte Ratterer lachend. „Die einzige Art, ihm den Mund zu stopfen, ist, es nicht mehr mit Nickelmünzen zu füttern."

Ein Kellner trat ein und Higby begann alle nach ihren Wünschen zu fragen. Um ihre Schönheit zur Geltung zu bringen, hatte Hortense einstweilen in der Mitte des Zimmers versucht, einen auf seinen Hinterbeinen gehenden Grizzly nachzuahmen — etwas, das sie sehr witzig und graziös machen konnte. Sparser, der sie allein in der Mitte des Zimmers stehen sah und ihre Aufmerksamkeit jetzt auf sich lenken wollte, folgte ihr und versuchte, von hinten ihre Bewegungen zu kopieren. Da er sich geschickt anstellte und sichtlich gerne tanzen wollte, gab sie das Parodieren auf, überließ ihm ihre Arme und tanzte lebhaft im One-step mit ihm durch das Zimmer. Clyde, der lange nicht so gut tanzte, war sofort brennend eifersüchtig. In seiner großen Verliebtheit erschien es ihm ungehörig, daß sie ihn schon gleich zu Anfang im Stich lassen wollte. Aber der viel weltklügere Sparser fing an, ihr zu gefallen und sie ließ Clyde einstweilen stehen und tanzte mit ihrem neuen Opfer, wobei sein rhythmisches Gefühl das ihre auf das reizvollste zu ergänzen schien. Um nicht zurückzubleiben, wählten auch die anderen sofort ihre Partnerinnen: Hegglund tanzte mit Maida, Ratterer mit Lucille und Higby mit Tina Kogel. Auf diese Weise kam Laura Sipe an Clyde, der nicht viel für sie übrig hatte. Sie war alles eher als eine Schönheit: ein dickes Mädchen mit einem aufgedunsenen Gesicht und nicht dazu passenden sinnlich blauen Augen, und da Clyde kein besonderer Tänzer war, tanzten sie nur den ge-

wöhnlichen One-step, während die anderen sich bogen, schwenkten und drehten.

In blindem Zorn bemerkte Clyde, daß Sparser, der noch immer mit Hortense tanzte, sie fest an sich drückte und ihr in die Augen sah. Sie aber ließ ihn gewähren. Clyde hatte die Empfindung, Blei in den Füßen zu haben. War es denkbar, daß der junge Emporkömmling, der über dieses Auto verfügte, ihr zu gefallen anfing? Sie hatte doch versprochen, vorläufig ihn zu lieben. Daran erkannte er ihre Unbeständigkeit, und wie gleichgültig er ihr anscheinend war. Er wollte etwas tun, das Tanzen stören und sie Sparser entreißen, aber es hätte nichts genützt, ehe diese Platte nicht zu Ende war.

Eben erschien der Kellner mit einem Tablett und stellte Cocktails, Ginger Ale und Sandwiches auf drei zusammengeschobene kleine Tische. Alle bis auf Sparser und Hortense hörten auf und traten näher, was Clyde sofort auffiel. Sie war ein herzloses Ding und hatte ihn wirklich nicht lieb! Und sie hatte es ihm doch noch vor kurzem weisgemacht und ihn dazu gebracht, ihr zu dem Mantel zu verhelfen. Mochte sie zum Teufel gehen! Er wollte es ihr schon zeigen! Und er, der auf sie wartete! Das war doch unerhört! Aber als sie sahen, daß die anderen sich um die zum Feuer gerückten Tische scharten, hörten endlich auch Hortense und Sparser auf zu tanzen und traten herzu. Clyde war blaß und verstimmt; scheinbar unbeteiligt blieb er beiseite. Und Laura Sipe, die seinen Zorn bemerkt hatte und dessen Ursache begriff, rückte jetzt weg von ihm an Tina Kogels Seite und erzählte ihr, warum er so böse sei.

Als sie seine Verstimmung bemerkte, kam Hortense mit ein paar „Grizzly"-Schritten auf ihn zu.

„Ach, das war fein", begann sie. „Ich tanze schrecklich gerne zu einer solchen Musik."

„Für dich ist es natürlich fein", entgegnete Clyde voll brennender Eifersucht und Enttäuschung.

„Was ist geschehen?" fragte sie leise und fast beleidigt und tat ganz ahnungslos, obwohl sie genau wußte, was ihn ärgerte. „Bist du vielleicht böse, weil ich zuerst mit ihm getanzt habe? Du bist ja so dumm! Warum hast du mich denn nicht selbst geholt? Ich konnte ihm doch nicht nein sagen, wenn er dastand?"

„Natürlich nicht", erwiderte Clyde leise und in sarkastisch-gezwungenem Tone, denn er wollte ebensowenig wie Hortense, daß die anderen ihn hören sollten. „Aber es war nicht notwendig, dich ganz über ihn zu beugen und verträumt in seine Augen zu schauen, nicht wahr?" Er kochte vor Wut. „Erspare dir das Leugnen, ich habe genug gesehen."

Sie blickte ihn erstaunt an und fühlte nicht nur, wie böse er war, sondern es war auch das erste Mal, daß er sich ihr gegenüber so viel herausgenommen hatte. Er fühlte sich ihrer schon allzu sicher; sie war zu nett mit ihm gewesen. Andererseits begriff sie, daß dies nicht der geeignete Augenblick sei, ihm zu zeigen, daß sie ihn weniger gern hatte, als sie ihm einreden wollte, wenn sie den versprochenen Mantel haben wollte.

„Das ist doch unerhört", sagte sie gereizt, hauptsächlich dadurch, daß er die volle Wahrheit sprach. „So ein Brummbär! Ich kann doch nichts dafür, wenn du gern eifersüchtig sein willst. Ich habe nur ein bißchen mit ihm getanzt, weiter nichts. Nie hätte ich geglaubt, daß du deshalb so wütend sein könntest."

Sie tat, als ob sie sich wegwenden wollte, aber da sie den Kontakt mit ihm fühlte und die Notwendigkeit, ihn zu versöhnen, falls die Sache weitergehen sollte, zog sie ihn am Rockzipfel, bis er außer Hörweite der anderen war die schon aufmerkten und zuzuhören begannen.

„Du, hör einmal zu, gib es auf, dich so zu benehmen. Ich habe mir nichts gedacht bei dem, was ich getan habe, ehrlich nicht! Willst du, daß ich so nett gegen dich sein soll, wie ich dir versprochen habe, oder nicht? Jeder tanzt heutzutage so und niemand denkt sich etwas dabei."

Sie blickte zärtlich schmeichelnd und berechnend tief in seine Augen, als wäre er der einzige unter den Anwesenden, den sie wirklich lieb hätte. Dazu machte sie einen runden, sinnlichen Mund, wie nur sie es konnte, und spitzte die Lippen, so daß es aussah, als ob sie ihn küssen wollte, und das brachte ihn fast bis zur Raserei.

„Nun gut", sagte er, indem er sie nachgiebig und hingebend ansah. „Wahrscheinlich bin ich verrückt, aber ich habe doch deutlich gesehen, was du getan hast. Du weißt, daß ich schrecklich, ganz wahnsinnig verliebt bin in dich, Hortense. Ich kann nichts dafür, manchmal wünschte ich, daß ich es ändern könnte. Ach, ich wollte, ich wäre kein solcher Narr!" Traurig blickte er sie an. Sie aber fühlte ihre Macht über ihn und wie leicht es war, ihn umzustimmen, und erwiderte: „Ach, das willst du ja gar nicht. Wenn du brav bist und die anderen nicht hersehen, werde ich dich später küssen." Dabei aber wußte sie, daß Sparsers Augen auf ihr ruhten, daß er sich schon zu ihr hingezogen fühlte und daß er ihr besser gefiel, als irgend jemand, den sie in der letzten Zeit kennengelernt hatte.

Achtzehntes Kapitel

Der Höhepunkt des Nachmittags war erreicht, als Heggelund nach weiterem Trinken und Tanzen aus dem Fenster sah und die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf den Fluß lenkte, indem er ausrief: „Was ist's mit dem Eis? Seht nur das feine Eis an! Ich sage euch, gehen wir hinunter schlittern."

Als ungeordneter Haufe liefen sie hinunter; Ratterer und Tina Kogel Hand in Hand, Sparser und Lucille Nickolas, die eben zusammen getanzt hatten, Higby mit Laura Sipe, die ihm zur Abwechslung ganz gut gefiel, und Clyde mit Hortense. Auf der Eisbahn angelangt, die nichts anderes war als ein schmales, gewundenes Flußbett, das an manchen Stellen vom Winde reingefegt war und sich durch ein Dickicht kahler Bäume dahinwand, glichen sie einer Schar junger Nymphen und Satyrn aus alten Zeiten. Rutschend und gleitend liefen sie hierhin und dorthin. Higby, Lucille und Maida fielen sofort hin, stellten sich aber unter lautem Gelächter wieder auf ihre Füße.

Hortense trippelte zuerst mit Clydes Hilfe hin und her; bald aber fing sie an zu gleiten und zu laufen und quietschte dabei auf, als ob sie Angst hätte. Jetzt begann aber nicht nur Sparser, sondern auch Higby sich trotz Clyde um sie zu bemühen. Sie glitten mit ihr dahin, liefen ihr nach, taten, als wollten sie sie umwerfen, und fingen sie wieder auf, wenn sie hinfiel. Sparser faßte sie an der Hand und zog sie scheinbar gegen ihren Willen und den der anderen weit stromaufwärts, hinter eine Biegung, wo niemand sie sehen konnte. Clyde blieb zurück und war entschlossen, sein Interesse und seine Eifer-

sucht nicht zu verraten. Aber es fiel ihm ein, daß Sparser möglicherweise die Gelegenheit benützen könnte, ein Rendezvous mit ihr zu vereinbaren oder sie vielleicht gar zu küssen. Vielleicht ließ sie es auch zu, obwohl sie ihm gegenüber behaupten würde, daß sie es nicht gewollt. Er litt Folterqualen. Ein hilfloser Schmerz brannte in ihm und er begann zu wünschen, daß er sie sehen könnte. Unterdessen hatte Hegglund alle aufgefordert, sich die Hände zu geben und eine Kette zu bilden; er reichte Lucille Nickolas, die Hegglund gefaßt hatte, die eine Hand und Maida Axelrod, die neben Ratterer stand, die andere. Higby und Laura Sipe sollten das untere Ende bilden. Da kehrten Sparser und Hortense Hand in Hand zurück und stellten sich als letzte auf. Nun begannen Hegglund und die anderen hin und her zu laufen, bis alle losgelassen hatten und hingefallen waren. Clyde bemerkte, daß Hortense und Sparser im Fallen gegeneinander kugelten und bis an das mit angewehtem Schnee, Laub und Zweigen bedeckte Ufer rollten. Dabei kam Hortenses Rock in Unordnung und verschob sich bis über die Knie. Aber anstatt sich zu schämen, wie Clyde es gehofft und gewünscht hätte, blieb sie ohne jede Spur von Verlegenheit ein paar Augenblicke sitzen und lachte sogar herzlich, während Sparser ihre Hand noch immer in der seinen hielt. Laura Sipe hatte Higby im Fallen mitgerissen und jetzt lag er auf ihr, in einer nach Clydes Meinung höchst anzüglichen Stellung. Aber auch sie lachten und auch Lauras Rock hatte sich bis über ihre Knie verschoben. Sparser hatte sich jetzt aufgesetzt, zeigte auf ihre hübschen Beine und lachte aus vollem Halse, und auch die anderen waren in lautes und schallendes Gelächter ausgebrochen.

„Hol' sie der Teufel!" dachte Clyde. „Zum Kuckuck, was hat er denn immer bei ihr zu schaffen? Warum hat er sich

nicht selber ein Mädel mitgebracht, wenn er sich unterhalten will? Mit welchem Recht gehen sie dorthin, wo kein Mensch sie sehen kann? Dabei will sie, ich soll glauben, daß sie sich nichts dabei denkt. Mit mir kann sie nie so herzlich lachen, das weiß ich. Glaubt sie denn, daß ich mich von ihr zum Narren halten lassen werde?"

Er starrte finster vor sich hin, aber nichtsdestoweniger entstand eine neue Kette. Noch immer hielt er Lucille Nickolas an der Hand, während Hortense und Sparser das untere Ende bildeten. Hegglund, der an nichts als an das Spiel dachte und Clydes Stimmung nicht bemerkt hatte, rief: „Sollte nicht jemand anderer jetzt an das Ende gehen?" Das sahen sie ein und Ratterer mit Maida Axelrod und Clyde mit Lucille Nickolas blieben als letzte, während Higby mit Laura Sipe und Hortense mit Sparser hinaufrückten. Es fiel Clyde auf, daß Hortense sich zwar neben ihn stellte und seine Hand faßte, so daß er rechts von ihr zu stehen kam, aber Sparser blieb doch zu ihrer Linken und hielt ihre Hand die ganze Zeit über fest. Clyde war wütend. Konnte er sich nicht an Laura Sipe halten, die für ihn mitgenommen worden war? Und Hortense bestärkte ihn noch in seinem Vorhaben!

Er war tief unglücklich und so verbittert und verärgert, daß er kaum mitspielen konnte. Er wollte stehen bleiben und Sparser zur Rede stellen, aber Hegglund war so flink und so ganz bei der Sache, daß sie schon zu laufen begonnen hatten, ehe er seinen Plan ausführen konnte.

Und obwohl er sich bemühte, das Gleichgewicht nicht zu verlieren, wurden Lucille, Ratterer und Maida Axelrod doch niedergeworfen und wirbelten auf dem Eise dahin wie die Kreisel. Hortense, die ihn im entscheidenden Augenblick losgelassen hatte, schien sich lieber an Sparser zu halten. In einem Knäuel mit den anderen war Clyde ungefähr vierzig

Fuß weit über grünes Eis gewirbelt und dann gegen eine Schneemauer am Ufer angetrieben worden. Schließlich fand er sich mit der quer über seinen Knien, mit dem Gesicht nach unten liegenden Lucille Nickolas, die eine zum Prügeln so herausfordernde Stellung einnahm, daß er selbst lachen mußte. Maida Axelrod lag in Ratterers Nähe auf dem Rücken und hielt die Beine in der Luft, mit Absicht, wie er vermutete. Sie war ihm zu keck und zu ordinär! Natürlich gab es ein solches Quietschen und Johlen, daß man es eine halbe Meile weit hören konnte. Hegglund, der für Komik jederzeit sehr empfänglich war, erhob sich auf die Knie, schlug sich auf die Schenkel und gröhlte. Sparser öffnete seinen großen Mund, grinste und schnitt Gesichter, bis er puterrot war. Das wirkte so ansteckend, daß Clyde für eine Weile seine Eifersucht vergaß. Auch er sah zu und lachte mit. Aber im Grunde war seine Stimmung immer noch dieselbe; er fühlte, daß sie ein doppeltes Spiel spielte.

Schließlich waren Lucille Nickolas und Tina Kogel so müde, daß sie austraten; Hortense tat desgleichen. Clyde verließ die anderen sofort, um ihr nachzugehen, Ratterer folgte Lucille, und als sich die übrigen trennten, schob Hegglund Maida Axelrod vor sich her, bis sie hinter einer Biegung verschwanden. Higby, der diesen Gedanken anscheinend aufgriff, zog Tina Kogel stromaufwärts, und Ratterer und Lucille, die offenbar etwas Interessanteres entdeckt hatten, verschwanden lachend und plaudernd in einem Gebüsch. Selbst Sparser und Laura gingen zusammen ein Stück weiter, da sie sich selbst überlassen waren, und ließen Clyde und Hortense allein.

Als diese beiden zu einem Baumstamm kamen, der parallel zum Flusse lag, ließ Hortense sich nieder. Clyde, von seinen seelischen Wunden gequält, stand schweigend daneben, bis

sie ihn in einer leisen Ahnung seiner Empfindungen am Gürtel seines Mantels faßte und zu zerren begann.

„Hoppla, Pferdchen", rief sie. „Hopp, hopp, mein Pferdchen muß mich jetzt über das Eis ziehen."

Clyde starrte sie verdrießlich und finster an. Er ließ sich nicht so leicht von seinen Leiden ablenken.

„Warum erlaubst du diesem elenden Sparser, sich immer in deiner Nähe herumzutreiben?" fragte er. „Ich habe dich früher mit ihm stromaufwärts gehen sehen. Was hat er dir dort gesagt?"

„Gar nichts."

„Nein, natürlich nichts", erwiderte er zynisch und verbittert. „Vielleicht hat er dich auch gar nicht geküßt?"

„Gewiß nicht", entgegnete sie rasch und verächtlich. „Ich möchte nur wissen, wofür du mich eigentlich hältst. Ich lasse mich nicht von Leuten küssen, die ich zum ersten Male sehe, du ganz Gescheiter! Das sollst du dir merken. Ich habe es dir doch auch nicht erlaubt, nicht wahr?"

„Das ist schon richtig," antwortete Clyde, „aber ich habe dir auch lange nicht so gut gefallen wie er."

„So? Vielleicht. Aber was hast du für ein Recht, zu sagen, daß er mir gefällt? Ich möchte wirklich gerne wissen, ob ich nicht einmal ein Vergnügen haben kann, ohne daß du die ganze Zeit auf mich aufpaßt. Ich habe es einfach satt." Sie war jetzt wirklich geärgert, weil er sie so ganz als sein Eigentum betrachtete.

Clyde, der durch ihren plötzlichen Gegenangriff etwas aus der Fassung gebracht war, sah ein, daß er vielleicht besser täte, seinen Ton zu ändern. Eigentlich hatte sie ihm ja nie ihre Liebe gestanden, trotz dem bedingten Versprechen, das sie ihm gemacht hatte.

„Nun," setzte er nach kurzer Pause verdrießlich und ziemlich

traurig hinzu, „ich weiß nur eines. Wenn ich jemanden so gern hätte, wie du es manchmal von mir behauptest, würde ich nicht mit anderen so flirten, wie du es hier tust."

„So, das tätest du also nicht?"

„Nein."

„Dann möchte ich nur wissen, wer eigentlich flirtet?"

„Du."

„Nein. Aber wenn du mit mir streiten willst, dann geh weg und laß mich in Ruhe. Weil ich oben im Restaurant mit ihm getanzt habe, ist das noch kein Grund für dich, anzunehmen, daß ich flirte. Ich habe es satt, das muß ich sagen."

„So?"

„Ja."

„Dann kann ich also meiner Wege gehen und brauche dich nicht weiter zu belästigen", entgegnete er, während eine Spur des mütterlichen Mutes in ihm aufstieg.

„Wenn du nicht anders an mich denken kannst, wäre es entschieden das beste", antwortete sie und schlug zornig mit ihren Fußspitzen auf das Eis. Aber Clyde fühlte, daß es über seine Kraft ging; er war zu verliebt in sie und stand zu sehr unter ihrem Einfluß. Er begann weich zu werden und sie unsicher anzusehen. Sie aber dachte an den Mantel und beschloß zumindest höflich gegen ihn zu sein.

„Hast du ihm in die Augen gesehen?" fragte er matt, während er wieder an ihr Tanzen mit Sparser dachte.

„Wann?"

„Während du mit ihm getanzt hast?"

„Nein. Jedenfalls weiß ich nichts davon. Aber angenommen, ich hätte es getan, was liegt daran? Ich habe mir nichts dabei gedacht. Darf man denn nicht jemandem in die Augen schauen, wenn man Lust dazu hat, du Gestrenger?"

„So wie du es getan hast — nein. Nicht, wenn man be-

hauptet, jemand anderen zu lieben." Clydes Stirn runzelte sich erst, glättete sich dann wieder und seine Augen wurden ganz klein. Hortense schnalzte ungeduldig und geärgert mit der Zunge.

„Tst, tst, tst! Das ist doch unerhört!"

„Und auf dem Eise," fuhr Clyde entschlossen und nachdrücklich fort, „als du von dort kamst, hast du dich statt neben mich zu unterst zu ihm gestellt. Ich habe euch gesehen. Und auf dem Rückweg hast du ihn die ganze Zeit an der Hand gehalten. Und wie du gefallen bist, mußtest du auch dort sitzen, während er deine Hand hielt? Ich möchte wissen, wie du das nennst, wenn nicht flirten. Was ist es denn sonst? Ich bin überzeugt, daß er es jedenfalls dafür hält."

„Ich habe trotzdem nicht mit ihm geflirtet und es ist mir auch ganz gleich, was du dazu sagst. Wenn du es so haben willst — nun gut. Ich kann dich nicht daran hindern. Du bist so gräßlich eifersüchtig, daß du keinem Menschen etwas erlauben willst, das ist das Ganze. Ich möchte nur wissen, wie man Ketten laufen soll, ohne sich bei den Händen zu halten. Wie war es mit dir und dieser Lucille Nickolas, du dummer Bub? Ich habe gesehen, wie sie quer über deinem Schoß gelegen ist und du dazu gelacht hast. Aber ich dachte mir gar nichts dabei. Was soll ich eigentlich tun? Herausfahren und wie ein Stück Holz hier auf dem Baumstamme sitzen? Dir nachlaufen wie ein Hund? Oder du mir? Wofür hältst du mich eigentlich? Nur für einen guten, dummen Kerl?"

Clyde wandte sich weg, nahm seine Kappe ab und kratzte sich verdrießlich den Kopf, während Hortense ihn ansah und mit Sparser verglich. Sparser war männlicher, nicht so ein Heulpeter. Er würde totsicher nicht herumstehen und sich auf diese Weise beschweren. Wahrscheinlich würde er sie ein- für allemal stehen lassen und nichts mehr von ihr wissen wollen. Aber Clyde

war in seiner Art ganz nett und brauchbar. Wer würde sonst für sie tun, was er getan hatte? Jedenfalls zwang er sie jetzt nicht, früher als sie gewollt, mit ihm zu verschwinden, wie die anderen getan und sie von ihm befürchtet hatte. Das hatte dieser Streit verhindert.

„Schau, sollen wir heute nur streiten, Clyde?" sagte sie, kurz nachdem sie überlegt hatte, daß es besser sei, ihn zu besänftigen, und daß er ja im Grunde leicht zu behandeln sei. „Wozu eigentlich? Warum hast du gewollt, daß ich mit dir herausfahre, wenn wir fortwährend nur streiten? Ich wäre nie mitgekommen, wenn ich gewußt hätte, daß es die ganze Zeit so fortgehen würde."

Sie wendete sich um und bearbeitete das Eis mit ihren kleinen Fußspitzen, und Clyde, den ihr Zauber immer wieder gefangennahm, legte seine Arme um sie und drückte sie an sich, griff dabei nach ihrer Brust, drückte seine Lippen auf die ihren und versuchte sie festzuhalten und zu streicheln. Aber ihre plötzlich erwachte Neigung zu Sparser und ihre augenblickliche Empfindung zu Clyde ließen sie sich losreißen, während eine Unbefriedigtheit mit ihm und mit sich selbst sie bedrückte. Warum sollte er sie zu etwas zwingen, was sie nicht freute, jedenfalls jetzt nicht freute, — fragte sie sich. Sie hatte nie eingewilligt, heute so nett mit ihm zu sein, als er gerne haben wollte. Noch nicht. Jedenfalls paßte es ihr gerade jetzt nicht, sich so von ihm berühren zu lassen, und sie würde es auch nicht zugeben, mochte er denken, was er wollte. Clyde, der jetzt ihren wahren Gemütszustand begriff, trat zurück, während er fortfuhr, sie düster und verlangend zu betrachten. Sie aber starrte ihn nur schweigend an.

„Hast du denn nicht gesagt, daß du mich liebst?" fragte er fast wild, denn er begriff, daß seine Träume von einem schönen Tag im Freien für heute in nichts zerflossen.

„Ich habe dich gerne, wenn du nett bist", antwortete sie listig und ausweichend und versuchte einen Weg zu finden, auf dem sich Verwicklungen wegen ihres früheren Versprechens vermeiden ließen.

„Ja, das merke ich", brummte er. „Jetzt sind wir hier draußen und ich darf dich nicht einmal anrühren. Ich möchte nur wissen, was du mit dem gemeint hast, was du mir versprochen hast."

„Was habe ich versprochen?" parierte sie, um Zeit zu gewinnen.

„Als wenn du es nicht wüßtest."

„Gut. Aber das sollte doch nicht sofort sein, nicht wahr? Ich dachte, wir hätten gesagt —" Sie hielt zögernd inne.

„Ich weiß, was du gesagt hast", fuhr er fort. „Aber ich sehe nur, daß du mich nicht magst, das ist alles. Wenn du mich wirklich lieb hättest, wäre es dir nicht ganz gleich, jetzt mit mir nett zu sein oder nächste Woche? Man könnte glauben, es hinge von etwas ab, was ich für dich tun soll, nicht davon, ob du mich lieb hast." Der Schmerz machte ihn kühn.

„Das ist nicht wahr", fuhr sie gereizt auf, geärgert über die Wahrheit seiner Bemerkung. „Ich wünschte, du sagtest so etwas nicht. Es liegt mir jetzt gar nichts mehr an dem dummen Mantel, daß du es nur weißt. Du kannst auch dein dummes Geld zurückhaben, ich brauche es nicht. Von jetzt an brauchst du dich gar nicht mehr um mich zu kümmern, ich werde alle Mäntel, die ich haben will, auch ohne deine Hilfe bekommen", fügte sie hinzu. Dann drehte sie sich um und ging fort.

Clyde war wie immer darauf bedacht, sie zu besänftigen, und lief ihr nach. „Bitte, geh nicht weg, Hortense", bat er. „Warte noch einen Augenblick. Ich habe es ja gar nicht so gemeint, wirklich nicht. Ich bin nur wahnsinnig verliebt in

dich. Merkst du es denn nicht? Ach, geh jetzt nicht weg. Ich gebe dir das Geld nicht, um etwas dafür zu bekommen. Wenn du willst, kannst du es auch ganz umsonst haben. Niemand auf der Welt ist mir das, was du mir bist, und wird es auch nie sein. Meinetwegen kannst du mein ganzes Geld haben, ich will es nicht zurück. Ich habe nur geglaubt, daß du mich ein bißchen lieb hast. Liegt dir denn gar nichts an mir, Hortense?" Er sah erschrocken und eingeschüchtert aus. Als sie ihre Macht über ihn fühlte, gab sie ein wenig nach.

„Gewiß", antwortete sie. „Aber das heißt trotzdem nicht, daß du mich behandeln kannst, wie du willst. Du verstehst anscheinend nicht, daß ein Mädel nicht alles, was man von ihr verlangt, just in demselben Augenblick tun kann, wenn man es haben will."

„Was meinst du damit?" fragte Clyde, der nicht ganz verstand, was sie sagen wollte. „Ich begreife dich nicht ganz."

„O doch, du verstehst mich." Sie konnte nicht glauben, daß er es nicht wußte.

„Ich kann mir denken, wovon du sprichst. Ich weiß auch, was du jetzt sagen wirst", fuhr er enttäuscht fort. „Es ist immer dieselbe Geschichte."

Er wiederholte fast wörtlich Reden und Tonfall der anderen Burschen im Hotel, — Higbys, Ratterers, Eddie Doyles, die ihm erzählt hatten, wie Mädchen sich aus einem solchen dringenden Dilemma herauslogen, und ihm vollkommen klar gemacht hatten, um was es sich handelte. Hortense verstand nun, was er wußte.

„Das ist nicht schön von dir", sagte sie und tat, als ob sie beleidigt wäre. „Man kann dir nichts sagen und erwarten, daß du es glaubst. Es ist aber doch wahr, ob du es nun glaubst oder nicht."

„Ach, ich kenne dich", erwiderte er betrübt, doch etwas von

oben herab, als wäre ihm die Sache nichts Neues. „Du hast mich einfach nicht gern. Das ist mir jetzt ganz klar."

„Nein, es ist wirklich nicht schön von dir", beharrte sie mit gekränkter Miene. „Es ist die reine Wahrheit, ob du es glaubst oder nicht. Ich kann es beschwören. Ehrlich."

Da stand er nun. Angesichts dieser kleinen List blieb ihm nicht viel übrig. Er konnte sie nicht zwingen. Wenn es ihr paßte, zu lügen und zu heucheln, so mußte er so tun, als ob er ihr glaubte. Und doch überkam ihn eine große Traurigkeit. Zum Schluß würde er sie doch nicht gewinnen. Er wandte sich ab, und da sie überzeugt war, daß er sie durchschaut hatte, fühlte sie die Notwendigkeit, etwas dagegen zu tun und ihn wieder zu versöhnen.

„Bitte, bitte, Clyde", begann sie äußerst zärtlich. „Ich meine es ganz im Ernst. Wirklich und wahrhaftig. Kannst du mir nicht glauben? Aber nächste Woche bestimmt. Ganz gewiß. Bitte, glaube mir doch. Alles, was ich dir damals gesagt habe, habe ich auch wirklich so gemeint, mein Wort darauf. Ich habe dich lieb — sogar sehr lieb. Sag, kannst du mir auch das nicht glauben?"

Clyde, der durch diese ihre neueste List vom Scheitel bis zur Sohle erbebte, gab zu, daß er es könne. Er lächelte und hatte seine frohe Stimmung wiedergefunden. Und als sie bald darauf zu dem Auto zurückkehrten, wohin Hegglund sie wegen der späten Stunde zurückrief, und er ihre Hand hielt und sie viele Male küßte, war er vollkommen überzeugt, daß der Traum, den er geträumt, ganz sicher in Erfüllung gehen würde. Ach und wie wunderschön würde es sein, wenn er erst so weit wäre!

Neunzehntes Kapitel

Während der Rückfahrt gab es nichts, das die äußerst freundliche Stimmung, in der Clyde sich befand, gestört hätte. Er saß neben Hortense, die ihren Kopf an seine Schulter lehnte, und hatte nicht bemerkt, daß Sparser, der als letzter eingestiegen war, um sich an den Volant zu setzen, ihren Arm gedrückt und als Antwort einen sehr vielversprechenden Blick erhalten hatte.

Es war spät und Hegglund, Ratterer und Higby mahnten zur Eile. Sparser war durch Hortensens Blicke in die übermütigste und tollste Stimmung versetzt worden und so dauerte es nicht lange, ehe die Lichter von Kansas City in Sicht kamen. Der Wagen eilte mit halsbrecherischer Geschwindigkeit dahin. Nur bei einer Bahnübersetzung, an der sich zwei Lastzüge kreuzten, gab es einmal einen langen unerwarteten und lästigen Aufenthalt. Ein Stück weiter in North Kansas City begann es zu schneien, große, weiche, nasse Flocken fielen nieder und bedeckten die Straße mit einer schlüpfrigen, schmutzigen Schichte, weshalb man viel vorsichtiger fahren mußte als bisher. Es war jetzt halb sechs Uhr. Unter gewöhnlichen Umständen hätten noch acht Minuten voller Geschwindigkeit genügt, um ein bis zwei Häuserblöcke weit vor das Hotel zu gelangen. Aber durch eine weitere Verspätung vor der Hannibal Bridge wurde es zwanzig Minuten vor sechs, ehe sie die Brücke passiert und die Wyandottestreet erreicht hatten. Schon war vieren von ihnen alle Freude an dem Ausflug und dem Beisammensein mit den Mädchen vergangen, denn sie waren äußerst besorgt, ob es ihnen gelingen würde, das

Hotel rechtzeitig zu erreichen. Die korrekte und gestrenge Erscheinung Mr. Squires' stand ihnen allen vor Augen.

„Na, wenn wir nicht besser fahren, machen wir es nicht", bemerkte Ratterer, der nervös mit seiner Uhr spielte. „Wir haben jetzt schon kaum mehr Zeit zum Umziehen."

Als Clyde das hörte, sagte er: „O Gott, wenn wir uns nur ein bißchen beeilen könnten. Hätten wir es nie getan! Es wird schrecklich, wenn wir nicht zurecht kommen."

Hortense, die seine plötzliche Aufregung und Unruhe bemerkte, meinte: „Glaubst du nicht, daß es doch noch gehen wird?"

„Nicht in dem Tempo", erwiderte er.

Hegglund, der die weiße Welt draußen beobachtet hatte, die von fallenden Watteflöckchen erfüllt schien, rief: „He, Willard, wir können doch bestimmt besser fahren. Es bricht uns den Hals, wenn wir nicht pünktlich sind."

Selbst Higby ließ sich diesmal aus seiner spielergleichen Ruhe und Kaltblütigkeit aufscheuchen und meinte: „Wir fliegen glatt hinaus, wenn wir nicht irgendeine glaubwürdige Geschichte erfinden. Fällt keinem von euch etwas ein?"

Wie um sie noch mehr auf die Folter zu spannen, tauchte fast an jeder Kreuzung ein unerwarteter Knäuel von Fahrzeugen auf. Sparser, der schon sehr aufgeregt war, betrachtete ungeduldig die mahnende Hand eines Verkehrspolizisten, die sich an der Kreuzung der Wyandotte- und Ninthstreet warnend gegen ihn erhoben hatte.

Eine volle Minute verging, ehe sie weiterfahren durften. Dann lenkte er den Wagen energisch nach rechts und bog in die Washingtonstreet ein. Aber hier war es um nichts besser. In zwei langen Reihen bewegte sich der Verkehr nach beiden Richtungen und bei jeder Straßenkreuzung gingen einige kostbare Augenblicke durch das Warten verloren. Dann

rasten sie bis zur nächsten Ecke und bahnten sich ihren Weg so gut es ging.

Endlich sagte Clyde zu Ratterer: „Wie wäre es, wenn wir bei der Seventeenthstreet ausstiegen und zu Fuß weitergingen?"

„Wenn ich vorne einbiegen kann, erspart ihr nichts", rief Sparser zurück. „Ich bin schneller als ihr."

Er drängte um jeden Zoll freien Raumes nach vorwärts gegen die anderen Wagen. An der Ecke der Washington- und Sixteenthstreet sah er ein seiner Meinung nach ziemlich freies Stück Straße links, fuhr hinüber und raste weiter. Aber gerade, als er mit voller Geschwindigkeit knapp um die Ecke biegen wollte, lief ein kleines, ungefähr neunjähriges Mädchen, das eben die Straße überqueren wollte, vor das Auto. Und weil er keine Möglichkeit hatte, ihr auszuweichen, wurde sie überfahren und ein Stück weit mitgeschleift, bevor er den Wagen zum Stehen bringen konnte. Sofort stießen mindestens ein halbes Dutzend Frauen, die das Unglück gesehen hatten, gellende Schreie aus und ebenso viele Männer brüllten laut.

Alles stürzte sich auf das niedergestoßene Kind, über das die Räder hinweggegangen waren. Sparser, der hinaussah und die große Menge um die liegende Gestalt gewahrte, wurde von einer unbeschreiblichen Angst ergriffen, in der er die Polizei, das Gefängnis, seinen Vater, den Eigentümer des Autos und schwere Strafen in jeglicher Gestalt vor Augen sah. Und obwohl alle anderen im Wagen aufgestanden waren und Schreckensrufe ausstießen, wie: „O Gott, er hat ein kleines Mädchen überfahren!" — „Hallo, er hat ein Kind getötet!" — „Um Himmelswillen!" — „Herrgott!" — „Mein Gott, was sollen wir jetzt tun?" —, wendete er sich um und rief: „Herrgott, die Polizei, ich muß mit dem Wagen von hier verduften."

Und ohne die anderen zu fragen, die sprachlos vor Angst noch immer halb im Wagen standen, schaltete er die erste, zweite und dritte Geschwindigkeit ein, gab dem Wagen so viel Gas, als überhaupt möglich war, und raste bis zur nächsten Biegung.

Aber wie an allen Straßenecken dieser Gegend, stand auch hier ein Polizist. Er hatte die Bewegung an der Ecke bemerkt und sich schon aufgemacht, um nachzusehen, was vorging, als er rufen hörte: „Haltet den Wagen auf! Haltet den Wagen auf! Ein Kind ist überfahren worden!"

Sobald er begriffen hatte, um was es sich handelte, sah er sich nach dem Auto um und setzte gleichzeitig sein Polizistenpfeifchen an den Mund. Aber Sparser, der das Geschrei gehört und den Polizisten beobachtet hatte, bog rasch an ihm vorüber in die Seventeenthstreet ein, wo er mit vierzig Meilen Geschwindigkeit weitersauste, indem er hier die Nabe eines Lastwagens, dort den Kotflügel eines Autos mitnahm und um die Breite eines Zolles oder Viertelzolles an Fahrzeugen oder Fußgängern vorüberfuhr, während die Insassen des Wagens hinter ihm aufgeregt und kerzengerade mit weit aufgerissenen Augen, zusammengekrampften Händen, angespannten Zügen und geschlossenen Lippen dasaßen und, wie es bei Hortense, Lucille Nickolas und Tina Kogel der Fall war, immer nur wiederholten: „O Gott, o Gott, was wird mit uns geschehen?"

Aber die Polizei und diejenigen, die begonnen hatten, sie zu verfolgen, ließen sich nicht so schnell abschrecken. Da der Schutzmann die Nummer des Wagens nicht erkennen konnte und an seiner raschen Fahrt erkannte, daß er nicht stehen zu bleiben gedachte, stieß er einen langen, lauten Pfiff aus seiner Pfeife aus. Der Polizist an der nächsten Ecke, der den Wagen vorüberrasen sah und begriff, was das bedeutete, pfiff seiner-

seits und sprang auf das Trittbrett eines vorbeifahrenden Rennwagens, dem er den Befehl zur Verfolgung gab. Darauf schlossen sich drei andere Autos, die erkannten, was los war, aus Abenteuerlust der Jagd an und alle hupten dabei so laut wie möglich.

Aber der Packard war viel schneller als seine Verfolger, und obwohl man zuerst noch Rufe hörte, wie: „Haltet den Wagen auf, haltet den Wagen auf!", verstummten sie bald und wurden von den langen, lauten Signalen entfernter Hupen abgelöst.

Sparser hatte jetzt einen ganz schönen Vorsprung gewonnen, und die Vorstadtgründe im Norden schienen ihm die einzige Möglichkeit zu bieten, seine Verfolger abzuschütteln. So lenkte er den Wagen jetzt nach links in diesen Stadtteil, in dem Gedanken, daß es in dieser verhältnismäßig ruhigen Gegend am leichtesten wäre, sich dahin und dorthin zu wenden und so der Verfolgung zu entkommen, wenigstens bis er seine Mitfahrer irgendwo abgesetzt und den Wagen in die Garage zurückgeführt hätte.

Das wäre ihm auch gelungen, hätte er nicht beim Einbiegen in eine dieser mehr abseits gelegenen Straßen, wo es kaum Häuser gab und keine Fußgänger zu sehen waren, die Beleuchtung ausgeschaltet, um den Wagen weniger kenntlich zu machen. Als er dann abwechselnd nach Osten und Norden, dann wieder nach Osten und Süden fuhr, kam er endlich in eine Straße, in der das Pflaster nach ein paar hundert Fuß plötzlich aufhörte. Aber da er wieder auf gepflasterte Wege zu kommen hoffte, fuhr er weiter und bog dann scharf nach links, wobei er mit Gewalt in einen Haufen Pflastersteine fuhr, die ein Unternehmer dort zum Pflastern der Straße hatte liegen lassen. Als er nun mit voller Geschwindigkeit die Ecke des Steinhaufens streifte, brachte er den Wagen zum Schleudern,

warf dabei fast um und stieß krachend in einen Haufen Bauholz, der für den Bau eines Hauses bestimmt war. Aber der Wagen traf nur das eine Ende, so daß das Holz nachgab und auseinanderfiel, und zwar nur so weit, daß die rechten Räder des Wagens hoch hinauffuhren, der Wagen selbst sich jedoch auf die linke Seite legte und in das Gras und den Schnee neben der Straße fiel. Die Insassen wurden unter dem Krachen des Glases und dem Anprall ihrer eigenen Körper in einen Haufen nach vorne und nach links geschleudert.

Was dann geschah, war nicht nur für Clyde, sondern auch für alle anderen eine völlig unklare Angelegenheit. Sparser und Laura Sipe, die vorne saßen, wurden gegen den Windschutz und das Dach geschleudert und verloren das Bewußtsein, wobei Sparsers Schulter, Hüfte und linkes Knie derart verrenkt wurden, daß man ihn in das Auto betten mußte, bis der Rettungswagen gekommen war. Durch die Tür, die jetzt nach oben lag, konnte man ihn überhaupt nicht herausheben. In der zweiten Sitzreihe war Clyde, der neben Hortense, Lucille Nickolas und Ratterer saß, zwar nicht zerquetscht, aber eingezwängt worden. Denn Hortense war im Fallen ganz über ihn hinweg auf ihre linke Seite gegen das Dach, das jetzt die linke Wagenseite bildete, geschleudert worden, die ihr zunächst sitzende Lucille war so gestürzt, daß sie auf Clydes Schulter lag, während Ratterer, der jetzt zu oberst von den vieren lag, im Stürzen über den Sitz nach vorne gefallen war. Aber da er sich am Volant festgehalten hatte, der Sparsers Händen entglitten war, hatte er die Wucht seines Anpralles zum Teil gemildert. Trotzdem hatte er Schnitt- und Quetschwunden an Gesicht und Händen, und Schulter, Arm und Hüfte waren leicht verstaucht, zum Glück aber so wenig, daß er seinen Gefährten helfen konnte. Denn gerührt durch ihre Klagen, und seine und ihre

Lage voll erfassend, hatte Ratterer sich sofort aufzurichten und durch die obere, jetzt seitliche Öffnung hinauszukriechen versucht.

Als er draußen war, kletterte er auf den Chassisträger des umgestürzten Wagens, griff nach unten und erfaßte die krabbelnde und stöhnende Lucille, die gleich den übrigen vergeblich sich zu erheben versuchte. Er nahm alle Kraft zusammen und rief ihr zu: „Sei still, Liebling, ich bin schon da. Es ist alles gut, ich komme dich holen." Er richtete sie in einer sitzenden Stellung neben der Tür auf, hob sie heraus und setzte sie vorsichtig in den Schnee nieder, wo sie weinend hockte und Kopf und Arme abtastete. Dann half er Hortense, deren linke Wange, Stirn und Hände arg zerschnitten waren und bluteten. Sie winselte, zitterte und bebte, ein nervöses Frösteln war bei ihr auf den betäubten und fast bewußtlosen Zustand nach dem ersten Schock erfolgt.

In diesem Augenblicke steckte Clyde, der bloß Quetschungen an der linken Wange, an Schulter und Arm davongetragen hatte, seinen etwas benommenen Kopf durch die Tür und bedachte, daß auch er dem allen möglichst rasch entrinnen müsse. Sie hatten ein Kind getötet, ein Auto gestohlen und zertrümmert, seine Anstellung hatte er ganz bestimmt verloren, die Polizei verfolgte sie und konnte sie jeden Augenblick einholen. Unter ihm im Wagen lag Sparser mit dem Gesicht nach vorne, so wie er gestürzt war, und Ratterer bemühte sich um ihn. Neben ihm Laura Sipe, ebenfalls bewußtlos. Er fühlte den Drang, auch etwas zu tun und Ratterer zu helfen, der jetzt abwärts griff und Laura Sipe zu fassen versuchte. Aber seine Gedanken waren so verwirrt, daß er stehen geblieben wäre, ohne einen Finger zu rühren, wenn Ratterer nicht sehr erregt gerufen hätte: „Komm und hilf mir, Clyde. Versuchen wir, ob wir sie

herausbekommen. Sie ist bewußtlos." Clyde wandte sich um, und anstatt herauszuklettern, versuchte er, sie von innen aufzuheben und herauszuheben. Aber das war unmöglich. Sie war zu ungelenk und zu schwer; er konnte sie nur unter Sparser hervorziehen und dann zwischen der ersten und zweiten Sitzreihe liegen lassen.

Unterdessen war es dem nur leicht betäubten Hegglund gelungen, die nächste Tür zu erreichen und sie zu öffnen, wobei er sagte: „Mein Gott, was ist das für ein Ende! Herr Jesus, das ist schon das Ärgste, was einem passieren kann! Mein Gott, wenn wir nur ausreißen könnten, bevor uns die Polizei erwischt!"

Nun aber sah er die anderen unter sich liegen, hörte ihr Stöhnen und konnte sich nicht zu einer so feigen Flucht entschließen. Als er im Freien stand, drehte er sich wieder um, sah Maida unter sich und rief ihr zu: „Um Gotteswillen, gib mir die Hand. Wir müssen trachten, von hier zu verschwinden, und noch dazu verdammt schnell." Dann wandte er sich von Maida ab, die nach ihrem verletzten und schmerzenden Kopf griff, stieg wieder auf den oberen Chassisträger, griff nach unten und faßte Tina Kogel, die sich eben aufsetzen wollte und sich schwer auf Higby stützte. Sowie dieser von dem Gewicht der anderen befreit war, erhob er sich auf die Knie und befühlte seinen Kopf mit den Händen.

„Gib mir die Hand, Dave", rief Hegglund. „Schnell, um Gotteswillen. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Bist du verletzt? Herrgott, ich sage dir doch, daß wir von hier fort müssen. Ich sehe einen Kerl auf uns zukommen, aber ich kann noch nicht erkennen, ob es ein Schutzmann ist oder nicht." Er wollte Higbys linke Hand ergreifen, doch dieser stieß ihn zurück.

„Huhu," rief er aus, „laß los, mir fehlt nichts, ich kann schon von selber herauskriechen. Hilf lieber den anderen."

Er stand auf, und da sich sein Kopf ungefähr in der Höhe der Tür befand, stieg er auf die nach vorne gefallenen Kissen des Wagens, erreichte die Tür, auf die er sich setzte, und schwang ein Bein hinüber. Dann blickte er um sich, und als er Hegglund, Ratterer und Clyde um Sparser bemüht sah, kam er ihnen zu Hilfe.

Draußen aber hatten sich einige seltsame und unklare Dinge ereignet. Hortense, die noch vor Clyde herausgehoben worden war und zunächst ihr Gesicht abgetastet hatte, entdeckte, daß ihre Stirn und Wange nicht nur zerkratzt waren, sondern auch bluteten. Und aus Angst, daß ihre Schönheit dauernd unter diesem Unfall leiden könnte, geriet sie in einen solchen Schrecken, daß sie nicht nur den Jammer und die Verletzungen der anderen, sondern auch die Gefahr einer Entdeckung durch die Polizei, das Unglück mit dem Kind, das kostbare, zertrümmerte Auto — kurz alles, bis auf sich selbst und ihre wahrscheinlich zerstörte Schönheit, vollkommen vergaß. „O Gott, o Gott, o Gott!" rief sie verzweifelt. „Ach, wie schrecklich! Ach, wie entsetzlich! Mein ganzes Gesicht ist zerschnitten!" Und da sie den unbedingten und dringenden Wunsch fühlte, etwas dagegen zu tun, machte sie sich sofort, ohne irgend jemandem auch nur ein Wort zu sagen, und während Clyde Ratterer noch im Innern des Wagens half, auf den Weg gegen die Stadt, wo es Lichter und Menschen gab.

An Clyde, Ratterer, Sparser und die anderen Mädchen dachte sie nicht einen Augenblick. Was waren sie ihr jetzt? Nur zeitweilig und zwischen Erwägungen über ihre verunstaltete Schönheit konnte sie an das überfahrene Kind denken; aber das Entsetzliche der Sache selbst, ebenso wie die Verfolgung durch die Polizei und die Tatsache, daß der Wagen gar nicht Sparser gehörte und in Trümmern war, und daß sie alle dafür verhaftet werden konnten, machte ihr nur ge-

ringen Eindruck. Ihr einziger Gedanke an Clyde war, daß er es gewesen, der sie zu dieser unglückseligen Fahrt aufgefordert hatte und daß er daher im Grunde schuld daran war. Diese elenden Burschen, die sie dazu verleitet und dann nicht genug Verstand gehabt hatten, um alles ordentlich durchzuführen!

Alle anderen Mädchen bis auf Laura Sipe waren nicht ernstlich verletzt. Sie waren hauptsächlich erschrocken und hatten eine ungeheure Angst, daß sie von der Polizei ergriffen und verhaftet würden. Sie standen herum und riefen fortwährend: „Nur schnell, schnell! O Gott, schauen wir, daß wir von hier fortkommen! Es ist ja so schrecklich!" — bis Hegglund ausrief: „Seid doch um Gotteswillen endlich einmal still! Ihr seht ja, daß wir unser möglichstes tun. Wenn ihr es so weitertreibt, wird die Polizei sofort hier sein!"

Clyde sah hinaus, und als er Hortense nirgends erblickte, schaute er verzweifelt um sich. Der Gedanke an die Polizei und die Gewißheit ihrer Verfolgung lastete schwer auf ihm. Er mußte die Geschichte loswerden, er durfte sich nicht hier erwischen lassen. Was würde ihm geschehen, wenn man ihn verhaftete? Er wäre entehrt, würde voraussichtlich bestraft und alles Schöne im Leben würde ihm genommen werden, ehe er ein Wort dagegen sagen konnte. Seine Mutter, Mr. Squires — alle würden es erfahren. Sicher würde er ins Gefängnis kommen. Schrecklicher Gedanke, der wie ein zermalmendes Rad in sein Fleisch schnitt. Für Sparser konnte man nichts weiter tun, als ihn auf den Boden des Autos niederlegen, und durch das Zögern liefen sie nur Gefahr, verhaftet zu werden. Deshalb kletterte er hinaus und fragte: „Wo ist Miß Briggs?", um dann in den dunklen und verschneiten Feldern nach ihr Ausschau zu halten.

Da hörte man von ferne die Hupen und das Surren mindestens zweier Motorräder, die eilig näherzukommen schienen.

Clyde begann querfeldein zu laufen und wandte sich dann nach Südwesten gegen die Straßen südlich der Fortiethstreet. Bis dahin lag aber noch sehr viel freies Feld vor ihm, und da die Lichter des Motorrades hinter ihm bereits ihre Lichtkegel warfen und knapp vor ihm ein paar Büsche sichtbar wurden, rannte er auf diese zu und verkroch sich hinter ihnen.

Nach einiger Zeit begann er sich zunächst auf Händen und Füßen durch den Schnee fortzubewegen. In schwacher Beleuchtung sah er ein paar Straßen vor sich liegen und hoffte sich dort zu verbergen und, wenn ihm das Schicksal gnädig war, auf diese Weise dem Elend, der Strafe, der endlosen Unbefriedigtheit und der Enttäuschung, die er jetzt deutlich vor sich sah, zu entgehen.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Samuel Griffiths' Wohnhaus in Lycurgus, New York, einer Stadt von ungefähr fünfundzwanzigtausend Einwohnern, auf halbem Wege zwischen Utica und Albany.

Es war um die Dinnerstunde und allmählich versammelte sich die Familie zu dem gewohnten Mahle. Die Vorbereitungen waren heute etwas sorgfältiger als sonst gewesen, da Samuel Griffiths, der Gatte und Vater, während der letzten vier Tage bei einem Wäschefabrikantenkongreß in Chicago gewesen war. Die durch neuauftretende Konkurrenten im Westen gedrückten Preise hatten ein Kompromiß und eine Angleichung der Fabrikanten im Osten notwendig gemacht. Nun war er zurückgekehrt, hatte am frühen Nachmittag seine Ankunft telephonisch mitgeteilt und war dann in die Fabrik gegangen.

Seit langem an die Art ihres praktischen und selbstbewußten Mannes gewöhnt, der sein Urteil und seine Entschlüsse für richtig und meist auch für unumstößlich hielt, fand Mrs. Griffiths dies ganz natürlich; er kam bestimmt zur rechten Zeit heim, um sie zu begrüßen.

Da sie wußte, daß Lammschlegel zu seinen Lieblingsspeisen gehörte, hatte sie nach Rücksprache mit Mrs. Truesdale, ihrer einfachen, aber tüchtigen Haushälterin, einen solchen bestellt, das entsprechende Gemüse und Dessert bestimmt und begann nun über ihre älteste Tochter Myra nachzudenken, die vor einigen Jahren das Smith College absolviert hatte und noch immer nicht verheiratet war. Obwohl sie es nur ungern eingestehen wollte, wußte Mrs. Griffiths sehr gut, daß der

Grund hierfür in Myras mangelnder Schönheit lag. Ihre Nase war zu lang, die Augen standen zu nahe beieinander, ihr Kinn war nicht weich genug, um sie wohlgefällig und mädchenhaft erscheinen zu lassen, und meistens machte sie den Eindruck eines zu ernsthaften und nachdenklichen Menschen, den das gesellige Leben der Stadt nicht interessierte. Außerdem fehlte ihr jenes Savoir-faire, und noch viel mehr jene besondere Anziehungskraft auf Männer, die auch manchen weniger hübschen Mädchen eigen ist, und da sie an Geist ihre Umgebung ziemlich überragte, war sie nach der Meinung ihrer Mutter ein allzu kritischer Verstandesmensch.

Obwohl sie in verhältnismäßig großem Luxus aufgewachsen war und nie die kleinlichen Sorgen des Lebens erfahren hatte, kannte sie doch die Schwierigkeiten, sich in Hinsicht auf Liebe und gesellschaftliche Gunst eine Stellung zu schaffen, — zwei Dinge, die ohne Schönheit und Liebreiz ebenso schwer zu erreichen sind wie übergroßer Reichtum für einen Bettler. Zwölf Jahre lang, seit ihrem vierzehnten Jahre, hatte sie gesehen, daß das Leben anderer Mädchen und Jünglinge in jener kleinen Welt, der sie angehörte, äußerst fröhlich verlief, während das ihre sich mehr oder minder auf Lektüre, Musik und die Aufgabe beschränkte, sich möglichst nett und wohlgefällig herzurichten oder Freundinnen zu besuchen, in der Hoffnung, vielleicht dort dem einen oder anderen zu begegnen, dem sie gefallen würde. Dadurch war sie, wenn auch nicht verbittert, so doch viel ernster geworden, und das, obwohl ihre eigene Lage und die ihrer Eltern eine besonders günstige war.

Eben war sie durch das Zimmer ihrer Mutter gegangen mit einem Gesichte, als könne sie sich für nichts erwärmen. Ihre Mutter bemühte sich etwas zu finden, das sie von sich ablenken könnte, als ihre jüngere Tochter Bella hereinstürmte, die gerade von einem Besuche bei Finchleys kam,

reichen Nachbarn, bei denen sie sich auf ihrem Heimweg aus der Snedeker School aufgehalten hatte.

Im Gegensatz zu ihrer älteren Schwester, die groß, dunkel und ziemlich blaß war, war Bella zwar kleiner, aber viel graziöser und kräftiger gebaut. Sie hatte dichtes, braunes, fast schwarzes Haar, einen dunklen, rötlich gefärbten Teint und fröhliche braune Augen, die in lebhaft fragendem Glanze strahlten. Außer ihrem gesunden, biegsamen Körper, ihren graziösen und beweglichen Armen und Beinen besaß sie Lebenskraft und Temperament. Sie neigte sichtlich dazu, die Dinge zu nehmen, wie sie eben waren, und das Leben zu genießen, und wirkte daher im Gegensatz zu ihrer Schwester ungewöhnlich anziehend auf Männer und Knaben sowie auf alt und jung überhaupt, was ihre Eltern sehr wohl wußten. Es bestand keine Gefahr, daß es ihr zur geeigneten Zeit an Heiratsanträgen fehlen werde, und nach der Meinung ihrer Mutter umschwärmten sie schon jetzt allzu viele Leute und warfen so die Frage nach einem für sie passenden Gatten auf. Schon zeigte sie die Neigung, nicht nur mit den Sprößlingen der älteren und konservativen Familien zu verkehren, die die angesehensten in der Stadt waren, sondern sie schloß auch mit den Söhnen und Töchtern der neueren und deshalb gesellschaftlich unbedeutenderen Familien innige Freundschaft, was ihrer Mutter weit weniger paßte. Das waren die Kinder der Fabrikanten von Speck, Einmachgläsern, Staubsaugern, Holz- oder Korbwaren und Schreibmaschinen, die in finanzieller Beziehung ein sehr solides Element der Bevölkerung darstellten, aber das waren, was man die unternehmende Gesellschaft der Stadt nannte.

Nach Mrs. Griffiths gab es viel zu viele Bälle, Kabarettbesuche und Autoausflüge in die eine oder andere Stadt ohne genügende Garde. Aber was war Bella doch für eine wohl-

tuende Abwechslung gegen ihre Schwester! Nur wegen der passenden Überwachung, bis sie glücklich und sicher verheiratet war, geschah es, daß Mrs. Griffiths sich um die meisten ihrer gegenwärtigen Freunde, Pläne und Vergnügungen kümmerte oder sie manchmal sogar beanstandete. Sie wollte Bella gerne behüten.

„Nun, wo warst du?" fragte sie ihre Tochter, als diese in das Zimmer stürzte, ihre Bücher hinwarf und an das brennende Feuer trat.

„Denke dir nur, Mama," begann Bella höchst unbekümmert und sorglos, „die Finchleys wollen ihr Haus draußen am Green-Lake diesen Sommer aufgeben und sich in der Nähe von Pine-Point am Twelfth-Lake ankaufen. Dort wollen sie ein neues Sommerhaus bauen, und Sondra sagt, daß es diesmal knapp am Wasser stehen soll, nicht so weit weg wie jetzt. Und sie wollen eine ganz große Veranda haben mit einem Parkettboden und ein Bootshaus, das groß genug ist für ein dreißig Fuß langes elektrisches Motorboot, das Mr. Finchley für Stuart kaufen will. Ist das nicht herrlich? Und sie sagt, daß ich für den ganzen Sommer hinkommen kann oder so lange es mir Spaß macht, wenn du es erlaubst. Und Gil auch, wenn er Lust hat. Es wird gerade gegenüber dem Haus der Emerys und dem East Gate Hotel liegen. Und der Besitz der Phants, du kennst doch die Phants aus Utica? — liegt gleich unterhalb des ihren in der Nähe von Sharon. Ist das nicht herrlich? Es wird großartig werden. Ich wünschte, du und Papa könntet euch auch einmal entschließen, euch dort anzukaufen. Mir scheint, als ob fast alles, was hier einen Namen hat, sich dort oben ansiedeln wollte."

Sie sprach rasch und wendete sich lebhaft herum, sah einmal in das offene Feuer, das im Kamin brannte, und dann wieder durch die beiden großen Fenster, die auf den vorderen Rasen-

platz und die in der Winterdämmerung elektrisch beleuchtete Wykeagy Avenue blickten, so daß ihre Mutter gar keine Gelegenheit hatte, irgendeine Bemerkung einzustreuen, bevor sie geendet hatte. Immerhin gelang es ihr, zu sagen:

„So? Aber wie steht es mit den Anthonys, Nicholsons und Taylors? Ich habe noch nicht gehört, daß sie Greenwood verlassen wollen."

„Ach, die Anthonys, Nicholsons und Taylors natürlich nicht. Von denen kann man so etwas nicht erwarten; dazu sind sie viel zu altmodisch. Das sind nicht die Leute, die gerne übersiedeln. Niemand hält sie dafür. Aber Greenwood ist doch nicht Twelfth-Lake, das weißt du selber, und alle Leute vom Südufer, die etwas auf sich halten, werden bestimmt hinziehen. Nächstes Jahr kommen Cranstons dran, sagt Sondra, und ich wette, daß Harriets dann nachfolgen."

„Cranstons, Harriets, Finchleys und Sondra", bemerkte ihre Mutter halb belustigt, halb geärgert. „Immer nichts als Cranstons, du, Bertine und Sondra!" Denn trotz gewissen Erfolgen dieser neueren und rührigeren Gesellschaftsgruppe waren die Cranstons und Finchleys ziemlich unbeliebt. Sie hatten die Cranstonsche Drahtgitterfabrik aus Albany und die Finchley-Staubsaugerfabrik aus Buffalo hierher verlegt und große Fabrikgebäude am Südufer des Mohawk errichtet — von ihren neuen großartigen Wohnhäusern in der Wykeagy Avenue und ihren Landhäusern in dem ungefähr zwanzig Meilen weiter nördlichen Greenwood ganz zu schweigen —, und gaben dadurch allen wohlhabenden Bewohnern der Umgebung das Beispiel einer ziemlich protzigen und daher unangenehmen Lebensweise. Sie trugen die elegantesten Kleider, hatten die allerneuesten Autos und waren begreiflicherweise denen unangenehm, die ihre Stellung und Lebensart trotz geringeren Mitteln für die sicherste und beste hielten, die es

überhaupt geben konnte. Die Cranstons und Finchleys waren der übrigen Elite von Lycurgus ein Dorn im Auge und wurden im allgemeinen als zu laut und zu aggressiv befunden.

„Wie oft habe ich dir gesagt: ich mag nicht, daß du so viel mit Bertine oder mit Letta Harriet und ihrem Bruder zusammensteckst. Sie fallen zu sehr auf; sie zeigen sich zu viel, reden zu viel und sind zu protzig. Dein Vater denkt darüber genau so wie ich, und wenn Sondra Finchley die Absicht hat, gleichzeitig mit dir und Bertine zu verkehren, so wirst du nicht mehr viel mit ihr zusammenkommen. Ich weiß auch nicht, ob es Vater recht ist, daß du überall ohne Begleitung hingehst, dazu bist du noch viel zu jung. Und was deinen Besuch bei Finchleys am Twelfth-Lake betrifft, so machen wir ihn entweder gemeinsam oder er muß unterbleiben." Mrs. Griffiths, der die Art der älteren, wenn auch nicht so wohlhabenden Familien besser zusagte, blickte tadelnd auf ihre Tochter.

Aber Bella wurde dadurch eher gereizt als eingeschüchtert. Sie kannte ihre Mutter und wußte, daß sie sie liebte und ebenso wie ihr Vater, der sie für den Inbegriff der Vollkommenheit hielt und sich durch ihr leisestes und oft angewendetes Lächeln überzeugen ließ, auf ihre Schönheit und auf ihre unbestreitbaren gesellschaftlichen Erfolge sehr stolz war.

„Zu jung, zu jung", sprach Bella vorwurfsvoll. „Bitte, höre mich an. Im Juli werde ich achtzehn Jahre und ich möchte wissen, wann du und Papa finden werdet, daß ich alt genug bin, um allein ausgehen zu dürfen. Wo immer ihr beide hingeht, dort muß ich auch hingehen, und wo ich sein möchte, dort müßt auch ihr sein."

„Bella!" mahnte ihre Mutter und fügte dann nach einer Pause hinzu, in der ihre Tochter schweigend dastand: „Selbstverständlich, was denn sonst? Wenn du mit ein- oder zweiundzwanzig Jahren noch nicht verheiratet bist, hast du noch

immer Zeit, allein auszugehen. Aber in deinem Alter solltest du an so etwas gar nicht denken." Bella warf ihren hübschen Kopf zurück, denn in diesem Augenblick hörte man die seitliche Eingangstür gehen, und Gilbert Griffiths, der einzige Sohn des Hauses, der in Gestalt und Zügen, wenn auch nicht im Wesen und Schwächlichkeit an seinen Vetter Clyde erinnerte, trat ein und kam die Treppe herauf.

Er war ein kräftiger, eitler und egoistischer junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, der im Gegensatz zu seinen beiden Schwestern viel ernster und nüchterner veranlagt war. Wahrscheinlich war er auch viel tüchtiger und rühriger in geschäftlichen Dingen, für die keines der beiden Mädchen das leiseste Interesse bekundete. Er war lebhaft und ungestüm, hielt seine soziale Stellung für eine vollkommen gesicherte, und verachtete alles im Leben außer dem geschäftlichen Erfolg. Aber trotzdem interessierte er sich sehr intensiv für das Tun und Treiben der Gesellschaft, deren wichtigsten Teil seiner Meinung nach er selbst und seine Familie bildeten. Ständig bedacht auf Würde und Ansehen der letzteren, richtete er sich in Wort und Tat ganz nach ihr. Auf flüchtige Beobachter machte er einen ziemlich schroffen, arroganten und weniger jugendlichen und tändelnden Eindruck, als es seinen Jahren entsprochen hätte. Dabei war er jung, hübsch und anziehend und besaß eine scharfe, wenn auch nicht witzige Zunge und die Gabe, manchmal treffende und zynische Bemerkungen zu machen. Wegen seiner Familie und deren Stellung galt er für den erstrebenswertesten aller heiratsfähigen Junggesellen von Lycurgus, aber er war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß in seinem Herzen kaum Platz blieb für ein wahres und tiefes Verständnis eines anderen Menschen.

Als Bella ihn heraufkommen und in sein Zimmer gehen hörte, das neben dem ihren gelegen war, verließ sie ihre

Mutter, ging zu seiner Tür und fragte: „Darf ich hinein, Gil?"

„Selbstverständlich." Er pfiff fröhlich und war schon im Begriff, sich für den Abend umzukleiden.

„Wohin gehst du?"

„Nirgendshin, zum Dinner und nachher zu Wynants."

„Natürlich zu Constance."

„Nein, nicht zu Constance, natürlich. Wer hat dir diesen Unsinn erzählt?"

„Als wenn ich nicht davon wüßte!"

„Sei still! Bist du nur deshalb gekommen?"

„Nein, aber höre zu: Finchleys wollen sich im nächsten Sommer knapp am Wasser und in der Nähe der Phants ein Haus am Twelfth-Lake bauen und Mr. Finchley schenkt Stuart ein dreißig Fuß langes Motorboot und baut ein Bootshaus mit einer Glasveranda gerade über dem Wasser. Wird das nicht toll? Ha!"

„Sag' nicht ‚toll' und auch nicht ‚ha'. Kannst du dir diese Redensarten nicht abgewöhnen? Du sprichst wie ein Fabrikmädel! Ist das alles, was man dir in deiner Schule beibringt?"

„Sei du nur still mit deinem ‚Redensarten abgewöhnen'! Wie steht es denn mit dir selber? Ich finde, du gibst uns ein glänzendes Beispiel dafür."

„Ich bin auch fünf Jahre älter als du und außerdem ein Mann. Von Myra wirst du niemals solches Zeug hören."

„Ach Myra! Aber reden wir von etwas anderem. Denke lieber an das neue Haus, das sie bauen wollen, und an die lustige Zeit, die wir im Sommer dort verleben werden. Möchtest du nicht, daß wir auch hinzögen? Wir könnten es, wenn wir nur wollten, das heißt, wenn Papa und Mama dafür zu haben wären."

„Ich weiß nicht, ob es gar so schön wäre", erwiderte ihr Bruder, obwohl auch er sich sehr dafür interessierte. „Es gibt noch andere Orte außer Twelfth-Lake."

„Wer leugnet das? Aber nicht für die Leute, die wir kennen. Sag' mir, wohin geht die gute Gesellschaft von Albany und Utica, wenn nicht dorthin? Sondra sagt, es werde ein richtiges Zentrum werden, und die schönsten Häuser sollen am Westufer stehen. Cranstons, Harriets und Lamberts werden bald nachfolgen." Sehr dezidiert und herausfordernd fügte sie hinzu: „Es werden nicht mehr viele Leute am Greenwood-Lake übrigbleiben, jedenfalls nicht die besten, selbst wenn die Anthonys und Nicholsons nicht fortziehen."

„Wer hat von Cranstons gesprochen?" fragte Gilbert mit gesteigertem Interesse.

„Wer sonst als Sondra?"

„Und wer hat es ihr erzählt?"

„Bertine."

„Das wird ja immer schöner", bemerkte ihr Bruder spitz und etwas neidisch. „Lycurgus wird bald zu klein für sie werden." Er zerrte an seiner Krawatte, um sie in die Mitte zu schieben, und schnitt ein Gesicht dazu, da sie sehr eng war und ihn würgte.

Obwohl Gilbert seit kurzem als Direktor in die Wäschefabrik seines Vaters eingetreten war, mit der Aussicht, eines Tages das ganze Unternehmen zu leiten, war er doch auf Grant Cranston sehr eifersüchtig. Dieser war ein sehr hübscher und äußerlich sehr einnehmender junger Mann, der sich den jungen Mädchen gegenüber viel mehr herausnahm und ihnen viel besser gefiel als er. Cranston schien auch von der Möglichkeit überzeugt zu sein, ein gewisses Maß an Vergnügen mit der Arbeit bei seinem Vater zu vereinen, — eine Ansicht, die Gilbert nicht teilte. Im Grunde hätte der junge

Griffiths den jungen Cranston gerne der Leichtfertigkeit beschuldigt, aber bis jetzt war es diesem noch immer gelungen, sich innerhalb mäßiger Grenzen zu halten, und die Drahtgitterfabrik von Cranston war unstreitbar eine der führenden Industrien von Lycurgus.

„Nun", fügte er nach kurzer Pause hinzu, „sie tun mehr, als nach meinem Geschmack wäre, wenn ich ihr Unternehmen hätte. Sie sind nicht die allerreichsten auf der Welt." Immerhin aber dachte er, daß die Cranstons im Gegensatz zu ihm und seinen Eltern viel mehr wagten und größere gesellschaftliche Ambitionen hatten, um die er sie beneidete.

„Finchleys wollen über dem Bootshaus auch einen Tanzsaal bauen", fuhr Bella angeregt fort. „Und Sondra sagt, Stuart hoffe, daß du sehr oft hinkommen und sehr lange bleiben werdest."

„So!" entgegnete Gilbert etwas neidisch und sarkastisch. „Das heißt, er hofft, daß du sehr viel oben sein wirst. Ich werde diesen Sommer arbeiten müssen."

„Er hat nichts derartiges gesagt, du grundgescheiter Bruder. Es würde uns auch gar nicht schaden, wenn wir hinführen. So viel ich sehe, wird in Greenwood außer alten Damenkränzchen nicht mehr viel los sein!"

„So? Mutter würde das nicht gerne hören."

„Und du wirst es ihr natürlich erzählen!"

„Nein, das werde ich nicht. Aber ich glaube nicht, daß wir schon jetzt den Finchleys oder Cranstons nach Twelfth-Lake folgen sollten. Du kannst ja hinfahren, wenn du Lust hast und Papa es dir erlaubt."

Hier ging nochmals die untere Tür und Bella vergaß ihren Zank mit dem Bruder und eilte hinunter, um ihren Vater zu begrüßen.

Zweites Kapitel

Es war sehr interessant, das Oberhaupt der Griffiths von Lycurgus mit jenem in Kansas City zu vergleichen. Im Gegensatz zu seinem kleineren und viel planloseren Bruder vom „Tor der Hoffnung", den er seit dreißig Jahren nicht gesehen hatte, war Samuel Griffiths etwas über Durchschnittsgröße, gut, wenn auch verhältnismäßig zart gebaut, hatte kluge Augen und ein sehr bestimmtes Reden und Betragen. Wegen seiner langjährigen Gewohnheit, selbst für sich einzustehen, und durch Bemühungen und Erfolge belehrt, daß er die meisten Menschen an Scharfsinn und geschäftlicher Tüchtigkeit überragte, war er manchmal geneigt, etwas ungerecht gegen diejenigen zu sein, denen es an diesen Eigenschaften mangelte. Er war nicht kleinlich noch unliebenswürdig, suchte aber immer eine ruhige und korrekte Miene zur Schau zu tragen und sagte sich zur Entschuldigung für seine Pose, daß er sich nur nach dem Urteil der anderen Menschen und nach jenen einschätzte, die ebenso erfolgreich waren wie er selbst.

Als er vor fünfundzwanzig Jahren mit einigem Kapital und dem Entschluß nach Lycurgus gekommen war, es nach dem Rat seiner Freunde in einer neuen Kragenfabrik anzulegen, hatte er solches Glück gehabt, daß seine wildesten Hoffnungen übertroffen wurden. Natürlich war er stolz darauf, denn jetzt — nach fünfundzwanzig Jahren — bewohnte er eines der schönsten und geschmackvollsten Häuser der Stadt und seine Familie gehörte, wenn auch nicht zu den ältesten, so doch zu den solidesten, angesehensten und erfolgreichsten von Lycurgus. Seine beiden jüngeren Kinder — freilich nicht

das älteste— spielten eine große Rolle in der jüngeren und lustigeren Gesellschaft, und bis jetzt hatte nichts sein Prestige getrübt oder geschwächt.

Als er an jenem Tage aus Chicago zurückgekehrt war, wo er verschiedene Abkommen getroffen, die mindestens ein Jahr geschäftlichen Friedens und Wohlstandes verbürgten, fühlte er sich äußerst zufrieden und im Einklang mit der Welt. Der Betrieb der Griffithsschen Kragen- und Hemdenfabrik war während seiner Abwesenheit weiter gegangen, als ob er hier gewesen wäre, und die Bestellungen waren im Augenblick sehr zahlreich.

Beim Betreten seines Hauses stellte er seinen schweren Koffer hin, legte seinen eleganten Mantel ab, und als er sich gegen die Stiege wandte, ward ihm der erwartete Anblick: die ihm entgegeneilende Bella. Sie war sein Liebling, das Reizendste, Aparteste und Vollendetste, was ihm das Leben geschenkt hatte: Jugend, Gesundheit, Frohsinn, Verstand und Liebe, alles in Gestalt einer hübschen Tochter.

„Väterchen!" rief sie zärtlich und schmeichelnd, als sie ihn eintreten sah. „Bist du es?"

„Es sieht so aus, als ob ich es wäre! Wie geht es meinem Kleinchen?" Er breitete die Arme aus und empfing die hüpfende Gestalt seiner Jüngsten. „Bist du mein liebes, gesundes, starkes Mädel?" sagte er, als er seine Lippen von den ihren gelöst hatte. „Was hat das Mädel angestellt, während ich fort war? Diesmal gibt's keine Ausreden!"

„Gar nichts, Väterchen, du kannst alle fragen. Es könnte mir gar nicht besser gehen."

„Wie geht es der Mutter?"

„Gut, Väterchen. Sie ist oben in ihrem Zimmer und ich vermute, daß sie dich nicht kommen gehört hat."

„Und Myra? Ist sie schon aus Albany zurück?"

„Ja, sie ist in ihrem Zimmer, ich habe sie eben musizieren gehört. Ich bin selbst erst nach Hause gekommen."

„Hallo! Wirbelst du schon wieder herum? Ich kenne dich!" Scherzend drohte er ihr mit dem Zeigefinger, während Bella sich in ihn einhängte und mit ihm die Treppe hinaufstieg.

„O nein", plauderte sie klug und zärtlich. „Wie scharf du es auf mich hast, Väterchen! Ich war nur ein bißchen bei Sondra drüben. Und denke dir, Väterchen, sie geben ihr Haus in Greenwood auf und bauen sofort ein großes, schönes Sommerhaus am Twelfth-Lake. Und Mr. Finchley schenkt Stuart ein großes elektrisches Motorboot und sie wollen den kommenden Sommer, vielleicht die ganze Zeit von Mai bis Oktober, dort verbringen. Möglicherweise übrigens auch die Cranstons."

Mr. Griffiths, der die Launen seiner jüngeren Tochter seit langem kannte, interessierte sich weniger für das, was sie ihm mitteilen wollte — daß Twelfth-Lake vom geselligen Standpunkt aus erstrebenswerter war als Greenwood —, sondern mehr für die Tatsache, daß Finchleys imstande waren, sich diese unerwartete und ziemlich große Ausgabe aus rein gesellschaftlichen Gründen zu leisten.

Anstatt Bella zu antworten, ging er in das Zimmer seiner Frau, küßte sie, sah zu Myra hinein, die an die Türe kam, um ihn zu begrüßen, und erzählte von den Erfolgen seiner Reise. An seinem Kuß konnte man erkennen, wie gut und ohne Mißton er sich mit seiner Frau verstand, und an Myras Begrüßung, daß er sie in die Größe seiner Liebe einschloß, auch wenn er ihr Wesen und ihre Anschauungen nicht gutheißen konnte.

Während sie noch sprachen, verkündete Mrs. Truesdale, daß das Essen angerichtet sei, und Gilbert, der seine Toilette inzwischen beendet hatte, betrat das Zimmer.

„Vater," sagte er, „ich möchte dir morgen etwas Interessantes mitteilen. Darf ich kommen?"

„Gut, ich werde es mir einteilen, komm gegen zwölf."

„Kommt, das Essen wird kalt", mahnte Mrs. Griffiths, worauf Gilbert sich umdrehte und die Stiege hinunterging und Griffiths mit Bella am Arm ihm folgte. Mrs. Griffiths und die aus ihrem Zimmer erschienene Myra kamen ihnen nach.

Bei Tisch wurden Ortsfragen von augenblicklichem Interesse besprochen. Bella, die die Hauptnachrichtenquelle der Familie war und das meiste davon in der Snedeker School aufschnappte, von wo alle gesellschaftlichen Neuigkeiten am schnellsten zu kursieren schienen, verkündete plötzlich: „Denke dir, Mama, Rosetta Nicholson, die Nichte von Mrs. Dißton Nicholson, die letzten Sommer aus Albany hier zu Besuch war, — kannst du dich ihrer erinnern? Sie war an dem Abend unseres Studentengartenfestes bei uns, das Mädchen mit den gelben Haaren und den schielenden Augen, deren Vater ein Kolonialwarengeschäft en gros drüben hat —; nun, die hat sich mit jenem Herbert Tickham aus Utica verlobt, der letzten Sommer bei Mrs. Lambert war. Du wirst dich seiner nicht erinnern können, ich aber schon Er war groß und schwarz, ein bißchen unbeholfen und schrecklich blaß, aber sehr hübsch — der richtige Kinoheld."

„Hören Sie nur, Mrs. Griffiths," sagte Gilbert spitz und zynisch zu seiner Mutter, „eine Abordnung der höheren Töchterschule der Misses Snedeker läuft ins Kino, um sich von Zeit zu Zeit neue Helden zu holen."

Griffiths Vater sagte plötzlich: „Ich hatte diesmal ein merkwürdiges Erlebnis in Chicago, das euch wahrscheinlich alle interessieren wird." Er dachte an eine zufällige Begegnung, die er vor zwei Tagen mit dem ältesten Sohn seines jüngeren

Bruders Asa gehabt, und an den Entschluß, den er in Hinsicht auf ihn gefaßt hatte.

„Was war es, Väterchen, erzähle", bat Bella sofort.

„Heraus mit der großen Neuigkeit, Vater", setzte Gilbert hinzu, der sich durch das väterliche Wohlwollen sehr selbständig und ihm gleichgestellt fühlte.

„Nun, als ich in Chicago im Union League Club war, traf ich dort einen jungen Verwandten, einen Vetter von euch Kindern, den ältesten Sohn meines Bruders Asa, der, so viel ich hörte, jetzt in Denver lebt. Ich habe seit dreißig Jahren nichts von ihm gesehen und gehört —" Er hielt inne und sann nach.

„Doch nicht jener, der irgendwo Prediger ist, Väterchen?" fragte Bella aufblickend.

„Doch, der Prediger — wenigstens soll er es eine Zeitlang gewesen sein, nachdem er vom Hause fortgegangen war. Sein Sohn hat mir erzählt, daß er es jetzt aufgegeben hat und irgendeine Anstellung in Denver hat — soviel ich weiß, in einem Hotel."

„Wie sieht sein Sohn aus?" fragte Bella, die nur solche wohlgekleidete und äußerst wohlerzogene junge Leute kannte, die ihrer Stellung und wohlbehüteten Jugend entsprachen, und die sich daher dafür sehr interessierte.

„Ein Vetter? Wie alt ist er?" fragte Gilbert, sehr gespannt auf dessen Wesen, Stellung und Fähigkeiten.

„Ich finde ihn sehr sympathisch", fuhr Griffiths tastend und etwas zögernd fort, da er selbst noch zu keinem abschließenden Urteil über Clyde gekommen war. „Er ist recht hübsch, hat ganz gute Manieren, dürfte ungefähr so alt sein wie du, Gilbert, und sieht dir sehr, sogar auffallend ähnlich; es sind dieselben Augen, derselbe Mund und dasselbe Kinn." Er blickte prüfend auf seinen Sohn. „Vielleicht ist er eine Spur

größer und sieht etwas schlanker aus, obwohl ich nicht glaube, daß er es wirklich ist."

Gilbert wurde sehr kühl. Es war eine sehr lästige Vorstellung, einen Vetter zu haben, der ihm ähnlich sah, möglicherweise in jeder Beziehung ebenso einnehmend war wie er selbst und seinen eigenen Namen trug. Bis jetzt war er hier in Lycurgus bekannt und beliebt gewesen als einziger Sohn und Nachfolger in der Leitung des väterlichen Unternehmens und Erbe von mindestens einem Drittel von dessen Besitz. Und wenn es jetzt zufällig an den Tag kam, daß er einen gleichaltrigen Vetter hatte, der ihm sogar ähnlich sah? Er wehrte sich gegen den Gedanken und beschloß sofort, daß er ihn nicht leiden mochte und konnte, — eine seelische Reaktion, die er nicht begriff und nicht unterdrücken konnte.

„Wo ist er jetzt?" fragte er ziemlich kurz und scharf, obwohl er die Schärfe in seinem Tonfall zu vermeiden suchte.

„Ich muß gestehen, daß er keine sehr großartige Stellung hat", antwortete Samuel Griffiths nachdenklich lächelnd. „Gegenwärtig ist er nur Boy im Union League Club in Chicago, aber meiner Meinung nach ein sehr netter und wohlerzogener Boy, der mir sehr gut gefallen hat. Und weil er mir erzählte, daß es dort keine rechten Möglichkeiten für seine Zukunft gebe und daß er gerne etwas täte, wo er Aussicht hätte, etwas Ordentliches zu leisten und zu werden, habe ich ihm eigentlich versprochen, daß wir uns seiner annehmen würden, falls er Lust hätte, hierher zu kommen und sein Glück bei uns zu versuchen; mindestens würden wir ihm die Möglichkeit geben, zu beweisen, was er kann."

Er hatte ursprünglich nicht die Absicht gehabt, sofort zu zeigen wie sehr ihn dieser Neffe interessierte, sondern hatte warten und die Sache in verschiedenen Unterredungen mit seiner Frau und seinem Sohn besprechen wollen. Nun aber hatte sich die Gelegen-

heit von selbst ergeben, und er war froh darüber, denn er wollte gerne etwas für Clyde tun, der Gilbert so ähnlich sah.

Aber Gilbert zeigte sich widerstrebend und blieb kühl, während die anderen, mit Ausnahme von Mrs. Griffiths, auf seinen Plan eingingen. Einen hübschen Vetter in Gilberts Alter zu bekommen, der ihren Namen trug und nach den Erzählungen ihres Vaters sehr nett und wohlerzogen war, das war etwas, was Bella und Myra sehr lockte, während Mrs. Griffiths sah, daß sich das Gesicht ihres Sohnes verfinsterte. Gilbert würde ihn nicht leiden können, und sie begünstigte ihn in allem und jedem so sehr, daß sie ihn lieber ohne Blutsverwandten und Rivalen irgendwelcher Art sehen wollte. Aber aus Achtung vor der Autorität und Tüchtigkeit ihres Gatten schwieg sie still. Nicht so Bella.

„Wirst du ihm eine Stelle verschaffen, Papa?" fragte sie. „Wie spannend! Ich hoffe, er sieht besser aus als unsere anderen Vettern."

„Bella," sagte Mrs. Griffiths tadelnd, während Myra leise lächelnd an einen linkischen Onkel und ebensolchen Vetter aus Vermont denken mußte, die sie vor einigen Jahren auf ein paar Tage besucht hatten. Sehr verärgert kämpfte Gilbert unterdessen innerlich gegen diesen Plan, den er überhaupt nicht begreifen konnte. „So wie die Dinge stehen, werden wir natürlich Bittsteller nicht abweisen, die einfach herkommen und bei uns eintreten wollen", meinte er spitz.

„Ich weiß," erwiderte sein Vater, „aber das gilt doch nicht gerade für Vettern und Neffen. Er kommt mir übrigens sehr aufgeweckt und ehrgeizig vor, und es kann uns nicht sehr schaden, wenn wir einen einzigen unserer Verwandten herkommen und beweisen lassen, was er kann. Ich sehe nicht ein, warum wir ihn nicht ebensogut anstellen können wie jeden anderen."

„Ich glaube, Gilbert paßt es nicht, daß noch jemand in Lycurgus so heißen und aussehen soll wie er", bemerkte Bella

mit einer gewissen Schadenfreude, die daher kam, daß ihr Bruder immer etwas an ihr auszustellen hatte.

„Ach, Unsinn", fuhr Gilbert gereizt auf. „Kannst du niemals ein vernünftiges Wort reden? Was liegt mir daran, ob er so heißt oder so aussieht wie ich?" Dabei blickte er ganz besonders unfreundlich drein.

„Gilbert," bat seine Mutter, „wie kannst du nur so reden? Und noch dazu mit deiner Schwester!"

„Nun, ich will nichts für den jungen Mann tun, wenn es hier böse Gefühle erweckt", fuhr Griffiths senior fort. „Ich weiß nur, daß sein Vater nie sehr tüchtig war, und bezweifle, ob Clyde jemals eine richtige Chance gehabt hat." Gilbert zuckte zusammen, als sein Vater jenen Vetter so freundlich und vertraulich beim Vornamen nannte. „Meine einzige Absicht war, ihm einen Start zu geben. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, ob er sich bewähren wird oder nicht; wenn nicht —" Er hob die Hand, als wollte er sagen: „Wenn nicht, dann müssen wir ihn natürlich fallen lassen."

„Ich finde es sehr nett von dir und hoffe, daß er sich bewähren wird", sagte Mrs. Griffiths liebenswürdig und diplomatisch.

„Es handelt sich noch um etwas anderes", fuhr Griffiths langsam und bedächtig fort. „Ich will nicht, daß dieser junge Mann, so lange er mein Angestellter ist, auf Grund unserer Verwandtschaft anders behandelt werden soll als die anderen Angestellten. Er kommt her, um zu arbeiten, nicht um zu spielen. Und so lange er hier zur Probe ist, will ich nicht, daß irgend jemand von euch sich gesellschaftlich um ihn bemüht, nicht im geringsten. Er ist auch nicht jemand, der sich uns aufdrängen würde, er hat mir wenigstens nicht diesen Eindruck gemacht, und käme auch gar nicht in der Erwartung her, einem von uns gleichgestellt zu werden. Das wäre lächerlich. Wenn

er sich später wirklich bewährt und zeigt, daß er auf sich achten kann, seine Stellung kennt und einhält, und ihr euch dann etwas um ihn kümmern wollt, so ist es noch immer Zeit genug dazu, früher aber nicht."

Hier begann das Mädchen die Teller abzuräumen und traf Anstalten, das Dessert zu servieren. Aber Mr. Griffiths nahm selten ein Dessert und wählte gewöhnlich diesen Augenblick, wenn keine Gäste da waren, um gewisse Vermögens- und Bankangelegenheiten durchzusehen, die er in einem kleinen Schreibtisch in der Bibliothek verwahrte. So schob er auch jetzt seinen Stuhl zurück, stand auf, entschuldigte sich bei seiner Familie und ging in das anstoßende Zimmer. Die anderen blieben sitzen.

„Ich bin neugierig, wie er aussieht, du nicht auch?" bemerkte Myra zu ihrer Mutter.

„Ich hoffe, daß er allen Erwartungen deines Vaters entsprechen wird. Er wäre sonst sehr unglücklich."

„Ich kann es nicht verstehen," bemerkte Gilbert, „wie man jemanden aufnehmen kann, solange wir unsere eigenen Leute kaum beschäftigen können. Und denkt euch nur, was alle hier sagen werden, wenn man daraufkommt, daß unser Vetter Hotelboy war, bevor er herkam."

„Das braucht doch niemand zu erfahren", meinte Myra.

„Glaubst du? Nun, wer soll ihm verbieten, darüber zu sprechen, oder wie kann man jemanden verhindern, herzukommen, der ihn dort gekannt hat?" Seine Augen funkelten zornig. „Auf alle Fälle hoffe ich, daß er es nicht tun wird. Nützen würde es uns ganz bestimmt nicht."

Und Bella fügte hinzu: „Ich hoffe, daß er nicht so dumm sein wird, wie Onkel Alberts beide Söhne. Das sind die langweiligsten Burschen, die ich je gesehen habe."

„Bella", mahnte ihre Mutter nochmals.

Drittes Kapitel

Der Clyde, den Samuel Griffiths beschrieben und den er im Union League Club getroffen hatte, war ein wesentlich anderer, als der vor drei Jahren aus Kansas City geflohen war. Er war jetzt zwanzig Jahre alt, etwas größer und breiter, wenn auch nicht kräftiger gebaut und natürlich bedeutend klüger. Seit er sein Elternhaus und seine Stelle in Kansas City verlassen und manches Schwere im Leben durchgemacht hatte — niedrige Arbeit, elende Wohnungen, keine Freunde, mit denen man reden konnte, und den Zwang, seinen eigenen Weg zu gehen, so gut er konnte —, hatte sich ein gewisses Selbstvertrauen und eine Gewandtheit bei ihm entwickelt, deren er sich vor drei Jahren noch nicht hätte rühmen dürfen. Obwohl er nicht annähernd so gut gekleidet war als zur Zeit seiner Flucht, besaß er eine bewußte Liebenswürdigkeit der Umgangsformen, die sehr für ihn einnahm, wenn sie auch nicht von Anfang an die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Auch war er viel vorsichtiger und zurückhaltender geworden, und das war ein großer Unterschied gegen den Clyde, der sich in einem Frachtwagen aus Kansas City fortgestohlen hatte.

Denn seit er aus Kansas City entflohen war und sich auf sehr bescheidene Weise sein Brot verdienen mußte, fühlte er, daß seine Zukunft einzig und allein von ihm selber abhing. Er wußte endgültig, daß seine Familie nichts für ihn tun konnte; dazu waren sie alle, sein Vater, seine Mutter und Esta, zu wenig tüchtig und zu arm.

Aber trotz alledem hatte er Sehnsucht nach ihnen, besonders nach seiner Mutter und dem Familienleben, das ihn und seine

Geschwister als Kinder umgeben hatte; auch nach Esta, denn er hatte eingesehen, daß sie auch nicht tiefer gesunken war als er, und zwar durch Umstände, über die sie wahrscheinlich keine Macht gehabt hatte. Oft hatte er mit deutlichen und niederdrückenden Selbstvorwürfen an die Art zurückgedacht, wie er seine Mutter behandelt und seine Laufbahn in Kansas City beendet hatte. Was war der Verlust von Hortense Briggs für ein schwerer Schlag für ihn gewesen — was hatte er seither erlebt und was mußten seine Mutter und Esta für Sorge um ihn gehabt haben!

Als er zwei Tage nach seiner Flucht in St. Louis ankam, nachdem er im Morgengrauen eines Wintertages ungefähr hundert Meilen von Kansas City äußerst schmerzlich in den Schnee abgeladen und von zwei Bremsenwärtern seiner Uhr und seines Mantels beraubt worden war, hatte er eine Zeitung aus Kansas City in die Hand genommen und seine ärgsten Befürchtungen erfüllt gefunden. Denn hier stand unter einem fett gedruckten Titel ein genauer, eineinhalb Spalten langer Bericht des Abenteuers. Ein kleines elfjähriges Mädchen, das Kind einer wohlhabenden Familie, war überfahren worden und fast auf der Stelle tot geblieben (es war eine Stunde später gestorben). Sparser und Miß Sipe lagen in einem Spital, und ein Polizist wartete dort auf ihre Genesung.

Ein prachtvolles Auto war schwer beschädigt worden, und Sparsers Vater hatte in Abwesenheit des Eigentümers, bei dem sein Sohn angestellt gewesen, abwechselnd vor Wut geschäumt und sich über den Leichtsinn und die verbrecherische Anlage und Zügellosigkeit seines Kindes schrecklich gekränkt.

Viel schlimmer aber war, daß der unglückselige Sparser, der ohnehin des Diebstahls und der fahrlässigen Tötung beschuldigt war, zweifellos, um seine Schuld an dem schweren Verbrechen möglichst zu verringern, nicht nur die Namen aller

Mitfahrenden, besonders der Burschen, sondern auch ihr Hotel angegeben hatte. Obendrein aber hatte er behauptet, daß sie ebenso schuldig waren wie er selbst, da sie ihn gegen seinen Willen zum Schnellfahren verleitet hatten — eine Anschuldigung, die der Wahrheit entsprach, wie Clyde wohl wußte. Und Mr. Squires, der im Hotel ausgefragt wurde, hatte der Polizei die Namen und Adressen ihrer Eltern mitgeteilt.

Dies war der schwerste Schlag für Clyde. Denn es folgten erschütternde Schilderungen, wie die Eltern oder Verwandten der Burschen die Mitteilung von diesen Missetaten aufgenommen hatten. Mrs. Ratterer, Toms Mutter, hatte geweint und erklärt, sie sei überzeugt, daß ihr Sohn ein guter Junge sei und sicher keine bösen Absichten gehabt habe. Mrs. Hegglund, Oskars zärtliche alte Mutter, hatte gesagt, daß es keinen anständigeren und liebevolleren Menschen geben könne als ihren Sohn und daß er betrunken gewesen sein müsse. Und in seinem eigenen Elternhause hatte der „Star" seine Mutter als blaß und aufrecht stehend geschildert, wie sie bekümmert und erschreckt die Hände gefaltet und dabei ausgesehen hatte, als könne sie es kaum fassen und glauben, daß ihr Sohn dabei gewesen. Sie hatte allen versichert, daß er bestimmt bald heimkehren und alles aufklären würde: es müsse ein Irrtum vorliegen.

Aber er war nicht heimgekehrt, noch hatte er seither irgendetwas darüber gehört. Denn aus Angst vor der Polizei und vor den kummervollen, verzweifelten Augen seiner Mutter hatte er monatelang nicht nach Hause geschrieben und auch dann nur einen Brief, der weder Namen noch Adresse, sondern nur die Mitteilung enthielt, daß es ihm gut gehe und daß sie sich keine Sorgen machen solle. Dann war er weiter gewandert, nach St. Louis, Peoria, Chicago, Milwaukee, und hatte dieses und jenes versucht: Tellerwaschen in einem Restaurant, Soda-

wasserverkauf in einem kleinen Laden in der Vorstadt, Verkauf von Schuhen und Kolonialwaren, und noch eine Menge anderer Dinge, er war entlassen worden und hatte selber gekündigt, weil es ihm nicht gefiel. Er hatte seiner Mutter einmal zehn Dollar, ein anderes Mal fünf geschickt, wenn er fand, daß er es konnte. Nach ungefähr eineinhalb Jahren überlegte er, daß die Verfolgung nachgelassen haben und sein eigener Anteil an dem Verbrechen vergessen sein mußte oder jedenfalls nicht wichtig genug schien, um ihm weiter nachzuspüren, und da er wieder einmal ein mäßiges Auskommen als Lenker eines Geschäftsautos in Chicago hatte, welcher Posten ihm fünfzehn Dollar in der Woche eintrug, beschloß er seiner Mutter zu schreiben. Jetzt konnte er ihr mitteilen, daß er eine anständige Stelle bekleidete und sich längere Zeit gut aufgeführt hatte, wenn auch nicht unter seinem eigenen Namen.

So hatte er damals, da er in einem allgemeinen Schlafsaal im Westen von Chicago, in der Paulinastreet, wohnte, seiner Mutter folgenden Brief geschrieben:

Liebe Mutter!

Bist Du noch in Kansas City? Kannst Du mir nicht schreiben und es mir sagen? Ich möchte so gerne wieder einmal von Dir hören und Dir auch antworten, wenn es Dir wirklich Freude macht. Wirklich, Mutter, denn ich bin schrecklich einsam hier. Bitte, sei vorsichtig und sage einstweilen noch niemandem, wo ich bin; es nützt nichts und könnte mir sehr schaden, gerade jetzt, da ich mich so sehr bemühe, wieder von vorne anzufangen. Ich für mein Teil habe damals wirklich nichts Unrechtes getan, bestimmt nicht, obwohl die Zeitungen es behauptet haben; ich habe nur mitgehalten. Aber ich hatte Angst, daß man mich für etwas bestrafen könnte, das ich nicht

getan habe, und konnte deshalb unmöglich wiederkommen. Ich war nicht schuldig, aber ich fürchtete, was Du und Vater dazu sagen würdet. Man hatte mich dazu verleitet, Mutter; ich habe ihm nicht gesagt, daß er schneller fahren oder das Auto überhaupt benützen soll, wie er angegeben hat. Er hat es von selber genommen und mich und die anderen eingeladen mitzufahren. Vielleicht kann man uns allen vorwerfen, daß wir das kleine Mädchen überfahren haben, aber keiner von uns hat es absichtlich getan. Und mir tat es nachher so schrecklich leid! Was habe ich Dir nicht für Sorgen gemacht! Und gerade damals, als Du mich am notwendigsten gebraucht hättest! Ach, Mutter, ich hoffe, Du kannst mir verzeihen! Bitte, kannst Du es?

Ich muß fortwährend daran denken, wie es Dir und Esta und Julia und Frank und Vater geht. Ich möchte gerne wissen, was Ihr macht, Du weißt, wie lieb ich Dich habe, Mutter! Ich bin jetzt viel vernünftiger geworden und sehe die Dinge anders an als früher. Ich habe erst jetzt eine anständige Stelle gefunden, keine so gute wie in Kansas City, aber eine ganz annehmbare, obwohl es eine ganz andere Art Beruf ist. Aber ich wünsche mir etwas Besseres, wenn ich auch nicht wieder in ein Hotel mag. Es ist nicht gut für einen jungen Menschen wie mich, — ich glaube, man will dann zu hoch hinaus. Du siehst, wieviel vernünftiger ich bin als damals. Dort, wo ich bin, hat man mich allgemein gern, aber ich will weiterkommen in der Welt. Ich verdiene auch nur knapp, was ich brauche: mein Zimmer, meine Verpflegung und meine Kleider, und bemühe mich außerdem, mir etwas zu ersparen, um irgendwo einzutreten, wo ich etwas lernen und weiterkommen kann. Man

muß heutzutage ein bestimmtes Fach haben, das sehe ich jetzt ein.

Bitte, schreibe mir, wie es Euch allen geht und was Ihr macht; ich möchte es so gerne wissen. Und viele Grüße an Frank und Julia und Vater und Esta, wenn sie noch alle bei Euch sind. Ich habe Dich immer gleich lieb und hoffe, daß Du mich auch noch ein bißchen lieb hast, nicht wahr, Mutter? Ich mag meinen richtigen Namen nicht schreiben (ich habe es nicht getan, seit ich aus Kansas City fort bin), und gebe Dir meinen jetzigen an, den ich aber bald wieder für meinen alten eintauschen will. Ich wünschte, ich könnte es schon heute tun, aber ich traue mich noch nicht. Schreibe mir, bitte, unter Harry Tenet, hauptpostlagernd Chicago. Ich hole mir den Brief in ein paar Tagen ab und tue es unter diesem Namen, um Dir und mir keine Schwierigkeiten zu machen, aber sobald ich sicher bin, daß über diese Sache Gras gewachsen ist, nehme ich gewiß wieder meinen alten Namen an.

Dein Dich liebender Sohn.

Er zog einen Strich anstatt des Namens, schrieb darunter: „Du weißt schon" und gab den Brief auf die Post.

Seine Mutter war die ganze Zeit über sehr besorgt um ihn gewesen, und so erhielt er bald darauf zu seiner Überraschung einen Brief mit dem Poststempel Denver, obwohl er vermutet hatte, noch aus Kansas City von ihr zu hören.

Mein lieber Sohn!

Ich war sehr überrascht und erfreut, Deinen lieben Brief zu erhalten und zu hören, daß Du lebst und gesund bist. Ich hatte so sehr gehofft und gebetet, daß Du wieder

auf den steilen und schmalen Pfad zurückfinden mögest, den einzigen, der Dich jemals zu Glück und Erfolg führen wird, — und daß Gott mir die Freude gewähren möge, zu hören, daß Du gesund bist und eine Stelle hast und es Dir wohl ergeht. Jetzt hat Er meine Gebete erhört. Ich wußte, daß er es tun würde, — geheiligt sei sein Name.

Ich will Dich nicht tadeln wegen der schrecklichen Dinge, die Du erlebt hast und durch die Du so viel Leiden und Schande über Dich und uns gebracht hast, denn ich weiß sehr wohl, wie der Teufel uns Sterbliche in Versuchung führt, besonders so ein Kind wie Dich. Ach, mein Sohn, wenn Du nur wüßtest, wie sehr Du Dich hüten mußt, um seinen Schlingen zu entgehen! Du hast noch einen langen Weg vor Dir: wirst Du immer stets wachsam sein und versuchen, den Lehren unseres Heilandes nachzufolgen, die sich Deine Mutter immer bemüht hat, den Herzen aller ihrer lieben Kinder einzupflanzen? Wirst Du innehalten und auf die Stimme unseres Herrn hören? Er ist immer bei uns und leitet unsere Schritte sicher auf dem felsigen Pfad, der zu einem schöneren Himmel führt, als wir uns je hier vorstellen können! Versprich mir, mein Kind, daß Du an Deiner Jugenderziehung festhalten und niemals vergessen wirst, daß ‚Recht Macht ist', und, mein Sohn, hüte Dich immer und überall vor geistigen Getränken, wer immer sie Dir auch anbiete. Hier regiert der Teufel in seiner ganzen Herrlichkeit und ist immer bereit, über den Schwachen zu triumphieren. Bedenke, was ich Dir so oft gesagt habe: ‚Geistige Getränke führen zur Raserei und der Wein ist ein Betrüger.' Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß diese Worte Dir im Ohr klingen, so oft Du in Versuchung gerätst; denn ich bin jetzt überzeugt, daß dies der wahre Grund jenes schrecklichen Unglücks gewesen ist.

Ich habe entsetzlich darunter gelitten, Clyde, gerade damals, als ich so Schweres mit Esta durchzumachen hatte. Ich habe sie fast verloren und sie mußte schrecklich viel leiden. Das arme Kind hat schwer für seine Sünden gebüßt. Wir mußten sehr große Schulden machen und es hat lange gedauert, bis wir sie abgearbeitet hatten, — aber endlich ist es doch gelungen und jetzt geht es uns doch nicht ganz so schlecht wie früher.

Wie Du siehst, sind wir in Denver. Wir haben hier ein eigenes Missionshaus und Wohngelegenheiten für uns alle. Außerdem haben wir ein paar Zimmer vermietet, die Esta, die jetzt Mrs. Nixon heißt, versorgt. Sie hat einen reizenden kleinen Jungen, der mich sehr an Deinen Vater erinnert und auch an Dich, als Du noch ein Baby warst. Vieles macht er genau so, wie Du es getan hast, so daß wir oft das Gefühl haben, als wärest Du wieder bei uns, wie damals. Das ist manchmal ein Trost.

Frank und Julia sind sehr gewachsen und sind mir schon eine rechte Stütze. Frank trägt Zeitungen aus und verdient eine Kleinigkeit, die er zum Haushalt beisteuert. Esta will, daß sie so lange als möglich in die Schule gehen.

Dein Vater ist nicht sehr wohl, er wird älter und so kann es eben nicht anders sein.

Ich bin so froh, Clyde, daß Du Dich bemühst, Dich auf jede Weise zu bessern. Erst gestern hat Dein Vater wieder gesagt, daß Dein Onkel Samuel Griffiths in Lycurgus so reich und angesehen ist, und ich dachte mir, wenn Du ihm schreiben und ihn bitten wolltest, Dich irgendwo unterzubringen. Vielleicht tut er es, so daß Du dort etwas lernen könntest. Eigentlich sehe ich nicht

ein, warum er es nicht tun sollte, denn schließlich bist Du doch sein Neffe. Du weißt, daß er eine große Kragenfabrik in Lycurgus hat und sehr reich sein soll. Schreibe ihm doch und versuche es; ich habe das Gefühl, daß er eine Stelle für Dich finden würde, und dann wüßtest Du doch, wofür Du arbeitest. Erzähle mir, ob Du es getan hast und was er geantwortet hat.

Ich möchte sehr oft von Dir hören, Clyde. Bitte, schreibe und erzähle uns alles über Dich und wie es Dir geht. Natürlich haben wir Dich genau so lieb wie früher und werden immer unser möglichstes tun, um Dich richtig zu leiten. Wir wünschen Dir mehr Erfolg, als Du ahnst, aber wir wollen auch, daß Du ein guter Mensch wirst und ein reines, rechtschaffenes Leben führst — denn, mein Sohn, was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Schreibe Deiner Mutter, Clyde, und vergiß nicht, daß ihre Liebe immer bei Dir ist, Dich leitet und Dich bittet, recht zu handeln im Namen des Herrn.

Deine Dich liebende Mutter.

So kam es, daß Clyde, schon lange, ehe er seinen Onkel Samuel getroffen, an ihn und sein großes Unternehmen gedacht hatte. Es war ihm auch eine sehr große Erleichterung gewesen, zu hören, daß sich seine Eltern nicht mehr in einer solchen Not befanden als zur Zeit, da er sie verlassen hatte, sondern in Ruhe in einem Hotel oder zum mindesten in einer Herberge hausten, die wahrscheinlich mit dieser neuen Mission in Verbindung stand.

Zwei Monate, nachdem er den ersten Brief von seiner Mutter erhalten und fast täglich überlegt hatte, daß er unbedingt etwas

unternehmen müsse, hatte er zufällig ein Paket Taschentücher und Krawatten im Union League Club am Jackson Boulevard abzugeben. Ein Besucher von Chicago hatte sie in dem Geschäft gekauft, in dem er angestellt war. Wer aber stand dort in der Uniform eines Klubangestellten? Wer sonst, als Ratterer, der die Pakete entgegenzunehmen und Fragen um Auskunft zu beantworten hatte. Und obwohl keiner der beiden im Augenblicke sich der Tatsache bewußt war, daß sie einander gegenüberstanden, rief Ratterer doch: „Clyde!" Dann packte er ihn am Arm und setzte hocherfreut, aber vorsichtig und sehr leise hinzu: „Nein, so was! Donnerwetter! Was gibt's Neues? Leg' es dorthin. Wo kommst du her?" Und Clyde antwortete ebenso aufgeregt: „Bei Gott, das ist der Tom! Was gibt's denn Neues bei dir? Bist du hier angestellt?"

Ratterer, der ebenso wie Clyde das peinliche Geheimnis zwischen ihnen im Augenblick vergessen hatte, fügte hinzu: „Jawohl. Und ob — schon fast seit einem Jahr." Und indem er Clyde plötzlich am Arme zog, als wollte er sagen: „Schweig", nahm er ihn beiseite, außer Hörweite des Burschen, mit dem er gesprochen, als Clyde eintrat, und fügte hinzu: „Sst. Ich bin unter meinem richtigen Namen hier, aber ich mag nicht, daß man weiß, daß ich aus Kansas City bin. Es heißt, daß ich aus Cleveland komme."

Er drückte Clydes Arm noch einmal herzlich und sah ihn von oben bis unten an, und dieser antwortete ebenso gerührt: „Gut. Ich bin nur froh, daß du die Stelle gefunden hast. Ich heiße Tenet, Harry Tenet, vergiß das nicht." Und beide strahlten sie vor Glück in Erinnerung an alte Zeiten.

Ratterer, dem Clydes Austrägeruniform auffiel, bemerkte: „Du fährst ein Geschäftsauto? Wie lustig — du auf einem Geschäftsauto! Nein, so was, das ist zum Totlachen. Warum tust du das?" Dann sah er an Clydes Gesichtsausdruck, daß

ihm die Bemerkung über seine gegenwärtige Stellung nicht besonders angenehm sein mochte, und als dieser sofort erwiderte: „Nun, mir ist es nicht sehr gut gegangen", fügte Ratterer hinzu: „Ich möchte dich gerne wiedersehen. Wo wohnst du?" Clyde teilte es ihm mit. „Gut. Ich gehe um sechs von hier fort. Kannst du nicht hierher kommen, wenn du mit deiner Arbeit fertig bist? Oder, ich sage dir etwas, wie wäre es, wenn wir uns bei Henrici in der Randolphstreet treffen würden? Ist es dir recht? Sagen wir um sieben. Ich bin um sechs frei und kann bis dahin dort sein, wenn es dir ausgeht."

Clyde, der selig und glücklich war, Ratterer wieder zu treffen, nickte freudig.

Er bestieg seinen Wagen und setzte seine Lieferungen fort, aber den ganzen Nachmittag mußte er an sein bevorstehendes Zusammentreffen mit Ratterer denken. Um halb sechs eilte er in seinen Schuppen, dann in seine Pension im Westen, wo er seine Straßenkleider anlegte, und dann zu Henrici. Er war noch nicht eine Minute dort gestanden, als Ratterer erschien, sehr fröhlich und herzlich und wenn möglich noch besser angezogen als früher.

„Ach, du altes Haus, das tut gut, dich wieder einmal zu sehen", begann Ratterer. „Weißt du, daß du der einzige von der ganzen Gesellschaft bist, den ich wiedersehe, seit ich aus Kansas City fort bin? Das freut mich sehr. Meine Schwester hat mir geschrieben, daß niemand weiß, was aus dir, Higby und Heggie geworden ist. Hast du gehört, daß dieser Sparser ein ganzes Jahr bekommen hat? Schlimm, was? Aber nicht so sehr, weil er das Kind überfahren hat, sondern weil er den Wagen genommen hat und keinen Führerschein besaß und nicht auf das Zeichen stehen geblieben ist. Deshalb ist er bestraft worden. Aber weißt du," — bezeich-

nenderweise senkte er hier die Stimme — „wir hätten ebensoviel bekommen, wenn sie uns erwischt hätten. Mein Gott, ich hatte Angst! Und die Flucht!" Wieder begann er zu lachen, diesmal aber ziemlich gezwungen. „Das war ein Galopp, was? Und dabei haben wir ihn und das Mädel im Auto gelassen. Schlimm, was? Aber was hätten wir tun sollen? Es war ja nicht unbedingt notwendig, daß wir alle dort endeten. Wie hieß sie nur? Laura Sipe. Du bist ausgerissen, bevor ich dich noch gesehen hatte, und deine kleine Briggs auch. Hast du sie nach Hause gebracht?"

Clyde schüttelte den Kopf.

„Wo bist du denn hingegangen?"

Clyde erzählte. Nachdem er einen ausführlichen Bericht seiner Erlebnisse gegeben hatte, sagte Ratterer: „Weißt du, daß die kleine Briggs gleich darauf mit einem dortigen Kerl nach New York durchgebrannt ist? Mit jemandem, der in einem Zigarrenladen angestellt war, — so wenigstens hat mir Luise erzählt, die sie noch knapp vorher in einem neuen Pelzmantel gesehen hat." Clyde fuhr schmerzlich zusammen. „Du warst schrecklich naiv, dich so mit ihr abzugeben, denn sie hat weder dich, noch sonst jemanden gerne gehabt. Aber du warst ganz verschossen in sie, nicht wahr?" Er grinste Clyde belustigt an und faßte ihn in alter neckender Weise unter dem Arm.

Von sich selbst entwarf er ein von Clydes Bericht wesentlich verschiedenes, nur mäßig bewegtes Bild, das weniger von Aufregungen und Sorgen, als von festem Mut und Glauben an sein Glück und seine Zukunft sprach. Schließlich war er hier „hängen geblieben", denn wie er sagte: „In Chi kann man immer zu etwas kommen."

Hier war er auch seither geblieben, natürlich sehr zurückgezogen, aber niemand hatte ihm je ein Wort gesagt.

Nun teilte er Clyde mit, daß augenblicklich zwar nichts

im Union League frei wäre, daß er aber mit Mr. Haley, dem Klubvorstand, sprechen wollte, und wenn Clyde Lust hatte und Mr. Haley etwas wüßte, würde er zu erfahren versuchen, ob irgendwo ein Türchen wäre, durch das Clyde hineinschlüpfen könnte.

„Aber gib die Sorgen auf, sie führen zu nichts!" sagte er zu Clyde gegen Schluß des Abends.

Nur zwei Tage nach diesem ermutigenden Gespräch, während Clyde noch überlegte, ob er kündigen, seinen wahren Namen wieder annehmen und alle Hotels um Arbeit ablaufen solle, bekam er folgenden Zettel, den einer der Boys vom Union League in seine Wohnung gebracht hatte: „Gehe morgen vor zwölf zu Mr. Lightall im Great-Northern, dort ist ein Posten frei. Er ist nicht besonders gut, aber du kannst dadurch später einen besseren bekommen."

Nachdem er seinem Vorgesetzten telephoniert, daß er krank sei und heute nicht zur Arbeit kommen könne, machte sich Clyde in seinen besten Kleidern auf den Weg in das Hotel. Auf Grund der Antworten, die er geben konnte, wurde er angenommen, und zwar zu seiner großen Erleichterung unter seinem wahren Namen. Er war sehr erfreut, daß sein Gehalt mit zwanzig Dollar im Monate einschließlich der Mahlzeiten festgesetzt wurde, hörte aber leider, daß die Trinkgelder nicht mehr als zehn Dollar wöchentlich betrugen. Aber wenn man die Mahlzeiten einrechnete, war es noch immer viel mehr, als er jetzt verdiente, und dabei war es eine viel leichtere Arbeit, selbst wenn er so wieder zu seinem früheren Beruf kam, in dem er noch immer erkannt und verhaftet zu werden fürchtete.

Es dauerte nicht sehr lange, nicht länger als drei Monate, bis sich eine Lücke im Personal des Union League ergab. Ratterer, der seit einiger Zeit Sekretär des Personalchefs des Klubs war und auf gutem Fuße mit ihm stand, vermochte

diesem zu sagen, daß er den richtigen Mann für diese Stelle wüßte: Clyde Griffiths, der gegenwärtig im Great-Northern angestellt war. Clyde wurde also verständigt und erhielt die Stelle, nachdem Ratterer ihn vorher sorgfältig vorbereitet hatte, wie er sich gegen seinen neuen Vorgesetzten benehmen sollte.

Hier konnte er wieder einmal — und zwar in einer gesellschaftlich und finanziell viel höherstehenden Weise als im Great-Northern und selbst im Green-Davidson — jenes Leben beobachten, das leider alle seine Ansichten über Rang und Würde am stärksten beeinflußte. Denn in diesem Klub verkehrten Tag für Tag eine Reihe anscheinend geistig und gesellschaftlich Auserwählter, wie er sie bis dahin noch nicht gekannt hatte: die schöpferischen Ichmenschen nicht nur aller Staaten seines Vaterlandes, sondern aller Länder und Kontinente — amerikanische Politiker aus dem Norden, Süden, Osten und Westen, die großen Köpfe und anerkannten Führer auf ihren jeweiligen Gebieten, Chirurgen, Gelehrte, berühmte Ärzte, hohe Offiziere, literarisch und gesellschaftlich bedeutende Erscheinungen, nicht nur aus ganz Amerika, sondern aus der ganzen Welt.

Was ihm großen Eindruck machte und seine Neugier und Ehrfurcht erregte, war, daß es hier nicht die leiseste Spur jener Sinnlichkeit gab, die den meisten Situationen des Lebens eigen gewesen war, das er im Green-Davidson und kürzlich im Great-Northern beobachtet hatte. Soweit er sich erinnern konnte, war sie tatsächlich fast allem, was er bis dahin kennengelernt hatte, zugrunde gelegen. Hier aber gab es das nicht. Keine Frau hatte Zutritt in den Klub. Jene bedeutenden Männer kamen und gingen meist allein, mit der den großen Erfolgreichen eigenen Würde und Zurückhaltung. Oft aßen sie allein, sprachen gedämpft zu zweit oder in Gruppen, lasen ihre Zeitungen und Bücher, fuhren in raschen Autos da- und

dorthin, meist aber schienen sie jene Leidenschaft nicht zu kennen oder von ihr sich nicht beeinflussen zu lassen, die für seinen unreifen Verstand und in jenen niedrigen Welten, wo er bis jetzt gelebt, so viel zu treiben und zu zerstören schien.

Anscheinend konnte man in dieser höheren Welt einen Platz nur dann erringen und behaupten, wenn man nicht auf die Stimme des Blutes hörte, die zweifellos eine niedrige Leidenschaft war. Daher mußte man in Gegenwart und im Bannkreis jener Menschen so tun und handeln, als ob man weit entfernt von solchen Gedanken sei, obwohl sie einen zeitweilig beschäftigten.

Nach einiger Zeit hatte er unter dem Einfluß des Ortes und verschiedener Leute, die dort verkehrten, eine sehr wohlerzogene und zurückhaltende Art angenommen. Solange er sich im Bereich des Klubs befand, war er anders als sonst — ruhiger, nüchterner, weniger phantastisch und überzeugt, daß es ihm, wenn auch nicht gut, so doch wesentlich besser gehen würde, wenn er niemand anderem nachahmen wollte, als nur jenen abgeklärten Menschen von Welt. Und wer weiß, wenn er sehr konsequent arbeitete, nur mit den richtigen Leuten verkehrte und sich mit äußerster Sorgfalt hier benahm, — vielleicht würde dann einer der bedeutenden Männer, die er hier kommen und gehen sah, Gefallen an ihm finden, ihm eine Stellung in irgendeinem großen Unternehmen anbieten und ihn in eine Welt emporheben, die er noch nie gekannt hatte.

Denn um es klar heraus zu sagen: Clydes Verstand war nicht einer von denen, die zum Wachsen bestimmt sind. Es fehlte ihm jene Klarheit und innere Erkenntnis, die so viele befähigt, unter den gegebenen Tatsachen und Geschehnissen ihres Lebens das eine herauszufinden, das ihnen zu ihrem Aufstieg verhelfen kann.

Viertes Kapitel

Seiner Meinung nach war es der Mangel an Erziehung, der schuld daran trug, daß es ihm bis jetzt so schlecht ergangen war. In seiner frühen Jugend hatte er sich durch die vielen Übersiedlungen von einer Stadt in die andere niemals ein solches Maß praktischer Ausbildung auf einem Gebiete anzueignen vermocht, um nach jener großen Welt streben zu können, der diese Menschen angehörten. Und doch sehnte er sich darnach — nach den Menschen, die schöne Häuser bewohnten, in großen Hotels abstiegen und sich von Leuten wie Mr. Squires oder dem Vorstand der hiesigen Boys bedienen und sie für ihr Behagen sorgen ließen. Er war noch immer ein Hotelboy, und fast schon einundzwanzig. Manchmal stimmte ihn das sehr traurig und er wünschte sehnlichst, daß es ihm gelingen möchte, in ein Unternehmen einzutreten, in dem er aufsteigen und etwas werden könnte und nicht immer ein Hotelboy bleiben mußte, wie er manchmal fürchtete.

Als er eben zu diesem Schluß gekommen war und über einen Weg nachdachte, um seine Zukunftsmöglichkeiten zu verbessern und zu sichern, kam sein Onkel Samuel Griffiths nach Chicago, und da er Verbindungen besaß, die die Abgabe seiner Karte in diesem Klub zu einem Akt notwendiger Höflichkeit machten, stieg er lieber gleich hier ab, um ein paar Tage lang mit Leuten zu konferieren, die zu ihm kamen, und verschiedene Menschen und Firmen zu besuchen, die zu sehen er für wichtig hielt.

Es war noch keine Stunde seit seiner Ankunft vergangen, als Ratterer, zu dessen Obliegenheiten das Ausfüllen der

Hoteltafel gehörte, Clyde ein Zeichen machte. Dieser eilte sofort herbei.

„Hast du mir nicht einmal erzählt, daß du einen Onkel oder jemanden namens Griffiths in der Kragenindustrie in der Nähe von New York hast?"

„Gewiß," erwiderte Clyde, „Samuel Griffiths, den Eigentümer einer großen Kragenfabrik in Lycurgus. Du kannst seine Annonce in allen Zeitungen und seine Lichtreklame drüben in der Michigan Avenue sehen."

„Würdest du ihn erkennen?"

„Nein, ich habe ihn nie in meinem Leben gesehen", entgegnete Clyde.

„Ich möchte wetten, daß er es ist", sagte Ratterer, indem er den ihm eingehändigten kleinen Zettel studierte. „Schau her. Samuel Griffiths, Lycurgus, New York. Das muß doch derselbe Mensch sein!"

„Ganz bestimmt", setzte Clyde sehr neugierig und sogar aufgeregt hinzu, denn dies war derselbe Onkel, an den er seit so langer Zeit gedacht hatte.

„Er ist vor ein paar Minuten hier vorbeigekommen", fuhr Ratterer fort. „Devoy hat sein Gepäck auf K getragen. Sehr fein sieht er aus! Mach die Augen auf und schau ihn dir an, wenn er wieder herunterkommt. Vielleicht ist es dein Onkel. Er ist nicht sehr groß und ziemlich mager, hat einen kleinen grauen Schnurrbart, einen perlgrauen Hut und sieht sehr nett aus. Ich werde ihn dir zeigen. Wenn es dein Onkel ist, dann sprich ihn doch an. Vielleicht tut er etwas für dich und schenkt dir ein paar Kragen", fügte er lachend hinzu.

Clyde lachte mit, als wäre es ein sehr guter Witz, aber im Grunde war er recht aufgeregt. Sein Onkel Samuel in diesem Klub! Nun, dann war dies die Gelegenheit, sich ihm vorzustellen!

Noch bevor er hier eingetreten war, hatte er ihm schreiben wollen, und jetzt war er hier und er konnte mit ihm sprechen, wenn er Lust hatte.

Aber halt! Was würde sein Onkel von ihm denken, falls er sich vorstellte? Denn er war noch immer nichts als ein Hotelboy und wie würde sich dieser Onkel gegen einen Burschen stellen, der Hotelboy war, noch dazu in Clydes Alter? Ein Mann seines Vermögens und seiner Stellung konnte diesen Beruf als erniedrigend betrachten, besonders wenn der Boy ein Verwandter von ihm war. Vielleicht würde er gar nichts mit ihm zu tun haben und überhaupt nicht mit ihm sprechen wollen! In diesem Zustand verharrte er vierundzwanzig Stunden.

Am folgenden Nachmittag aber, als er seinen Onkel mindestens ein Dutzend Male gesehen und den allergünstigsten Eindruck von ihm empfangen hatte — denn sein Onkel schien lebhaft, beweglich, entschieden und gänzlich verschieden von seinem Vater —, begann er sich zu wundern und zu fürchten, daß er diese hervorragende Gelegenheit ungenützt verstreichen lassen werde. Eigentlich kam ihm sein Onkel gar nicht unfreundlich, sondern im Gegenteil sehr liebenswürdig vor. Aber als er auf Ratterers Rat in dessen Zimmer gegangen war, um einen Brief zu holen, der durch einen besonderen Boten bestellt werden sollte, hatte ihn dieser bedeutende Mann kaum angesehen und ihm nur den Brief und einen halben Dollar eingehändigt. „Achten Sie darauf, daß der Brief sofort bestellt wird, und behalten Sie das Geld", hatte er gesagt.

Clydes Aufregung war in diesem Augenblick so groß gewesen, daß er der Meinung war, sein Onkel müsse erraten, daß er sein Neffe sei, aber das hatte er sichtlich nicht getan. Etwas niedergeschlagen entfernte er sich wieder.

Nach einiger Zeit wurden ungefähr ein halbes Dutzend

Briefe für seinen Onkel ins Schlüsselfach gesteckt und Ratterer machte ihn darauf aufmerksam. „Wenn du wieder hineinschneien willst, so hast du jetzt Gelegenheit dazu. Trag die Briefe hinauf, ich glaube, er ist in seinem Zimmer." Nach einigem Zögern nahm Clyde die Briefe und begab sich nochmals in das Appartement seines Onkels. Dieser schrieb und rief nur: „Herein", worauf Clyde eintrat und mit rätselhaftem Lächeln sagte: „Post für Sie, Mr. Griffiths."

„Ich danke Ihnen, mein Sohn", erwiderte dieser und suchte in seiner Westentasche nach Kleingeld, aber Clyde nahm die Gelegenheit wahr und rief: „O nein, ich will kein Geld." Und bevor sein Onkel noch etwas sagen konnte, fügte er hinzu, obwohl ihm dieser einige Silbermünzen entgegenstreckte: „Ich glaube, ich bin mit Ihnen verwandt, Mr. Griffiths. Sie sind doch Mr. Samuel Griffiths von der Griffithsschen Kragen- und Hemdenfabrik in Lycurgus, nicht wahr?"

„Ja, ich habe damit etwas zu tun. Wer sind Sie?", erwiderte sein Onkel und sah ihn scharf an.

„Ich heiße Clyde Griffiths und ich glaube, mein Vater Asa Griffiths muß Ihr Bruder sein."

Die Erwähnung Asas, der nach der Meinung aller Familienmitglieder entschieden kein Glück gehabt hatte, ließ Samuel Griffiths' Gesicht um eine Spur ernster erscheinen. Sie rief ihm lästigerweise die untersetzte und sehr ungepflegte Erscheinung seines jüngeren Bruders vor Augen, den er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte. Er erinnerte sich seiner als eines jungen Mannes in Clydes Alter, im väterlichen Hause in der Nähe von Bertwick im Staate Vermont. Aber welcher Unterschied zwischen den beiden! Clydes Vater war damals klein, dick und sowohl äußerlich wie innerlich von schlechter Konstitution, sozusagen ölig und etwas breiig gewesen. Sein Kinn war nicht fest, seine Augen wässerigblau, sein Haar kraus.

Sein Sohn aber war nett, lebhaft, hübsch, anscheinend wohlerzogen und klug, wie es die meisten Hotelboys nach seiner Beobachtung waren. Er gefiel ihm.

Samuel Griffiths, der wegen der Voreingenommenheit Josef Griffiths' gegen seinen jüngsten Sohn zusammen mit seinem älteren Bruder Allan den Großteil des mäßigen väterlichen Vermögens geerbt hatte, hatte immer das Gefühl eines an Asa begangenen Unrechtes gehabt. Da Asa sich als nicht sehr tüchtig und gescheit erwies, hatte sein Vater zuerst ihn anzuspornen versucht, um ihn dann zu ignorieren und schließlich in Clydes Alter hinauszuwerfen, worauf er den größten Teil seines Vermögens — ungefähr dreißigtausend Dollar — den beiden älteren Brüdern zu gleichen Teilen hinterlassen und Asa nur elende tausend Dollar vermacht hatte.

In Erinnerung an diesen jüngeren Bruder blickte Samuel Griffiths jetzt ziemlich neugierig auf Clyde, denn soviel er sehen konnte, glich dieser keineswegs dem jüngeren Bruder, der vor soundso viel Jahren aus seines Vaters Haus vertrieben worden war.

Eher erinnerte er an seinen eigenen Sohn Gilbert, dem er auch ähnlich sah, wie er jetzt bemerkte. Und entgegen Clydes Befürchtungen machte es ihm sichtlich Eindruck, daß er irgendeinen Posten in diesem wichtigen Klub innehatte. Samuel Griffiths, der mehr oder weniger auf seine begrenzte Tätigkeit in Lycurgus beschränkt war, erschienen Wesen und Niveau dieses Klubs sehr achtunggebietend, und jene jungen Leute, die die Gäste in einem solchen Unternehmen bedienten, besaßen meist ein gutes und unaufdringliches Benehmen. Als er deshalb Clyde in seiner netten grauschwarzen Uniform mit dem Anstand eines Menschen von ausgezeichneten Manieren vor sich stehen sah, empfing er einen sehr günstigen Eindruck von ihm.

„Nicht möglich!“ rief er überrascht aus. „Sie sind Asas Sohn? Nein, so was. Das ist eine Überraschung! Sie müssen wissen, daß ich von Ihrem Vater — sagen wir, seit mindestens fünf- oder sechsundzwanzig Jahren nichts gehört habe. Damals war er in Grand Rapids in Michigan oder hier, glaube ich. Vermutlich ist er das aber nicht mehr.“

„O nein“, erwiderte Clyde, froh, dies sagen zu können. „Meine Familie lebt in Denver. Ich bin ganz allein hier.“

„Aber Ihre Eltern leben noch?“

„Ja, Mr. Griffiths, beide sind am Leben.“

„Betätigt sich Ihr Vater noch auf religiösem Gebiet?“

„Ja“, erwiderte Clyde etwas unsicher, denn er war überzeugt, daß jene Form eines religiösen Berufes, in der sich sein Vater versuchte, die niedrigste und sozial unbedeutendste war. „Aber die Kirche, der er jetzt vorsteht, besitzt auch eine Herberge“, fuhr er fort. „Ich glaube, es sind ungefähr vierzig Zimmer. Er und meine Mutter leiten die Herberge und die Mission.“

„So.“

Es war Clyde so sehr darum zu tun, einen besseren Eindruck auf seinen Onkel zu machen, als die Lage versprach, daß er bereit war, etwas zu übertreiben.

„Nun, ich freue mich, daß es Ihnen so gut geht,“ fuhr Samuel Griffiths fort, dem Clydes nette frische Erscheinung sehr gefiel. „Macht Ihnen Ihr Beruf Freude?“

„Nicht sehr. Nein, Mr. Griffiths, eigentlich gar nicht“, entgegnete Clyde rasch, da ihm die möglichen Folgen dieser Frage sofort vor Augen traten. „Man wird recht gut bezahlt, aber mich freut die Art nicht, auf die man hier sein Geld verdienen muß. Es ist nicht das, was ich mir unter einem Gehalt vorstelle. Ich bin zu diesem Beruf gekommen, weil ich nie Gelegenheit hatte, etwas Richtiges zu lernen oder bei einem

Unternehmen einzutreten, wo ich wirkliche Aussichten für mein Fortkommen gehabt hätte. Einmal wollte meine Mutter, daß ich Ihnen schreibe und Sie frage, ob ich es in Ihrer Fabrik zu etwas bringen könnte, aber ich hatte solche Angst, Sie könnten es mir übelnehmen, daß ich es nie getan habe."

Lächelnd und mit einem fragenden Blick hielt er inne.

Sein Onkel sah ihn einen Augenblick ernsthaft an, denn sein Aussehen und sein ganzes Auftreten hatten ihm gefallen. Dann erwiderte er: „Das interessiert mich sehr. Sie hätten doch schreiben sollen, wenn Sie —" Er hielt ein, vorsichtig wie er immer war. Clyde bemerkte, daß er zögerte, ihn zu ermutigen.

„Es gibt wahrscheinlich nichts in Ihrer Fabrik, das Sie mir anvertrauen könnten?" wagte er nach einer kurzen Pause.

Samuel Griffiths sah ihn nachdenklich an. Diese gerade Bitte gefiel und mißfiel ihm zugleich. Aber Clyde schien wenigstens ein brauchbarer Bursche zu sein. Er sah klug und ehrgeizig aus, ebenso wie sein eigener Sohn, und wenn er sich erst eine gründliche Kenntnis der verschiedenen Erzeugungsvorgänge in seiner Fabrik angeeignet hatte, konnte er einen sehr guten Abteilungsleiter oder Assistenten seines Sohnes abgeben. Jedenfalls konnte man es mit ihm versuchen — das würde auf keinen Fall schaden. Und seinem jüngeren Bruder schuldeten er und sein Bruder Allan doch irgendeine Form der Entschädigung, wenn auch nicht gerade der Rückerstattung.

„Nun," sagte er nach kurzer Pause, „das muß ich mir erst überlegen. Ich kann jetzt nicht sofort ja oder nein sagen. Jedenfalls wären wir nicht imstande, Ihnen ein Anfangsgehalt zu geben, das Ihrem hiesigen entsprechen würde."

„Ach, das macht nichts", rief Clyde, den die Vorstellung, bei seinem Onkel angestellt zu werden, mehr lockte als alles andere. „Selbstverständlich kann ich nichts beanspruchen, bis ich es nicht wirklich verdiene."

„Es wäre ja auch immerhin denkbar, daß Ihnen die Kragenerzeugung nicht gefällt, wenn Sie sie kennengelernt haben oder daß Sie uns nicht passen. Denn es eignet sich lange nicht jeder dazu."

„Dann brauchen Sie mich ja nur zu entlassen", versicherte Clyde. „Aber seit ich von Ihnen und Ihrer großen Fabrik gehört habe, hatte ich immer das Gefühl, daß ich mich dazu eignen würde."

Diese Bemerkung gefiel Samuel Griffiths ganz besonders, denn sichtlich waren er und seine Erfolge das Ideal dieses jungen Mannes gewesen.

„Nun gut", sagte er. „Leider habe ich jetzt keine Zeit, aber ich bleibe noch ein oder zwei Tage hier und werde es mir überlegen. Vielleicht kann ich etwas für Sie tun, ich weiß es noch nicht."

Rasch wandte er sich seinen Briefen zu.

Clyde fühlte, daß er den günstigsten Eindruck gemacht hatte, der unter diesen Umständen möglich war, und der vielleicht zu etwas führen konnte. Er dankte überschwenglich und entfernte sich hastig.

Nach einiger Überlegung war Samuel Griffiths zu dem Ergebnis gekommen, daß Clyde sich wegen seiner Flinkheit und Aufgeweckтheit vermutlich ebenso bewähren würde wie jeder andere, und nachdem er auch die häuslichen Umstände in Betracht gezogen hatte, teilte er ihm am nächsten Tage mit, er würde sich freuen, ihn zu verständigen, falls sich eine kleine freie Stelle in seiner Fabrik ergeben sollte. Aber er wollte nicht einmal so weit gehen, ihm zu versprechen, daß dies sofort der Fall sein würde. Clyde sollte nur warten.

So blieb es Clyde überlassen, zu überlegen, ob und wann in seines Onkels Fabrik sich eine Stelle für ihn finden würde.

Unterdessen war Samuel Griffiths nach Lycurgus zurück-

gekehrt. In einer Unterredung mit seinem Sohne besprach er, daß Clyde zum mindesten zu den ersten Anfängen der Erzeugung zugelassen werden könnte. Er sollte im Souterrain der Griffithsschen Fabrik angestellt werden, wo alle zur Herstellung der Kragen nötigen Gewebe eingingen und wo jene Anfänger untergebracht wurden, die diesen Beruf wirklich genau kennenlernen wollten. Es war seine Absicht, Clyde das Geschäft von Anfang an bis zur letzten Vollendung erlernen zu lassen, und da er auf eine Weise leben mußte, die mit der Stellung der Familie Griffiths in Lycurgus nicht ganz unvereinbar war, wurde beschlossen, ihm als Anfangsgehalt den ansehnlichen Betrag von fünfzehn Dollar auszusetzen.

Sowohl Samuel Griffiths wie sein Sohn Gilbert waren sich darüber im klaren, daß dies zwar nicht für einen gewöhnlichen Lehrling, wohl aber für Clyde als Verwandten eine schlechte Bezahlung war, doch neigten sie beide in bezug auf ihre Angestellten viel mehr zur praktischen als zur mildtätigen Auffassung, daß es für den Anfänger in dieser Fabrik um so besser war, je näher er der genauen Grenze von Notwendigkeit und Zwang stand. Jeder von ihnen haßte die sozialistische Theorie über die kapitalistische Ausbeutung. Nach ihrer beider Meinung mußte es eine soziale Stufenleiter geben, deren einzelne Stufen die niederen Klassen ersteigen konnten. Es mußte Kasten geben. Wer jemanden auffällig zu begünstigen versuchte — und wenn es auch ein Verwandter war —, störte und zerstörte leichtfertig die notwendigen und unvermeidlichen sozialen Grundlagen. Wenn man mit den niedrigeren Klassen und Intelligenzen in kommerzieller und finanzieller Beziehung zu tun hatte, mußte man sie nach den Prinzipien behandeln, an die sie gewöhnt waren, und die besten jener Prinzipien waren die, welche den niedrigeren Wesen vor Augen hielten, wie schwer es war, zu Geld zu kommen, und wie dringend

erforderlich der Drill für alle jene war, die an der einzig wichtigen, wirklich aufbauenden Arbeit der Welt, der materiellen Produktion, beteiligt waren. Und zwar mußte der genaue und systematische Drill bei allen einzelnen Vorgängen eben dieser produktiven Arbeit einsetzen und deshalb mußten sie auch an ein schweres und entbehrungsreiches Leben gewöhnt werden, denn es war gut für ihren Charakter. Es bereicherte und stärkte die Gemüter jener, die zum Aufstieg bestimmt waren, und die es nicht waren, sollten nur dort bleiben, wo sie sich befanden.

Als endgültig festgesetzt war, wie Clyde verwendet werden sollte, ging eine Woche später ein persönlicher Brief Samuel Griffiths' nach Chicago an ihn ab, in dem dieser ihm mitteilte, daß er sich, falls er Lust hätte, jederzeit innerhalb der nächsten Wochen vorstellen könne. Er müßte dies nur mindestens zehn Tage vorher brieflich mitteilen, damit alle nötigen Vorbereitungen getroffen werden könnten. Bei seiner Ankunft sollte er Mr. Gilbert Griffiths im Bureau der Fabrik aufsuchen, der sich um ihn kümmern würde.

Als er diesen Brief erhalten, geriet Clyde in große Aufregung und schrieb sofort an seine Mutter, daß er eine Anstellung bei seinem Onkel bekommen habe und nach Lycurgus abreise; dort hoffe er es wirklich zu etwas zu bringen. Worauf sie ihm einen langen Brief schickte und ihn bat, nur ja recht auf sein Betragen und auf seine Gesellschaft zu achten.

Nachdem er seinen Onkel wunschgemäß verständigt hatte, reiste Clyde nach Lycurgus. Es war keine genaue Stunde angegeben, zu der er sich melden sollte, weshalb er es auch nicht sofort nach seiner Ankunft tat, sondern das einzige bedeutende Hotel der Stadt, das Lycurgus-House, aufsuchte. Er hatte eine Menge Zeit vor sich, und da er sehr neugierig war, wie die Stadt aussah und welche Stellung sein Onkel daselbst innehatte, ging er aus, um alles zu besichtigen; wenn er sich

einmal gemeldet und zu arbeiten begonnen hatte, würde er vielleicht nicht so bald wieder Zeit dazu finden. So schlenderte er nun dem Mittelpunkt von Lycurgus, der Central Avenue, zu, die mit den angrenzenden Geschäftsstraßen das Hauptverkehrszentrum von Lycurgus und überhaupt alles, was es dort an Leben und Fröhlichkeit gab, zu bilden schien.

Fünftes Kapitel

Als er hier angelangt war und umherwanderte, erschien ihm das Stadtbild wesentlich anders als jenes, das er eben verlassen hatte. So viel er sehen konnte, war hier alles viel kleiner. Der Bahnhof, auf dem er vor einer halben Stunde ausgestiegen war, war klein und öde und sichtlich unberührt von jeglichem großen Verkehr. Und das Fabrikviertel, das gegenüber der kleinen Stadt am anderen Ufer des Mohawk lag, war nicht viel mehr als ein Haufen grauer und roter Häuser mit einigen dazwischen aufragenden Schornsteinen und durch zwei Brücken, die ungefähr ein halbes Dutzend Häuser auseinanderlagen, mit der Stadt verbunden. Eine der beiden, eine breite Verkehrsbrücke, lag direkt am Bahnhof; eine Tramwaylinie, die den Windungen der Central Avenue folgte, führte darüberhin und hie und da war sie mit kleinen Läden und Häuschen bestanden.

In der Central Avenue aber herrschte reges Leben von Fußgängern und Automobilen. Schräg gegenüber dem Hotel, in dem man hinter einer Reihe Spiegelscheiben eine Menge Stühle zwischen Säulen und Palmen bemerkte, lag das große Warenhaus von Stark & Co., ein großes, vier Stock hohes, helles Ziegelgebäude von mindestens hundert Fuß Länge, dessen Schaufenster bunt und einladend und voll der schönsten Modelle waren, die man sehen konnte. Es gab auch noch andere große Geschäftshäuser, ein zweites Hotel, verschiedene Autoverkaufshallen und ein Kino.

Er ging weiter, bis er sich plötzlich wieder außerhalb der Geschäftsgegend und inmitten eines großangelegten, baum-

bestandenen Wohnviertels befand, in dem jedes Haus mehr verbaute Fläche und Gartenanlagen, Komfort, Ruhe und Würde besaß als alles, was er bis jetzt gesehen hatte. Kurz, er sah nach dieser flüchtigen Betrachtung, daß es eine ganz besonders reiche, ja luxuriöse, wenn auch nur kurze Straße war. So viele imposante schmiedeeiserne Gitter, blumenbestandene Wege, Gruppen von Bäumen und Büschen, schöne kostbare Autos, die entweder unter einer Einfahrt standen oder die breite Straße entlang sausten! Und in einigen der Läden, nahe bei der Central Avenue und dem Verkehrsmittelpunkt, dort, wo dieses schöne Viertel begann, konnte man Auslagen voll kostbarer und eleganter Dinge sehen, an denen vermögende und luxustreibende Leute Gefallen fanden: Autos, Schmuck, Wäsche, Lederwaren und Möbel.

Wo aber mochte sein Onkel mit seiner Familie leben? In welcher Straße, welchem Hause? War es noch größer und schöner als alles, was er bis jetzt gesehen hatte?

Es fiel ihm ein, daß er sofort umkehren und sich melden müsse. Was würde sein Onkel sagen und tun, wobei würde er ihn unterbringen? Wie würde sein Vetter Gilbert aussehen und wie würde er sich zu ihm stellen? In seinem Briefe hatte sein Onkel kürzlich seinen Sohn Gilbert erwähnt. Clyde ging durch die Central Avenue zum Bahnhof zurück und stand plötzlich vor den hohen Mauern des riesengroßen Unternehmens, das er suchte. Es war ein sechs Stock hoher, roter Ziegelbau von mindestens tausend Fuß Länge. Er bestand fast nur aus Fenstern, wenigstens der kürzlich angebaute, ausschließlich der Kragenerzeugung gewidmete Teil. Wie Clyde später erfuhr, war ein älterer Trakt mit dem neuen Gebäude durch mehrere Brücken verbunden. Die Südfront der beiden Bauwerke, die knapp am Wasser standen, lief parallel zum Mohawk. Von der Riverstreet aus sah er ver-

schiedene, je hundert Fuß voneinander entfernte Eingänge, deren jeder von einem Mann in Uniform bewacht wurde. Die Eingänge eins, zwei und drei waren „Nur für Angestellte" bestimmt, über Nummer vier stand „Bureaux" und der fünfte und sechste Eingang schienen für Warenempfang und Versand bestimmt.

Clyde machte sich auf den Weg zu den Bureaux. Da niemand ihn aufhielt, passierte er zwei Drehtüren und stand dann vor einer Telephonistin, die an einem kleinen Schalttisch hinter einem Gitter saß. In diesem Gitter befand sich eine kleine Tür, die den scheinbar einzigen Eingang in das Hauptbureau bildete und die das Mädchen bewachte. Sie war klein, dick, häßlich und etwa fünfunddreißig Jahre alt.

„Was wünschen Sie?" fragte sie Clyde.

„Ich möchte mit Mr. Gilbert Griffiths sprechen", begann Clyde etwas unsicher.

„In welcher Angelegenheit?"

„Ich bin sein Vetter, Clyde Griffiths ist mein Name. Hier ist ein Brief von meinem Onkel, Mr. Samuel Griffiths. Ich vermute, daß er mich empfangen wird."

Als er ihr den Brief zeigte, fiel ihm die Veränderung in ihrem sehr strengen und kühlen Gesicht auf, das zwar nicht viel freundlicher, aber respektvoller wurde. Sichtlich machte ihr nicht nur seine Mitteilung, sondern auch sein Äußeres Eindruck und sie begann ihn neugierig und von der Seite zu betrachten.

„Ich werde nachsehen, ob er hier ist", antwortete sie bedeutend höflicher, indem sie mit einem Stöpsel hantierte, der die Verbindung mit Mr. Gilbert Griffiths' Privatbureau herzustellen schien. Sie erhielt die Antwort, daß Mr. Gilbert Griffiths beschäftigt sei und im Augenblick niemanden empfangen könne, und erwiderte: „Es ist Mr. Gilberts Vetter,

Mr. Clyde Griffiths. Er hat einen Brief von Mr. Samuel Griffiths." Dann sagte sie zu Clyde: „Wollen Sie nicht Platz nehmen? Mr. Gilbert Griffiths wird Sie sofort empfangen. Er ist augenblicklich beschäftigt.

Und Clyde, dem die ungewöhnliche Höflichkeit auffiel — eine Höflichkeit, wie sie ihm niemals in seinem Leben zuteil geworden —, wurde seltsam davon bewegt, ein richtiger Vetter dieser reichen und mächtigen Familie zu sein! Diese riesige Fabrik! So lang und breit und hoch! Soviel er gesehen hatte, waren es sechs Stockwerke. Und als er früher auf dem anderen Flußufer gestanden war, hatte er durch mehrere offene Fenster hindurch ganze Säle voll Frauen und Mädchen bei der Arbeit gesehen. Wider Willen war er davon gepackt worden. Denn diese hohen roten Mauern sprachen von Energie und sehr greifbarem Erfolg, einem Erfolg, der, wie ihm schien, fast ohne Makel war.

Er betrachtete die grauen Gipswände dieses äußeren Wartezimmers und die Inschrift an der inneren Tür: „Griffiths' Kragen- und Hemdenfabrik. Präsident Samuel Griffiths, Sekretär Gilbert Griffiths" — und war sehr begierig, wie es innen aussah und ob Gilbert Griffiths kalt oder herzlich, freundlich oder abweisend sein würde.

Während er dasaß und wartete, wandte sich das Mädchen plötzlich um und sagte: „Bitte, treten Sie ein. Mr. Gilbert Griffiths' Bureau liegt ganz hinten, gegen den Fluß hinaus. Jeder drin kann es Ihnen zeigen."

Sie tat, als ob sie aufstehen wollte, um ihm die Tür zu öffnen, aber Clyde, der die Absicht merkte, kam ihr zuvor. „Gut, danke vielmals", sagte er sehr freundlich. Als er die glasbelegte Tür geöffnet hatte, überblickte er einen Raum, in dem wohl mehr als hundert Angestellte, hauptsächlich junge Mädchen und Burschen, saßen, die alle scheinbar ganz in ihre

Arbeit vertieft waren. Die meisten trugen grüne Schirme über den Augen, viele Burschen hatten kurze Alpakamäntel oder Schreibärmel an und beinahe alle Mädchen trugen reine und hübsche Kattunkleider oder Ärmelschürzen. Um diesen mittleren Raum, der keine Zwischenteilungen hatte und von runden, weißen Säulen getragen wurde, lagen Bureaux, die mit den Namen verschiedener kleinerer Funktionäre und Beamten des Unternehmens bezeichnet waren: Mr. Smillie, Mr. Latch, Mr. Gotboy, Mr. Burkey.

Da die Telephonistin gesagt hatte, daß Mr. Gilbert Griffiths sich ganz hinten befände, ging Clyde ohne weiteres Zögern den durch ein Gitter abgegrenzten Mittelraum entlang, bis er an einer halboffenen Türe las: Sekretär Mr. Gilbert Griffiths. Er blieb stehen und überlegte, ob er hineingehen solle oder nicht; dann klopfte er an. Sofort antwortete eine scharfe, durchdringende Stimme: „Herein." Er trat ein und sah sich einem jungen Manne gegenüber, der vielleicht etwas kleiner, aber jedenfalls viel kühler und scharfsinniger aussah als er selbst, außerdem aber herrisch, tüchtig und ans Befehlen gewohnt schien, — kurz das, was Clyde selbst gerne gewesen wäre. Er bemerkte, daß der andere einen hellgrauen Anzug von sehr auffallendem Schnitt trug, denn wieder einmal wurde es Frühling. Sein Haar, etwas heller als das Clydes, war sehr glänzend und ganz glatt aus der Stirne gebürstet und seine Augen, deren Blick Clyde im Augenblick des Eintretens durchbohrt hatten, waren hell und von grünlichgrauem Blau. Er hatte eine Hornbrille auf, die er jedoch nur an seinem Schreibtisch trug, und seine Augen liefen rasch und aufmerksam über Clydes Erscheinung hin, von den Schuhen bis zu dem braunen Filzhut, den er in der Hand trug.

„Sie sind mein Vetter, so viel ich höre", bemerkte er ziemlich kühl, während Clyde nähertrat und stehen blieb, und ein

dünnes, bestimmt nicht sehr wohlwollendes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Das bin ich", erwiderte Clyde, durch diesen ruhigen und ziemlich frostigen Empfang aus der Fassung gebracht. Er wußte sofort, daß er für diesen Vetter unmöglich dieselbe Achtung und Wertschätzung empfinden konnte, wie für seinen Onkel, dessen sehr bedeutende Fähigkeiten diese große Fabrik gegründet hatten. Dagegen fühlte er in seinem Innersten, daß dieser junge Mann, der in dem wichtigen Betrieb nur ein Erbe war, eine affektierte und hochfahrende Art angenommen hatte, die ohne die Tüchtigkeit seines Vaters unmöglich gewesen wäre.

Jedoch hatte er hier gar keinen Anspruch auf irgendwelche Rücksicht und war so dankbar für alles, was für ihn geschah, daß er sich schon sehr verpflichtet fühlte und sein schönstes und liebenswürdigstes Lächeln versuchte. Gilbert Griffiths schien dies jedoch als eine Art Anmaßung zu betrachten, die man einem bloßen Vetter nicht gestatten durfte, noch dazu einem, der ihn und seinen Vater um etwas bitten wollte.

Aber da sein Vater sich für ihn eingesetzt und ihm keine Wahl gelassen hatte, fuhr er spöttisch lächelnd mit seiner inneren Prüfung fort und sagte: „Wir haben Sie heute oder morgen erwartet. Haben Sie eine angenehme Reise gehabt?"

„Danke sehr, o ja", erwiderte Clyde, durch diese Frage etwas verwirrt.

„Sie möchten also gerne etwas von der Kragenerzeugung erlernen, nicht wahr?" Ton und Betragen waren voll äußerster Herablassung.

„Ich möchte alles gerne lernen, was mir eine Möglichkeit für mein Weiterkommen und für die Zukunft bietet", erwiderte Clyde herzlich und mit dem Wunsche, seinen Vetter so günstig als möglich zu stimmen.

„Mein Vater hat mir von seiner Unterredung mit Ihnen in Chicago erzählt. Aus seinem Bericht habe ich entnommen, daß Sie nicht viel praktische Erfahrung besitzen. Verstehen Sie etwas von der Buchhaltung?"

„Nein, leider nicht", erwiderte Clyde mit leisem Bedauern.

„Können Sie stenographieren oder so etwas Ähnliches?"

„Nein, Mr. Griffiths."

Als er dies sagte, fühlte sich Clyde durch seinen entsetzlichen Mangel an jeder beruflichen Ausbildung sehr bedrückt. Und nun sah ihn Gilbert Griffiths an, als wäre er ein ziemlich hoffnungsloser Fall.

„Ich hielte es für das beste," fuhr er fort, als hätte ihm sein Vater niemals genau mitgeteilt, was in diesem Falle zu geschehen habe, „wenn Sie zunächst im Vorrichtraum anfingen. Dort beginnt die Produktion in diesem Betriebe und es ist ganz gut für Sie, wenn Sie von unten anfangen. Sobald wir gesehen haben, wie Sie sich unten bewähren, werden wir uns leichter ein Bild davon machen, wofür Sie sich eignen. Wenn Sie etwas von Bureauarbeit verstünden, hätten wir Sie hier oben unterbringen können." Hier zog sich Clydes Gesicht in die Länge; Gilbert bemerkte es und freute sich darüber. „Aber es ist ebenso gut, die praktische Seite einer Sache kennenzulernen, was immer man ist", setzte er ziemlich kühl hinzu, weniger, um Clyde zu trösten, als um es als Tatsache hinzustellen. Und da Clyde schwieg, fuhr er fort: „Ich glaube, es wäre am besten für Sie, sich irgendwo häuslich niederzulassen, ehe Sie hier beginnen. Haben Sie sich schon um ein Zimmer umgesehen?"

„Nein, ich bin mit dem Mittagszug angekommen", erwiderte Clyde. „Ich war etwas schmutzig und bin darum in das Hotel gegangen, um mich zu säubern. Nachher wollte ich mir ein Zimmer suchen."

„Das ist recht. Aber gehen Sie nicht allein auf die Suche. Ich werde unserem Verwalter sagen, er möge darauf achten, daß man Sie in eine gute Pension schickt. Er kennt sich hier besser aus als Sie." Er dachte dabei, daß Clyde ja sein Vetter war und daß es nicht anging, ihn in irgendeinem Loche hier unterzubringen. Andererseits war es ihm sehr darum zu tun, daß Clyde nicht etwa vermuten sollte, die Frage seiner Wohnung wäre irgendwie von Belang für die Familie, was seiner Meinung nach ganz entschieden nicht der Fall war. Er kam endlich zu der Überzeugung, daß es ein leichtes für ihn sein müsse, Clyde so unterzubringen und im Zaume zu halten, daß er niemandem sehr wichtig wurde, weder seinem Vater, noch seiner Familie, noch allen hier Angestellten.

Er drückte einen Knopf auf seinem Schreibtisch. Ein nett aussehendes, sehr korrektes und zurückhaltendes Mädchen in einem grünen Kattunkleid trat ein.

„Ich lasse Mr. Whiggam bitten, zu mir zu kommen."

Sie verschwand und alsbald erschien ein mittelgroßer, nervöser, mäßig dicker Mann, der aussah, als befände er sich in ständiger Anspannung. Er war ungefähr vierzig Jahre alt, gedrückt und verschlossen und sah neugierig und mißtrauisch um sich, als überlegte er, was für eine neue Schwierigkeit ihm bevorstünde. Clyde bemerkte, daß sein Kopf fortwährend die Neigung hatte, nach vorne zu fallen, wobei er den Blick hob, den er lieber zu Boden gesenkt hätte.

„Whiggam," begann der junge Griffiths herrisch, „dies ist Clyde Griffiths, ein Vetter von uns. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen von ihm erzählt habe."

„Ja, Mr. Griffiths."

„Er soll vorläufig im Souterrain eingestellt werden. Bitte, zeigen Sie ihm, was er dort zu tun hat. Dann aber veranlassen Sie Mrs. Braley, mit ihm ein Zimmer zu

suchen." Das alles war letzte Woche zwischen Gilbert und Whiggam besprochen und ausgemacht worden, aber jetzt gab er der Sache den Anschein eines ganz neuen Entschlusses. „Bitte, geben Sie seinen Namen bei der Torkontrolle an und sagen Sie dort, daß er morgen früh eintritt."

„Zu Befehl, Mr. Griffiths. Wünschen Sie sonst noch etwas?" Whiggam verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Nein, sonst nichts. Mr. Griffiths, folgen Sie Mr. Whiggam, er wird Ihnen sagen, was Sie zu tun haben", schloß Gilbert energisch.

Whiggam wandte sich um. „Bitte, kommen Sie mit mir, Mr. Griffiths", bemerkte er respektvoll im Hinausgehen, was Clyde, der ihm auf den Fersen folgte, bei der deutlich herablassenden Haltung seines Vetters sehr verwunderte. Gilbert wandte sich ebenso rasch seinem Schreibtisch zu und schüttelte den Kopf. Er dachte, daß Clyde wahrscheinlich nicht viel mehr war als ein guter Hotelboy in einem Stadthotel. Warum sollte er sonst hierher kommen? „Ich möchte wissen, was er hier zu tun gedenkt und wo er hinaus will?" fuhr er fort zu überlegen.

Clyde aber ging hinter Mr. Whiggam her und dachte an die herrliche Stellung, die Mr. Gilbert Griffiths innehatte. Sicher kam und ging er, wie es ihm paßte; er kam spät ins Bureau und ging früh fort und lebte mit seinen Eltern und Schwestern in irgendeinem besonders schönen Hause dieser interessanten Stadt. Und er, Gilberts richtiger Vetter, der Neffe seines reichen Onkels, war eben im Begriff, die Arbeit in einer sehr untergeordneten Abteilung dieser großen Fabrik kennenzulernen.

Als sie außer Gilbert Griffiths' Seh- und Hörweite waren, wurde er durch die Bilder und Laute der Fabrik selbst einigermaßen von dieser Stimmung abgelenkt. Hier in demselben

Stockwerk jenseits des großen Bureausaales, den er früher durchschritten hatte, lag ein zweiter, viel größerer Raum mit langen Reihen von Fächern, die durch nicht mehr als fünf Fuß breite Gänge abgeteilt waren und in denen sich ungeheure Mengen von Pappschachteln mit größenweise sortierten Kragen befanden. Diese Fächer wurden entweder von Laufburschen neu gefüllt, die weitere Mengen von verpackten Kragen in großen hölzernen Transportrollern aus dem Packraum herbeischleppten, oder rasch von den Expedienten geleert, die kleine Rollwagen vor sich herschoben und auf Grund der in ihrer Hand befindlichen Listen Bestellungen erledigten.

„Sie waren vermutlich noch nie in einer Kragenfabrik, Mr. Griffiths?" bemerkte Mr. Whiggam, etwas lebhafter, da sie sich nicht mehr in Gilbert Griffiths' Nähe befanden. Clyde hörte sofort das „Mr. Griffiths" heraus.

„Nein," erwiderte er rasch, „ich habe niemals in einem solchen Betriebe gearbeitet."

„Wahrscheinlich sollen Sie im Laufe der Zeit das ganze Herstellungsverfahren kennenlernen, nicht wahr?" Während des Sprechens durchschritt er eilig einen der langen Gänge, und Clyde bemerkte, daß er im Gehen prüfende Blicke nach allen Seiten warf.

„Ich würde mich sehr darüber freuen", sagte Clyde.

„Nun, es ist etwas schwerer, als manche Leute glauben, wenn man auch oft hört, daß nicht viel daran ist." Er öffnete noch eine Tür, durchschritt ein dunkles Vorhaus und betrat einen weiteren Saal, in dem Fächer bis zur Decke mit Ballen weißen Stoffes vollgestapelt waren.

„Es ist ganz gut, wenn Sie sich hier ein bißchen auskennen lernen, da Sie im Vorrichtraum anfangen sollen. Das ist das Material, aus dem die Kragen zugeschnitten werden, die Kragen sowohl wie das Futter. Man nennt es Webe. Jeder dieser

Ballen ist eine Webe. Sie werden in das Souterrain getragen und dort läßt man sie eingehen, weil man sie nicht anders verwenden kann, denn wenn man es täte, würden die Kragen nach dem Zuschneiden eingehen. Sie werden sich selbst davon überzeugen können. Wir tauchen sie ein und trocknen sie nachher."

Er schritt feierlich weiter und wieder fühlte Clyde, daß dieser Mann ihn absolut nicht wie einen gewöhnlichen Angestellten behandelte. Sein „Mr. Griffiths", die Voraussetzung, daß Clyde die ganze Fabrikation kennenlernen sollte, und daß er geruhte, ihm die Weben zu erklären, hatte ihn schon überzeugt, daß er als jemand galt, dem man mindestens ein wenig Respekt erweisen mußte.

Er folgte Mr. Whiggam, während er sich die Tragweite dieser Anschauung überlegte, und befand sich bald in einem riesengroßen Souterrainraum, in den sie über eine Stiege am Ende eines dritten Saales gelangt waren. Vier lange Reihen Glühlampen brannten dort und Clyde entdeckte längs des Saales von einer Wand zur anderen, Reihe an Reihe, Porzellanwannen oder Tröge, in denen in anscheinend siedendheißem Wasser unbestimmbare Mengen jener Weben eingeweicht waren, die er oben gesehen hatte. Dazwischen aber, parallel zu den Wannenreihen, standen riesige Trockengestelle: bewegliche Rahmen mit Boden, Seiten, Deckeln und einer Dampfheizung, zwischen denen auf Rollen solche Weben so aufgehängt waren, daß sie von oben, unten und von der Seite die Heizschlangen ausnützen konnten. Diese Weben waren offen und naß und bewegten sich langsam über die Rollen von einem Ende des Saales zum anderen, und jene Bewegung war von einem riesigen Geklapper und Gerassel von Hebeln begleitet, die diese Stoffstücke schüttelten und weiter fortschoben. Währenddessen trockneten sie, wurden am unteren

Ende dieser Gestelle auf einer hölzernen Walze wieder zu Ballen gerollt und dann von einem jungen Arbeiter weggehoben, dessen Aufgabe es war, „abzunehmen". Clyde sah, daß ein Bursche zwei dieser Gestelle am unteren Ende versorgte, während ein anderer in seinem Alter am oberen Ende „beschickte", das heißt, er nahm einen Ballen dieses jetzt teilweise eingegangenen, aber noch immer feuchten Gewebes, befestigte das eine Ende an einigen beweglichen Haken und achtete darauf, daß es sich langsam und ordentlich aufrollte und der ganzen Länge nach über die Trockengestelle legte. Sowie es den Weg aller Weben gegangen war, kam eine neue an die Reihe.

In der Mitte des Saales standen zwischen je zwei Reihen von Wannen riesige wirbelnde Zentrifugen oder Trockenmaschinen. In diese kamen die Stoffweben, nachdem sie vierundzwanzig Stunden lang in den Wannen gelegen hatten und so stark als möglich mit Zentrifugalkraft ausgewunden waren, bevor sie dann auf den Trockengestellen ausgebreitet wurden.

Zunächst erfaßte Clyde wenig mehr als den bloßen äußeren Anblick: den Lärm, die Hitze, den Dampf und den Eifer, mit dem sich ein Dutzend Männer und Burschen ihrer verschiedenen Tätigkeit hingaben. Sie trugen ausnahmslos nichts als ärmellose Unterleibchen, alte mit einem Gürtel festgehaltene Hosen und Leinenpantoffeln mit Gummisohlen an den bloßen Füßen. Das Wasser und die allgemeine Hitze und Feuchtigkeit des Saales schienen eine solche Bekleidung zu erfordern.

„Das ist der Vorrichtraum", bemerkte Mr. Whiggam, als sie eintraten. „Er ist kein so angenehmer Aufenthaltsort wie mancher andere, aber hier beginnt die Produktion. Kemerer!" rief er.

Ein kleiner, untersetzter, breitschultriger Mann mit einem blassen, dicken Gesicht und kräftigen, weißen Armen erschien,

der in eine schmutzige, zerknitterte Hose und ein ärmelloses Flanellhemd gekleidet war. Ebenso wie Whiggam in Gilberts Gegenwart schien er durch Whiggams Anwesenheit sehr eingeschüchtert.

„Dies ist Clyde Griffiths, Gilbert Griffiths' Vetter. Wir haben letzte Woche von ihm gesprochen, wenn Sie sich erinnern."

„Ja, Mr. Whiggam."

„Er soll hier unten anfangen und wird morgen früh eintreten."

„Ja, Mr. Whiggam."

„Bitte, tragen Sie seinen Namen in Ihre Präsenzliste ein; er wird zur gewöhnlichen Stunde hier sein."

„Ja, Mr. Whiggam."

Clyde bemerkte, daß Mr. Whiggam seinen Kopf höher trug und energischer und gebieterischer sprach als bisher. Jetzt schien er der Herr, nicht mehr der Untergebene zu sein.

„Um halb acht Uhr morgens tritt jeder hier seinen Dienst an", fuhr er erläuternd gegen Clyde fort. „Aber es läutet etwas früher, ungefähr um sieben Uhr zwanzig, damit noch Zeit zum Umkleiden und für den Gang zu den Maschinen bleibt."

„Wenn Sie wollen, kann Ihnen Mr. Kemerer zeigen, was Sie morgen zu tun haben", fügte er hinzu. „Vielleicht erspart es Ihnen etwas Zeit. Sie können es aber auch bis dahin sein lassen, das ist mir ganz gleich. Und wenn Sie um halb sechs bei der Telephonistin beim Haupteingang sind, wird Mrs. Braley dort auf Sie warten. Soviel ich höre, soll sie Ihnen ein Zimmer suchen helfen. Ich werde selbst nicht dort sein, aber fragen Sie nur die Telephonistin nach ihr, sie wird davon wissen." Er wandte sich um, und sagte: „Ich werde Sie jetzt hier verlassen", senkte den Kopf und wollte sich eben in Be-

wegung setzen, als Clyde bemerkte: „Ich bin Ihnen sehr verbunden, Mr. Whiggam." Statt einer Antwort machte dieser mit seiner ausdruckslosen Hand eine leise Bewegung nach aufwärts und schon war er zwischen den Wannen am unteren Ende verschwunden. Sofort begann Mr. Kemerer, anscheinend noch immer unruhig und verlegen: „Was Sie zu tun haben, Mr. Griffiths, ist ganz einfach. Sie werden morgen zunächst nur Weben von oben herunterbringen. Aber falls Sie alte Kleider haben, so rate ich Ihnen, sie anzuziehen. Ein Anzug wie der da würde hier nicht lange leben." Er betrachtete Clydes billigen, aber sehr ordentlichen Anzug auf sonderbare Weise. Wie das Benehmen Mr. Whiggams war auch das seine Clyde gegenüber eine Mischung von Unsicherheit und Selbstbewußtsein, von besonderem Respekt und einigem inneren Zweifel, den nur die Zeit lösen konnte. Sichtlich war es etwas Großes, hier ein Griffiths zu sein, selbst wenn man nur ein Vetter und seinen großen Verwandten nicht allzu willkommen war.

Im ersten Augenblick hatte Clyde sich mit Rücksicht auf seine Erwartungen in dieser Fabrik empören wollen. Denn der Typus von Männern und Burschen, die er hier sah, war nach seiner Schätzung und auf den ersten Blick wesentlich niedriger, als er hier zu finden gehofft hatte, Leute, die bei weitem weder so verständig noch so flink waren wie die Angestellten des Union League und des Green-Davidson. Schlimmer noch, er fühlte, daß sie unfreier, hinterhältiger und unwissender waren, nichts als bloße Automaten. Und während sie taten, als ob sie nichts sähen, nahmen sie doch alles wahr, was vorging, wie er beim Eintreten mit Mr. Whiggam bemerkt hatte, als sie natürlich das Ziel ihrer heimlichen Blicke gewesen waren. Und angesichts ihrer spärlichen, rein zweckmäßigen Kleidung mußte man jeden Gedanken an höhere

Lebensart in Verbindung mit der hiesigen Arbeit überhaupt aufgeben. Wie schade, daß sein Mangel an Vorbildung ihm nicht gestattete, oben bei einer Bureauarbeit Verwendung zu finden!

Er ging neben Mr. Kemerer her, der sich bemühte, ihm alles genau zu erklären. Dies waren die Wannen, in denen die Weben über Nacht eingeweicht wurden; dies die Zentrifugaltrockenmaschinen, dies die Trockengestelle. Dann wurde ihm mitgeteilt, daß er gehen könne. Aber es war erst drei Uhr.

Er eilte dem nächsten Ausgang zu, und als er draußen stand, beglückwünschte er sich, in diesem großen Unternehmen Verwendung gefunden zu haben, und überlegte gleichzeitig, ob er Mr. Kemerer und Mr. Whiggam zufriedenstellen würde. Wenn dies nicht der Fall war oder wenn er diese Arbeit nicht leisten konnte? Denn es war eine sehr schwere Arbeit. Nun, schlimmstenfalls konnte er noch immer nach Chicago oder nach New York gehen und dort Arbeit suchen.

Aber warum hatte Samuel Griffiths ihn nicht bewillkommnen wollen? Warum hatte der junge Gilbert Griffiths so zynisch gelächelt? Und was für ein Wesen war diese Mrs. Braley? War es klug von ihm gewesen, hierher zu kommen? Würde diese Familie sich für ihn einsetzen, da er einmal hier war?

So schlenderte er durch eine andere Fabrikstraße, die River-street, nach Westen, dann nordwärts durch ein paar andere Gassen mit weiteren Fabriken — einer Blechwaren-, einer Drahtgitter-, einer großen Staubsaugerfabrik, einer Fabrik von Wolldecken und so weiter — und kam endlich in ein Arbeiterviertel, desgleichen er, so klein es auch war, weder in Chicago noch in Kansas City gesehen hatte. Die Armut, Roheit und Unbequemlichkeit dort, die ihm nur von dem einen, von sozialem Elend, erzählten, wirkten so aufreizend und nieder-

drückend auf ihn, daß er schleunigst die Flucht ergriff. Auf einer weiter westlich gelegenen Brücke passierte er den Mohawk und befand sich bald in einer ganz anderen Gegend, einer Gegend genau solcher Wohnhäuser, wie er sie vor seinem Weg in die Fabrik bewundert hatte. Und als er weiter nach Süden wanderte, kam er in dieselbe breite, baumbestandene Allee, die er vorhin gesehen und deren Äußeres allein sie als das vornehmste Wohnviertel von Lycurgus kennzeichnete. Sie war besonders breit, gut gepflastert und von auffallend schönen Häusern bestanden, die in französischer, englischer oder italienischer Bauart gehalten waren. Es waren ausgezeichnete Stilkopien und, obwohl er nichts davon verstand, empfand er doch ihre besondere Atmosphäre und blitzartig kam ihm der Gedanke, daß sein Onkel Samuel bestimmt in dieser Straße wohnen mußte. Überwältigt von so viel Größe und Schönheit und der Bedeutung solchen Reichtums schritt er weiter, betrachtete das eine und andere der Häuser und überlegte, welches das seines Onkels sein konnte. Wie überlegen und herablassend mußte sich sein Vetter Gilbert vorkommen, wenn er des Morgens aus einem solchen Hause trat!

Dann blieb er vor einer Villa stehen, die ihm wegen ihrer Bäume und Wege, der frischbestellten, wenn auch noch unbepflanzten Beete und einer geräumigen Garage im Hintergrund ganz besonders gefiel. Zur Linken stand ein großer Brunnen, in dessen Mitte ein Knabe einen Schwan hielt, während zur Rechten ein einsamer gußeiserner Hirsch von ein paar gußeisernen Hunden verfolgt wurde. Und als er, bezaubert durch die Vornehmheit des Ganzen, das eine Art altenglischen Landsitzes darstellen sollte, einen vorübergehenden, ziemlich schäbig aussehenden Arbeiter fragte: „Bitte, können Sie mir sagen, wem dieses Haus gehört?", erhielt er die

Antwort: „Es gehört Samuel Griffiths, dem Eigentümer der großen Kragenfabrik über dem Fluß."

Clyde fuhr zurück, als habe ihn ein kalter Wasserstrahl getroffen. Seinem Onkel! Dies war sein Haus! Dann war es eines seiner Autos, das dort im Hintergrund vor der Garage stand, während man ein zweites durch die offene Garagentür wahrnehmen konnte!

In seinem unreifen und im Grunde nicht sehr hellen Verstand erwachte plötzlich ein Gefühl wie von Rosen, Wohlgerüchen, Lichtern und Musik. Soviel Schönheit, soviel Luxus! Wer hätte sich in seiner eigenen Familie je vorgestellt, daß sein Onkel so großartig leben könnte! Wie arm und elend waren dagegen seine eigenen Eltern, die in den Straßen von Kansas City und bestimmt ebenso in denen von Denver predigten. Leiter einer Mission! Und obwohl sich bis jetzt noch kein anderes Familienmitglied außer diesem unfreundlichen Vetter die Mühe gegeben hatte, ihn zu begrüßen und dieser es nur in der Fabrik getan und ihm auf so kühle Art eine so niedrige Arbeit zugewiesen hatte, fühlte er sich doch erhoben und beglückt. Denn war er schließlich nicht ein Griffiths, ein Vetter und Neffe der beiden hier lebenden großen Männer, der nun in irgendeiner Form für sie arbeiten sollte? Mußte darin nicht eine bessere Aussicht für seine Zukunft liegen, als er bis jetzt gehabt hatte? Man denke nur, was die Griffiths hier bedeuteten im Vergleich zu dem, was sie zum Beispiel in Kansas City oder Denver waren. Ein ungeheurer Unterschied, der soviel als möglich geheim gehalten werden mußte! Gleich darauf fühlte er sich wieder viel kleiner; denn angenommen, die hiesigen Griffiths, sein Onkel oder sein Vetter oder einer ihrer Freunde oder Angestellten fragte nach seinen Eltern und seiner Vergangenheit? Himmelherrgott, die Geschichte mit dem überfahrenen Kind in Kansas City! Das elende, ungesicherte Leben

seiner Eltern! Esta! Seine Träume wurden so sehr von Wolken verdunkelt, daß sein Gesicht sich in die Länge zog. Wenn sie es errieten oder auch nur fühlten! Ja, zum Teufel, wer war er denn eigentlich und was hatte er denn zu bedeuten? Was konnte er im Grunde von einer so vornehmen Welt wie dieser erwarten, wenn es sich einmal herausgestellt hatte, warum er hergekommen war? Angeekelt und enttäuscht kehrte er um, denn er war plötzlich zu der Überzeugung seiner eigenen Nichtigkeit gekommen.

Sechstes Kapitel

Das Zimmer, das Clyde noch am selben Tage mit Mrs. Braleys Hilfe mietete, lag in der Thorpestreet, einer Straße, die in der Art, wenn schon nicht in der Distanz himmelweit von jener entfernt war, in der sein Onkel lebte. Der Unterschied war bezeichnend für sein steigendes Selbstgefühl als das eines Menschen, der im Grunde doch mit ihm verwandt war. Unauffällige braune, graue, meist ziemlich verräucherte und vernachlässigte Häuser, kahle, winterverheerte Bäume, die trotz Staub und Rauch von dem neuen, nahe bevorstehenden Leben, von den Blättern und Blüten des Mai zu erzählen schienen! Aber als er hinter Mrs. Braley eintrat, kehrten viele farblose und alltägliche Gestalten — junge und alte Mädchen und Männer — aus den verschiedenen Fabriken jenseits des Flusses hierher zurück. An der Eingangstür selbst wurde er mit seiner Begleiterin von einer nicht allzu gebildet aussehenden Frau mit einer reinen Kattunschürze über einem dunkelbraunen Kleid begrüßt und in ein Zimmer im zweiten Stock geführt. Es war weder allzu klein noch schlecht möbliert, und sie sagte, daß er es für vier Dollar ohne oder für siebeneinhalb Dollar mit Verpflegung haben könnte. Da Mrs. Braley ihm versicherte, daß dies besser sei, als was er sonst um den gleichen Betrag bekäme, beschloß er, hier zu bleiben. Er dankte Mrs. Braley und setzte sich etwas später mit einer kleinen Gesellschaft zu Tisch, wie er es von der Paulinastreet in Chicago gewohnt war, bevor er in das bessere Milieu des Union League aufgerückt war. Nach dem Essen ging er in der belebtesten Gegend von Lycurgus spazieren und war nach dem Anblick bei Tag

überrascht, eine solche Menge seltsamer Fabrikarbeitertypen bei Nacht in den Straßen herumschwärmen zu sehen. Amerikaner, Polen, Ungarn, Franzosen, Engländer, die zum größten Teil, wenn auch nicht alle, einen besonderen Zug an sich trugen: Unwissenheit, Unbeholfenheit des Körpers oder Geistes, einen gewissen Mangel an Geschmack, Gewandtheit oder Wagemut, die sie als Angehörige jener unterirdischen, erst heute von ihm erblickten Welt zu kennzeichnen schienen. Aber in manchen Straßen und Läden, besonders in der Nähe der Wykeagy Avenue, gab es einen besseren Typus von Mädchen und Burschen, die aus den Bureauabteilungen der verschiedenen Fabriken jenseits des Flusses zu kommen schienen und die nett und rührig aussahen.

Clyde ging von acht bis zehn Uhr auf und ab. Die Menge in den dichter bevölkerten Straßen verlief sich plötzlich wie auf Verabredung und ließ sie leer und verödet zurück. Immer wieder mußte er Vergleiche mit Kansas City und Chicago ziehen. Was würde Ratterer sagen, wenn er das große Haus und die Fabrik seines Onkels sehen könnte? Vielleicht würde ihm alles hier gerade wegen seiner Kleinheit gefallen? Das Hotel sah hell und freundlich aus und schien der Mittelpunkt einer fröhlichen Geselligkeit zu sein; dann gab es noch das Postamt, eine Kirche mit einem hübschen Turm, einen interessanten alten Friedhof, der Wand an Wand mit einer Autoverkaufshalle lag, und gleich um die Ecke in einer Seitengasse stand ein neues Kino. Verschiedene Burschen und Mädchen, Männer und Frauen wanderten hierhin und dorthin, und manches Liebespaar war darunter. Über allem aber lag ein leises Gefühl von Hoffnung, Freude und Jugend — diesen dreien, die aller aufbauenden Kraft der Welt zugrunde liegen. Und als Clyde endlich in sein Zimmer in der Thorpe-street zurückkehrte, geschah es in dem Gefühl, daß die Stadt

ihm zusagte und daß er hier gerne bleiben würde. Die schöne Wykeagy Avenue! Die große Fabrik seines Onkels! Die vielen hübschen und munteren Mädchen, die er hin und her eilen gesehen hatte! —

Was Gilbert Griffiths betraf, so hatte er unterdessen in Abwesenheit seines Vaters, der in New York war (was Clyde nicht wußte und Gilbert nicht für nötig befunden hatte, ihm mitzuteilen), seiner Mutter und seinen Schwestern erzählt, daß er Clyde gesprochen habe, der, wenn er auch nicht der Dümmste, so doch sicher auch nicht der Allergescheiteste war. Als er an dem Tage von Clydes Ankunft um halb sechs nach Hause kam, begegnete er Myra und sagte: „Nun, heute ist dieser Vetter aus Chicago aufgetaucht."

„So?" bemerkte Myra. Es hatte sie interessiert, daß ihr Vater Clyde als wohlerzogen und aufgeweckt beschrieben hatte, obwohl sie andererseits nicht verstand, warum er sich bemühte, hierher zu kommen; denn sie kannte Lycurgus, sein Fabrikleben und die Möglichkeiten für jene, die in solchen Unternehmungen wie in denen ihres Vaters arbeiteten.

„Nun, ich kann nicht viel an ihm finden", erwiderte Gilbert. „Er ist ziemlich aufgeweckt und sieht recht gut aus, aber er gibt zu, daß er nichts gelernt hat. Er ist wie alle jungen Burschen in den Hotels und ich wette, daß ihm Kleider das Wichtigste im Leben sind. Er trug einen hellbraunen Anzug, dazu passende braune Krawatte, Hut und braune Schuhe, aber die Krawatte war zu auffallend, der Anzug schlecht geschnitten und das Hemd war eines jener grellrosa gestreiften, die man vor drei oder vier Jahren getragen hat. Ich wollte ihm nichts sagen, weil er erst angekommen ist und wir noch nicht wissen, ob er sich bewähren wird. Wenn er es aber tut und sich als unseren Verwandten ausgeben will, muß er sich mäßigen oder ich werde Papa bitten müssen, ein paar Worte mit ihm zu

sprechen. Abgesehen davon glaube ich, daß er sich nach einiger Zeit ganz gut als Aufseher in einer der Abteilungen oder als etwas Ähnliches bewähren wird. Vielleicht kann man später sogar einen Verkäufer aus ihm machen. Aber was er der Mühe wert findet, hierher zu kommen, ist mir unverständlich. Eigentlich glaube ich, daß ihm der alte Herr nicht ganz klargemacht hat, wie gering die Chancen hier für jemanden sind, der nicht gerade zaubern kann."

Er stand mit dem Rücken gegen den großen offenen Kamin gelehnt.

„Du weißt, was Mutter uns neulich über seinen Vater erzählt hat. Sie meint, daß Vater das Gefühl hat, er hätte nie eine richtige Chance gehabt. Wahrscheinlich wird er etwas für ihn tun wollen, ob er ihn nun in der Fabrik behält oder nicht."

Myra schwieg und Gilbert, dem seine Mutter dasselbe schon früher erzählt hatte, hielt es für zweckmäßig, die darin liegende Verpflichtung zu überhören.

„Das geht mich nichts an", sagte er. „Wenn es dem alten Herrn paßt, ihn auf alle Fälle hier zu behalten, gleichgültig, ob er sich für etwas besonders eignet oder nicht, so ist das seine Sache. Aber er ist doch immer derjenige, der von Tüchtigkeit in jedem Berufe und vom Schlagen und Ausroden des alten Holzes spricht."

Als er später mit seiner Mutter und Bella zusammentraf, teilte er ihnen dieselben Tatsachen und ungefähr dieselben Ansichten mit. Mrs. Griffiths seufzte; denn schließlich mußte jeder, der mit ihnen verwandt war und ihren Namen trug, in einer Stadt wie Lycurgus und bei ihrer Stellung hier sehr vorsichtig sein und sich durch gute Manieren, Geschmack und Takt auszeichnen. Es war nicht klug von ihrem Gatten, jemanden herzubringen, der weniger als nichts davon besaß.

Bella aber war mit der Schilderung ihres Bruders noch nicht zufrieden. Sie kannte Clyde nicht, wohl aber Gilbert und wußte, wie rasch er sich überzeugen ließ, daß es diesem oder jenem fast an allem mangelte, auch wenn es gar nicht der Fall war.

„Nun," sagte sie endlich, nachdem sie bei Tisch Gilberts weitere Bemerkungen über Clydes Eigenheiten angehört hatte, „wenn Väterchen ihn hier haben will, dann wird er ihn wahrscheinlich auch behalten oder sonst etwas für ihn tun."

Gilbert war innerlich über sie empört, denn das war ein direkter Schlag gegen seine angemaßte Autorität in der Fabrik — eine Autorität, die er sich bemühte, als Gegengewicht gegen die seines Vaters nach jeder Richtung hin immer mehr und mehr auszudehnen, wie seine jüngere Schwester sehr wohl wußte.

Als Clyde am nächsten Morgen in die Fabrik zurückkehrte, fand er, daß seine Ähnlichkeit mit Gilbert Griffiths — der Name, die Erscheinung oder vielleicht beides — gewisse Vorteile mit sich brachte, die er noch gar nicht genügend schätzen konnte. Als er zum Eingang Nummer eins kam, sah ihn der Portier verdutzt an.

„Sind Sie Mr. Clyde Griffiths?" fragte er. „Ich höre, daß Sie unter Mr. Kemerers Aufsicht arbeiten sollen. Dieser Mann hier wird Ihren Schlüssel verwahren." Er zeigte auf einen dicken, mürrisch aussehenden alten Mann, den Clyde später als den „alten Jeff", den Torkontrollor, kennenlernte und der auf seinem etwas weiter entfernten Platz in der Zeit von halb acht bis zwanzig Minuten vor acht allen die Schlüssel aushändigte und abverlangte.

Als Clyde zu ihm trat und sagte: „Mein Name ist Clyde Griffiths. Ich soll unten bei Mr. Kemerer arbeiten", fuhr auch er zusammen und entgegnete: „Bitte sehr, gewiß. Hier

ist Ihr Schlüssel, Mr. Griffiths. Mr. Kemerer hat mir gestern von Ihnen erzählt. Sie haben Nummer einundsiebzig; ich gebe Ihnen Mr. Duvenys früheren Schlüssel." Und nachdem Clyde über die Treppe in die Eingehabteilung hinuntergestiegen war, sagte er zu dem näher tretenden Portier: „Es fällt doch jedem auf, wie der Bursche Mr. Gilbert Griffiths ähnlich sieht, er ist ja fast sein Abklatsch. Was glauben Sie, ist er ein Bruder, ein Vetter oder was sonst?"

„Fragen Sie mich nicht," entgegnete der Portier, „ich habe ihn nie vorher gesehen. Aber jedenfalls ist er mit der Familie ganz richtig verwandt. Das erste Mal habe ich ihn für Mr. Gilbert Griffiths gehalten und wollte eben an meinen Hut greifen, als ich merkte, daß ich mich geirrt hatte."

Als Clyde den Eingehsaal betrat, fand er wie am Vortage Mr. Kemerer, der so respektvoll und ausweichend war wie nur je, denn gleich Whiggam vor ihm war ihm noch nicht klar geworden, was für eine Stellung Clyde innerhalb des Unternehmens in Zukunft haben sollte. Whiggam hatte ihm tags zuvor mitgeteilt, daß Mr. Gilbert nicht das Geringste gesagt hatte, woraus er, Whiggam, hätte schließen können, ob man ihm die Sache erleichtern solle oder nicht. Im Gegenteil, Mr. Gilbert hatte sich geäußert: „Was Zeit und Arbeit betrifft, soll er genau so behandelt werden wie jeder andere." Aber bei der Vorstellung hatte er gesagt: „Das ist mein Vetter, der hier das Geschäft erlernen soll", was wiederum darauf hindeutete, daß Clyde im Laufe der Zeit von einer Abteilung in die andere kommen sollte, bis er den ganzen Herstellungsprozeß kennengelernt hatte.

Aus diesem Grunde hatte Whiggam Kemerer und einigen anderen zugeflüstert, daß Clyde sich möglicherweise zu einem Günstling des Chefs entwickeln könne, worauf sie beschlossen, „auf der Hut" zu sein, wenigstens so lange, bis man wußte,

welcher Art seine Stellung sein würde. Clyde wurde ganz aufgeregt, als er es bemerkte, denn er konnte nicht umhin, zu denken, daß dies trotz allem, was sein Vetter Gilbert dachte oder gerne täte, möglicherweise das Zeichen einer Begünstigung von seiten seines Onkels war, die etwas Gutes für ihn versprach. Als Kemerer ihm erklärte, daß er die Arbeit für keine besonders schwere halten noch glauben solle, daß augenblicklich sehr viel zu tun wäre, nahm Clyde dies mit etwas herablassender Miene entgegen, worauf Kemerer nur um so respektvoller wurde.

„Bitte, wollen Sie Ihren Hut und Mantel in einen der Schränke dort hängen", fuhr er liebenswürdig und sogar devot fort. „Dann können Sie diese beiden Kastenwagen zurückführen und aus dem nächsten Stockwerk ein paar Weben herunterbringen. Irgend jemand zeigt Ihnen bestimmt, von wo sie zu nehmen sind."

Die folgenden Tage waren abwechslungsreich, aber mühsam für Clyde, den das sozial eigenartige Arbeitsmilieu und die Stellung, in der er sich befand, manchesmal verwirrten. Zunächst waren die Menschen, die seine unmittelbaren Nachbarn in der Fabrik waren, nicht solche, die er sich zum Umgang ausgesucht hätte, jedenfalls waren sie weit unter dem Niveau der Hotelboys, Chauffeure und Verkäufer, und wie er jetzt begriff, waren sie insgesamt körperlich und geistig schwerfällig und unverdaulich. Sie waren gekleidet wie die allergewöhnlichsten Arbeiter und wie man es meist nur an denjenigen sieht, deren allergeringste Sorge ihre äußere Erscheinung ist, da ihre Arbeit und ihr schweres Leben sie gänzlich ausfüllen, — und da sie außerdem nicht wußten, wer Clyde war und was sein Eintritt für die Stellung jedes einzelnen von ihnen bedeuten konnte, waren sie geneigt, ihn zweifelnd und mißtrauisch zu betrachten.

Als es aber nach einer Woche verlautete, daß Clyde ein Neffe des Präsidenten und Vetter des Sekretärs des Unternehmens sei und wahrscheinlich nicht lange in einer so niedrigen Stellung bleiben würde, waren sie zwar freundlicher, aber das Gefühl der in ihnen geweckten Minderwertigkeit machte sie wiederum leicht neidisch und mißtrauisch. Schließlich war Clyde doch nicht einer der ihren und konnte es unter solchen Umständen auch nicht sein. Er konnte lächeln und freundlich sein, aber er verkehrte nach ihrer Meinung doch immer mit Höherstehenden und war ein Mitglied der reichen oberen Schichten, und jeder arme Teufel wußte, was das zu bedeuten hatte. Die Armen mußten überall zusammenhalten.

Als Clyde während der ersten Tage in seinem Arbeitssaal saß und sein Frühstück verzehrte, wunderte er sich, daß diese Leute sich für Dinge interessieren konnten, die ihm nur langweilig und uninteressant vorkamen, zum Beispiel für die Qualität des Materials, das in den Weben herunterkam, für ein paar winzige Fehler in Gewicht oder Webart, oder dafür, daß die letzten zwanzig Weben nicht so stark eingegangen waren wie die früheren sechzehn; daß die Drahtgitterfabrik von Cranston in diesem Monat weniger Leute beschäftigte als in den früheren, und daß die Holzwarenfabrik von Anthony eine Mitteilung plakatiert hatte, daß der freie Samstagnachmittag heuer erst im Juni eingeführt würde im Gegensatz zum Vorjahre, wo er schon Mitte Mai begonnen hatte. Sie alle schienen untergegangen in der Monotonie und Alltäglichkeit ihrer Arbeit.

Darum wandte sich Clydes Geist glücklicheren Tagen zu und manchesmal wäre er gerne wieder in Chicago oder Kansas City gewesen. Er dachte an Ratterer, Hegglund, Higby, Luise Ratterer, Eddie Doyle, Mr. Squires, Hortense — an die ganze junge, leichtsinnige Gesellschaft, der er angehört hatte, und

überlegte, wo sie sein mochten. Was war aus Hortense geworden? Sie hatte ihren Pelzmantel schließlich bekommen, wahrscheinlich von jenem Zigarrenverkäufer, mit dem sie durchgegangen war, nachdem sie sich so lange gegen den Verdacht gewehrt hatte, etwas für ihn übrig zu haben, das kleine Biest! Noch dazu, nachdem sie ihm so viel Geld entlockt hatte! Der bloße Gedanke an sie und an die Rolle, die sie in seinem Leben gespielt hätte, wenn alles anders gekommen wäre, machte ihn manchmal fast krank. Wen beglückte sie jetzt? Wie war es ihr ergangen, seit sie aus Kansas City fort war? Und was würde sie sagen, wenn sie ihn hier sähe und von seinen jetzigen vornehmen Verbindungen erführe? Ha, das würde sie ein bißchen kleiner werden lassen! Nur eines war sicher: seine jetzige Stellung würde ihr nicht sehr imponieren. Aber sie hätte mehr Achtung vor ihm, wenn sie seinen Onkel und seinen Vetter und die Fabrik und ihr großes Haus sehen könnte. Es sähe ihr ähnlich, dann mit ihm nett sein zu wollen! Nun, er würde es ihr schon zeigen, wenn sie ihm einmal in den Weg liefe — er würde sie natürlich ignorieren, was er bis dahin zweifellos tun konnte.

Siebentes Kapitel

Auch in bezug auf das Leben bei Mrs. Cuppy hatte er es nicht sehr gut getroffen. Es war eine jener ganz gewöhnlichen Pensionen, deren Publikum bestenfalls aus solchen sittenstrengen Arbeitern und Geschäftsangestellten besteht, die ihre Arbeit, ihr Gehalt und die Ansichten des frommen Mittelstandes von Lycurgus für ausschlaggebend für die Ordnung und das Gedeihen der Welt betrachten. In Hinsicht auf Unterhaltung und Vergnügen war es im großen und ganzen ein sehr langweiliger Aufenthaltsort.

Aber durch die Anwesenheit eines gewissen erst kürzlich aus Fonda gekommenen Walter Dillard entbehrte er für Clyde doch nicht ganz des Interesses. Dieser war ein leichtsinniger Jüngling in Clydes Alter, mit ebensolchen sozialen Ambitionen, aber ohne dessen Taktgefühl und Verständnis für die weltbeherrschenden Dinge, der in der Herrenkonfektionsabteilung von Stark & Co. angestellt war. Er war flink, lebenslustig und recht hübsch, mit hellblondem Haar, einem hellen, dünnen Schnurrbart und der gezierten Art eines kleinstädtischen Beau. Da er nie eine gesellschaftliche Stellung oder irgendwelche Mittel besessen hatte (sein Vater war Schnittwarenhändler in einer kleinen Stadt gewesen und hatte Bankrott gemacht), war es infolge irgendwelcher atavistischen Regungen seines Blutes sein sehnlichster Wunsch, sich eine Art von sozialer Stellung zu erringen.

Dies war ihm aber bis jetzt noch nicht gelungen und deshalb interessierte er sich um so mehr für diejenigen, die sie besaßen, und beneidete sie darum noch mehr als Clyde selbst.

Der Ruhm und die Taten der tonangebenden Familien der Stadt, der Nicholsons, Starks, Harriets, Griffiths, Finchleys und anderer, waren für ihn von der größten Wichtigkeit, und als er ein paar Tage nach Clydes Ankunft von dessen etwas linkshändigen Beziehungen zu dieser Welt erfuhr, erweckten sie sein größtes Interesse. Wie? Ein Griffiths, ein Neffe des reichen Samuel Griffiths aus Lycurgus in dieser Pension? Und noch dazu sein Tischnachbar? Sein Interesse ging so weit, daß er sich vornahm, sich so rasch als möglich mit dem Neuling anzufreunden. Hier lag eine wirkliche gesellschaftliche Chance vor seiner Nase, ein Bindeglied zwischen ihm und einer der allerersten Familien. Und war er nicht außerdem noch jung, hübsch und wahrscheinlich ebenso ehrgeizig wie er selbst, ein Bursche, mit dem man verkehren mußte, wenn man konnte? Er begann sofort Clyde Vorschläge zu machen. Es war fast zu schön, um wahr zu sein. Er war sogleich bereit, ihm einen gemeinsamen Ausgang vorzuschlagen: in einem Kino am Mohawk wurde ein ausgezeichnetes, sehr unterhaltendes Stück gegeben, und vielleicht hatte Clyde Lust, hinzugehen? Und weil er so nett und flott aussah und etwas an sich hatte, das grundverschieden war von der Langeweile und der bedrückenden Öde der Fabrik und dieser Pension, war Clyde bereit, sich ihm anzuschließen.

Aber da fielen ihm seine vornehmen Verwandten ein, und daß er seine Schritte bewachen mußte. Wer weiß, vielleicht beging er einen großen Fehler, sich in einen so ungezwungenen Verkehr wie diesen einzulassen? Die Griffiths und die Welt, der sie angehörten, mußten sehr verschieden von der hiesigen Menschheit sein, so viel er aus dem Benehmen aller jener schließen konnte, mit denen er bis jetzt in Berührung gekommen war. Mehr aus Instinkt als aus Erwägung hielt er sich abseits und gab sich sehr überlegen, um so mehr, als

alle, gegen die er diese Taktik anwendete, jenen Jüngling inbegriffen, ihn dafür nur um so höher zu achten schienen. Und obwohl er auf Dillard dringende und flehentliche Bitte jetzt mit ihm fortging, war er doch sehr, sehr vorsichtig. Seine zurückhaltende und herablassende Art wurde ihm von Dillard sofort als „Standesbewußtsein" und „Beziehungen" ausgelegt. Daß er Clyde hier in dieser langweiligen, schäbigen Pension getroffen hatte! Und noch dazu gleich nach seiner Ankunft, ganz zu Beginn seiner hiesigen Laufbahn!

So war sein Benehmen das eines Schmeichlers, obwohl er eine bessere Stellung hatte und mehr Geld verdiente als Clyde; zweiundzwanzig Dollar wöchentlich.

„Sie werden vermutlich einen großen Teil Ihrer Zeit mit ihren hiesigen Verwandten und Freunden verbringen", wagte er auf jenem ersten Spaziergang zu sagen, nachdem er sich bemüht hatte, von Clyde soviel zu erfahren, als dieser mitzuteilen geruhte, was ungefähr gleich Null war. Er dagegen gab gerne ein paar sichtlich schön gefärbte Bruchstücke seiner eigenen Lebensgeschichte zum besten. Sein Vater hatte jetzt ein Schnittwarengeschäft und er selbst war hierher gekommen, um neue Verkaufsmethoden und ähnliche Dinge kennenzulernen. Er besaß einen Onkel, der bei Stark & Co. angestellt war, und hatte hier ein paar nette Leute kennengelernt, aber noch nicht sehr viele, da er selbst erst seit kurzem hier war, seit vier Monaten ungefähr.

Clydes Verwandte dagegen —

„Sagen Sie, Ihr Onkel muß doch mehr als eine Million haben, so heißt es wenigstens. Diese Häuser in der Wykeagy Avenue sind jedenfalls pickfein. Sie werden weder in Albany noch in Utica oder Rochester etwas Schöneres finden. Sind Sie der Neffe von Samuel Griffiths selbst? Nicht möglich, das muß Ihnen doch hier enorm nützen. Wenn ich nur

solche Beziehungen hätte! Ich wette, daß ich sie ausnützen würde."

Er blickte sehnsüchtig und hoffnungsvoll auf Clyde und dieser fühlte noch mehr, wie ungeheuer wichtig jene Blutsverwandtschaft war. Wieviel bedeutete sie doch schon für diesen fremden Burschen!

„Ich weiß nicht recht," entgegnete er zögernd, aber sehr geschmeichelt durch die Annahme dieser Intimität. „Ich bin hergekommen, um die Kragenerzeugung kennenzulernen und nicht um viel herumzutändeln. Mein Onkel will, daß ich fest bei der Sache bleibe."

„Gewiß, gewiß, ich kenne das", erwiderte Dillard. „Dasselbe will mein Onkel auch von mir. Er will, daß ich fleißig arbeiten und nicht herumtändeln soll. Er ist Einkäufer für Stark & Co. Aber der Mensch kann doch nicht immer nur arbeiten, er muß auch ein kleines Vergnügen haben."

„Das stimmt", sagte Clyde zum ersten Male in seinem Leben etwas herablassend.

Sie gingen ein paar Minuten lang schweigend weiter. Dann fragte Dillard:

„Können Sie tanzen?"

„Ja", antwortete Clyde.

„Ich auch. Es gibt eine Menge billiger Tanzlokale hier, aber ich gehe niemals hin. Man kann es nicht, wenn man gleichzeitig mit den netten Leuten verkehren will. In dieser Beziehung soll es eine schrecklich kleinliche Stadt sein. Die gute Gesellschaft will nichts von einem wissen, wenn man nicht mit den richtigen Leuten verkehrt. In Fonda ist es genau dasselbe. Man muß ‚dazugehören' oder man kann überhaupt nicht ausgehen. Wahrscheinlich wird es so sein müssen. Aber es gibt doch eine Menge netter Mädchen hier, mit denen man verkehren kann, Mädchen aus guten Häusern, natürlich nicht

aus der Gesellschaft, aber immerhin solche, über die nicht geredet wird. Sie sind auch gar nicht langweilig, manche sind sogar ziemlich temperamentvoll, und man ist nicht verpflichtet, sie zu heiraten." Clyde begann ihn vielleicht etwas zu flott für dieses neue Leben zu finden, aber dennoch gefiel er ihm ganz gut. „Was machen Sie übrigens nächsten Sonntag nachmittag?" fuhr Dillard fort.

„Vorläufig nichts Besonderes", erwiderte Clyde, der eine neue Schwierigkeit hier fühlte. „Ich ahne noch nicht, was ich bis dahin vorhaben werde, aber vorläufig weiß ich von nichts."

„Würde es Ihnen Spaß machen, mit mir zu kommen, wenn Sie nicht zu viel zu tun haben? Wenn Sie wollen, nehme ich Sie mit und stelle Sie der Familie meines Onkels vor. Und dann kenne ich zwei Mädchen, die wir besuchen können, reizende Dinger. Eine von ihnen war in einem Warenhaus angestellt, jetzt aber tut sie gar nichts. Die andere ist ihre Freundin. Sie haben ein Grammophon und können tanzen. Ich weiß, daß man hier am Sonntag eigentlich nicht tanzen darf, aber es braucht es ja niemand zu wissen und die Eltern der Mädchen finden nichts dabei. Nachher könnten wir sie ins Kino oder sonst wohin führen, wenn Sie Lust haben, nicht in eines der Kinos unten im Fabrikviertel, sondern in eines der besseren."

In Clydes Innerem entstand die Frage, wie er sich bei solchen Anlässen benehmen sollte. In Chicago hatte er wegen der Ereignisse in Kansas City so zurückgezogen und vorsichtig als möglich gelebt, und so lange er im Klub angestellt gewesen, hatte er sich vorgenommen, nach den Idealen zu leben, die das ernste Wesen desselben ihn gelehrt hatte: Zurückhaltung, intensive Arbeit, Sparsamkeit und sorgfältige äußere Erscheinung. Ach, was war das für ein frauenloses Paradies gewesen!

Aber trotz der friedlichen Umgebung schien die hiesige Luft

von solchen Zerstreuungen zu sprechen, wie dieser Jüngling sie vorgeschlagen hatte, — eine Form des Zeitvertreibs, der wahrscheinlich ganz harmlos war, aber doch mit Mädchen und ihrer Unterhaltung zusammenhing, und so viel er sehen konnte, gab es deren hier sehr viele!

Aber was würden seine neu entdeckten Verwandten von ihm denken, wenn man ihn solcher Art und solchen Sinnes herumgehen sah, wie sie die Vorschläge dieses Jünglings anzudeuten schienen? Hatte er nicht eben gesagt, daß es eine schrecklich kleinliche Stadt war und daß jeder fast alles vom anderen wußte? Zweifelnd schwieg er. Aber er mußte sich jetzt entscheiden, und da er einsam war und sich nach Gesellschaft sehnte, meinte er: „Ja, nun, ich glaube, es wird schon gehen", fügte jedoch etwas unsicher hinzu: „Wenn natürlich meine Verwandten —"

„Selbstverständlich", erwiderte Dillard lebhaft. „Natürlich müssen Sie vorsichtig sein. Ich bin es übrigens auch." Wenn er sich nur mit einem Griffiths zeigen konnte, mußte das doch auch ihm zugute kommen. Gewiß, das tat es nach seiner Meinung auch schon jetzt. Daher ersuchte er Clyde, ihm Zigaretten oder Sodawasser oder irgendetwas anbieten zu dürfen, aber dieser, der sich noch sehr fremd und unsicher fühlte und den jener junge Mann mit seiner selbstzufriedenen Verehrung für Gesellschaft und Stellung etwas störte, entschuldigte sich nach einer Weile und kehrte in sein Zimmer zurück. Er hatte seiner Mutter einen Brief versprochen und wollte jetzt lieber umkehren, um ihr zu schreiben und dabei ein bißchen darüber nachzudenken, ob der neue Verkehr auch vernünftig für ihn sei.

Achtes Kapitel

Da der nächste Tag ein Samstag war, an dem in Clydes Betriebe während des ganzen Jahres nur halbtägig gearbeitet wurde, ging Mr. Whiggam mit den Lohnkuverts durch die Fabrik.

„Das ist das Ihre, Mr. Griffiths", sagte er, als hätte ihm Clydes Stellung besonderen Eindruck gemacht.

Sehr erfreut über die Anrede nahm Clyde den Umschlag, und während er zu seinem Kleiderfach ging, riß er ihn auf und steckte das Geld in die Tasche. Dann nahm er Hut und Mantel und wanderte seiner Pension zu, wo er sein Frühstück einnahm, und da er sich sehr einsam fühlte und Dillard durch Arbeit am Erscheinen verhindert war, beschloß er mit der Straßenbahn nach Gloversville zu fahren. Dies war eine Stadt von ungefähr zwanzigtausend Einwohnern, die ebenso belebt, wenn auch nicht so hübsch sein sollte wie Lycurgus. Die Fahrt regte ihn an und unterhielt ihn, denn er lernte eine Stadt kennen, die in ihrer sozialen Struktur wesentlich anders geartet war.

Den nächsten Tag, den Sonntag, verbrachte er, indem er allein in Lycurgus herumwanderte, denn es hatte sich ergeben, daß Dillard aus irgendeinem Grunde nach Fonda fahren mußte und sein Versprechen nicht einhalten konnte. Aber als er Clyde am Montag abend traf, teilte er ihm mit, daß nächsten Mittwoch in der Kongregationskirche in der Diggby Avenue eine gesellige Zusammenkunft mit Erfrischungen stattfand, und nach seinen Äußerungen zu urteilen, schienen zum mindesten die letzteren der Mühe wert zu sein.

„Wir könnten hingehen und die Mädchen ein bißchen aufstöbern." Das war die Form, in die Dillard seinen Vorschlag kleidete. „Ich möchte Sie mit meinem Onkel und meiner Tante bekannt machen, die ebenso wie ihre Töchter sehr nette Menschen sind. Die sind keine Kopfhänger. Um zehn können wir dann verschwinden und entweder zu Rita gehen, die die besseren Platten hat, oder zu Zella, bei der man besser tanzen kann. Haben Sie übrigens Ihren Frack mitgebracht?" fragte er, obzwar er in Clydes Abwesenheit bereits dessen über seinem eigenen gelegenes Zimmer untersucht und herausgefunden hatte, daß er nur ein Toilettenneceſſaire und anscheinend überhaupt keinen Koffer und keinen Frack besaß. Das hatte ihn davon überzeugt, daß Clyde trotz seiner Anstellung im Union League Club in Chicago und trotz seinem Vater, der ein Hotel in Denver leitete, auf gesellschaftliche Ausrüstung keinen Wert zu legen schien. Oder er wollte seinen eigenen Weg nach irgendeinem charakterbildenden System ohne fremde Hilfe machen, was aber nicht ganz nach Dillards Geschmack war; man sollte die unbedingten gesellschaftlichen Erfordernisse niemals vernachlässigen. Immerhin war Clyde ein Griffiths und das genügte, um ihn mindestens für den Augenblick alles andere übersehen zu lassen.

„Nein," erwiderte Clyde, der sich über das Wesen dieses Abenteuers selbst jetzt trotz seiner Einsamkeit noch nicht im klaren war, „aber ich will mir einen kaufen." Er hatte schon seit seiner Ankunft an diesen Mangel in seiner Garderobe gedacht und den Entschluß gefaßt, mindestens fünfunddreißig Dollar von seinen letzten schwerverdienten Ersparnissen zu opfern, um sich ein solches Kleidungsstück zu leisten.

Dillard schwätzte weiter und erzählte, daß Zella Shuman, obwohl ihre Eltern nicht reich waren (doch gehörte ihnen das Haus, das sie bewohnten), dennoch mit vielen netten Mädchen

verkehrte. Zellas Vater besaß außerdem ein kleines Landhaus am Eckert Lake bei Fonda, und im nächsten Sommer, wenn die Urlaubszeit und die schönen Weekends kamen, könnten er und Clyde, falls dieser Lust hatte, einmal auf Besuch hinfahren, denn Rita und Zella waren fast unzertrennlich. Außerdem waren sie auch hübsch. „Zella ist dunkel und Rita ist hell", fügte er begeistert hinzu. Clydes Interesse erwachte, da es sich um hübsche Mädchen handeln sollte und da dieser Dillard aus freiem Willen und trotz seiner Einsamkeit so große Stücke auf ihn hielt. Aber war es klug, sich so weit mit ihm einzulassen? Das war die Frage, denn im Grunde wußte er gar nichts über ihn. Aus Dillards Benehmen und seiner plötzlichen Begeisterung für diesen Abend schloß Clyde, daß er sich viel mehr aus den Mädchen als solchen und aus einer gewissen ihnen eigenen Freiheit und Leichtfertigkeit machte, als aus den Gesellschaftskreisen, denen sie angehörten. Aber hatte das nicht seinen Sturz in Kansas City herbeigeführt? Und Lycurgus war der letzte Ort, an dem er es vergessen durfte, besonders wenn er so wie jetzt etwas Höheres erreichen wollte.

Nichtsdestoweniger gingen sie am folgenden Mittwoch um halb neun Uhr hin — Clyde in lebhafter Erwartung — und befanden sich um neun mitten in einer jener teils religiösen, teils weltlichen und teils auf das Gemüt wirkenden geselligen Zusammenkünfte, deren Zweck es war, Geld für die Kirche aufzubringen, und deren Verlauf den älteren Teilnehmern Gelegenheit zu Schwatz und Kritik und den jüngeren zu einem gewissen Maß schwärmerischen, wenn auch versteckten Flirts gab. In den Buden konnte man alles kaufen, von Pastete, Kuchen und Eis angefangen bis zu Spitzen, Puppen und Krimskrams jeder Art, von dem sich die Gemeindemitglieder zum Heile der Kirche getrennt hatten. Der Pfarrer,

der ehrwürdige Peter Isreals, und seine Frau waren anwesend und ebenso Dillards Onkel und Tante, zwei lebhafte, aber ganz uninteressante Menschen, die, wie Clyde bemerkte, gar keine gesellschaftliche Rolle hier spielten. Sie waren zu offenherzig und „gesellig" in dem spezifisch nachbarlichen Sinne, obwohl Grover Wilson, der einer der Einkäufer für Stark & Co. war, von Zeit zu Zeit eine ernsthafte und bedeutende Miene zur Schau zu tragen sich bemühte.

Er war ein kleiner, untersetzter Mann, der es entweder nicht verstand, sich gut zu kleiden, oder es sich nicht leisten konnte. Im Gegensatz zu der fast tadellosen Gewandung seines Neffen saß sein Anzug gar nicht gut und war ebenso wie seine Krawatte nicht gebügelt und leicht beschmutzt. Er hatte die Gewohnheit, sich wie ein Ladendiener die Hände zu reiben, die Stirne zu runzeln und manchmal den Kopf zu kratzen, als wäre das, was er eben sagen wollte, von äußerster Wichtigkeit und hätte ihm viel Kopfzerbrechen gemacht. Ebenso die dicke, breite Mrs. Wilson, die neben ihm stand und sich bemühte, sich zu Clydes Größe zu erheben, aber nur ein fettiges Lächeln auszustrahlen vermochte. Sie war rosig und beleibt, hatte Anlage zu einem Doppelkinn und lächelte fortwährend, hauptsächlich, weil sie von Natur aus gutmütig war und weil es zum guten Ton gehörte, manchmal aber auch, weil Clyde eben war, wer er war. Denn Walter Dillard hatte es nicht unterlassen, seinen Verwandten einzuprägen, daß Clyde ein Griffiths war, und daß er, Dillard, es war, der ihn kennengelernt und sich mit ihm angefreundet hatte und ihn jetzt hier einführte.

„Walter hat uns erzählt, daß Sie kürzlich hergekommen sind, um bei ihrem Onkel zu arbeiten. Wie ich höre, wohnen Sie bei Mrs. Cuppy. Ich kenne sie nicht, aber ich habe mir immer erzählen lassen, daß sie ein so nettes, feines Haus führt.

Mr. Parsley, der bei ihr wohnt, ist mit mir in die Schule gegangen, aber leider sehe ich ihn nicht mehr sehr oft. Haben Sie ihn kennengelernt?"

„Bis jetzt noch nicht", entgegnete Clyde.

„Wir hatten Sie letzten Sonntag zu Tisch erwartet, aber Walter mußte leider nach Hause fahren. Nun müssen Sie aber bald kommen, wann immer es ist. Ich würde mich sehr darüber freuen." Sie strahlte und zwinkerte mit ihren kleinen graubraunen Äuglein.

Clyde bemerkte, daß er wegen der Berühmtheit seines Onkels von ihr als ein gesellschaftlicher Fund betrachtet wurde. Und ebenso erging es ihm mit dem Rest der Anwesenden, mit alt und jung.

Bei den jungen Mädchen war dies noch viel auffallender. Denn Dillard machte alle auf die wichtige Verwandtschaft Clydes sehr deutlich aufmerksam. „Erlauben Sie, Mr. Clyde Griffiths, der Neffe von Samuel Griffiths und Vetter von Gilbert Griffiths. Er ist eben angekommen, um die Kragenerzeugung bei seinem Onkel zu erlernen." Und wenn Clyde auch begriff, wie albern diese Vorspiegelung war, die Wirkung freute ihn doch und machte ihm selbst großen Eindruck. Die Frechheit dieses Dillard, die unverschämte Art, wie er wegen Clydes diese Leute zu begönnern schien! Er schleifte ihn da- und dorthin und wollte ihn fast keinen Augenblick allein lassen. Er hatte sich vorgenommen, allen seinen Freunden und Bekannten unter diesen jungen Burschen und Mädchen zu sagen, wer und was Clyde war und daß er es war, der ihn einführte. Ebenso sollten alle diejenigen, die er nicht mochte, ihn so wenig als möglich zu Gesicht bekommen, und ihn gar nicht kennenlernen. „Sie ist ganz unbedeutend. Ihr Vater hat nur eine kleine Garage hier, ich würde mich an Ihrer Stelle nicht um sie bemühen." Oder: „Er ist nichts

Besonderes, nur ein kleiner Angestellter aus unserem Warenhaus."

Dann wurde er Zella Shuman und Rita Dickerman vorgestellt, die aus besonderen Gründen, hauptsächlich um gescheiter und weltklüger zu erscheinen als die anderen Anwesenden, etwas später gekommen waren. Clyde fand bald heraus, daß sie wirklich anders waren, nicht so schlicht und beschränkt wie die Mädchen, denen Dillard ihn bis dahin vorgestellt hatte. Sie waren weder in religiöser noch in sittlicher Beziehung so unerschütterlich wie jene anderen, und es fiel Clyde auf, daß sie, ohne es sich einzugestehen und ohne dadurch aufzufallen, etwas herbeizusehnen schienen, das an die sinnlichen Freuden so nahe als möglich heranreichen sollte. In ihrem Wesen, ja sogar in der Art der Vorstellung lag etwas von dem Ton der übrigen kirchlichen Gemeinde Verschiedenes, etwas, das nicht gerade moralisch oder religiös ungesund, aber viel freier, weniger zurückhaltend und gedrückt war als das Wesen jener anderen.

„Sie sind also Mr. Clyde Griffiths?" fragte Zella Shuman. „Nein, wie Sie Ihrem Vetter ähnlich sehen! Ich sehe ihn oft durch die Central Avenue fahren. Walter hat uns sehr viel von Ihnen erzählt. Gefällt es Ihnen in Lycurgus?"

Die Art, in der sie „Walter" sagte, und ein gewisser vertraulicher Tonfall in ihrer Stimme ließen Clyde sofort fühlen, daß sie Dillard näherstehen mußte, als er selbst zugegeben hatte. Ein schmales rotes Samtband um ihren Hals, zwei kleine Granatgehänge in ihren Ohren, ein sehr hübsches, anliegendes schwarzes Kleid mit einem reichgeschmückten Rock schienen anzudeuten, daß sie nicht ungern ihre Gestalt zeigte und sie zu schätzen wußte. Das hätte aber an einem solchen Orte bestimmt Anstoß erregt, wenn sie nicht eine sehr ehrbare und reservierte Haltung angenommen hätte. Rita Dickerman dagegen war hell und üppig, mit rosigen Wangen,

hellbraunem Haar und blaugrauen Augen. Obwohl ihr die herausfordernde Munterkeit Zella Shumans fehlte, ging doch etwas von ihr aus, das mit jenen freien, wenn auch geheimen Ansichten übereinstimmte. Sie hatte weniger Triumphierendes an sich, sondern war von Natur aus entgegenkommend und Clyde gegenüber auffallend hingebend. Es war so eingerichtet worden, daß sie mit ihm kokettierte. Sie stand sehr unter Zella Shumans Bann und Einfluß und die beiden waren unzertrennlich. Als Clyde ihr vorgestellt wurde, lächelte sie ihn auf so hinschmelzende und sinnliche Weise an, daß er ganz unruhig wurde. Denn er sagte sich sofort, daß er hier in Lycurgus sehr vorsichtig in seinem näheren Umgang sein müsse. Aber ebenso wie Hortense Briggs erweckte sie Vorstellungen von einer Vertraulichkeit, die ihn verwirrte, so unwahrscheinlich und weit entfernt sie auch sein mochte. Er mußte vorsichtig sein. Dillard und diese Mädchen schienen denselben freien Verkehr anzudeuten, der ihm schon früher Unannehmlichkeiten gebracht hatte.

„Wollen wir nicht ein wenig Icecream und Kuchen essen?" schlug Dillard vor, nachdem die ersten einleitenden Bemerkungen vorüber waren. „Dann können wir von hier verschwinden. Ich glaube, es wäre gut, wenn ihr beide ein wenig herumgehen und ein paar Leute begrüßen wolltet. Wir können uns nachher bei der Konditorei treffen und dann weggehen, wann ihr wollt. Was meint ihr?"

Er sah Zella Shuman an, als wollte er sagen: ‚Du weißt, wie man es am besten macht', und sie lächelte und erwiderte: „Gewiß, sofort können wir nicht weggehen. Ich sehe meine Cousine Mary und Mutter und Fred Bruckner dort drüben stehen. Rita und ich werden ein bißchen herumgehen und euch später wieder treffen." Rita Dickerman warf Clyde einen vertraulichen und besitzergreifenden Blick zu.

Nachdem sie ungefähr zwanzig Minuten lang herumgeschlendert und da und dort stehen geblieben waren, machte Zella Dillard ein Zeichen, worauf er und Clyde in der Nähe der Konditorei stehen blieben. Als sie nun aller Verpflichtungen ledig waren und einzelne Leute anfingen, sich zu verabschieden, bemerkte Dillard: „Kommen wir ihnen zuvor! Wir können doch zu euch gehen, nicht wahr?"

„Natürlich", flüsterte Zella, und sie eilten gemeinsam zur Garderobe.

Clyde war sich über die Zweckmäßigkeit dieses Unternehmens so sehr im unklaren, daß er sehr schweigsam wurde. Er wußte nicht recht, ob ihm Rita gefiel oder nicht. Aber als sie auf der Straße außer Sehweite der Kirche und der heimkehrenden Gäste waren, fanden sie sich zusammen; Zella und Dillard waren vorausgegangen. Clyde hängte sich in sie ein, wie er es für passend erachtete, sie aber machte sich los, legte eine warme und liebkosende Hand auf seinen Arm, schob sich ganz dicht, Schulter an Schulter, an ihn heran, und während sie sich halb auf ihn stützte, begann sie über das Leben in Lycurgus zu plaudern. Ihre Stimme war jetzt sehr weich und einschmeichelnd; sie gefiel Clyde sehr gut. Es lag etwas Schweres, Schmachtendes in ihrem Körper, eine Art von Strahlen oder Elektronen gingen von ihr aus, die ihn wider Willen fesselten und anzogen. Er hätte gerne ihren Arm gestreichelt und wußte, daß er es tun könnte, wenn er nur wollte, — er dürfte selbst den Arm um ihre Hüfte legen. Aber er war vernünftig genug, sich zu besinnen, daß er ein Griffiths — ein Griffiths aus Lycurgus — war und was dies für einen Unterschied ausmachte; das war der Grund, warum alle jungen Mädchen in dieser Kirchengesellschaft so freundlich und herzlich gegen ihn gewesen waren. Aber trotz dieser Erwägung drückte er ihren Arm ein klein wenig, ohne daß sie etwas sagte oder ihm Vorwürfe machte.

Das Haus der Shumans, ein großes, altmodisches, solid gebautes Holzhaus mit einem viereckigen Aufbau, lag sehr versteckt hinter Bäumen auf einem Rasenplatz. Als sie angelangt waren, ließen sie sich im Wohnzimmer nieder, das viel hübscher war als alles, was Clyde bis dahin kennengelernt hatte, und Dillard begann sofort sehr vertraut die Grammophonplatten zu sortieren und zwei ziemlich große Teppiche beiseite zu schieben, so daß ein glatter Parkettboden zum Vorschein kam.

„Etwas Gutes haben dieses Haus, diese Bäume und diese leisen Nadeln an sich", bemerkte er zu Clydes Belehrung, denn er hatte noch immer den Eindruck, daß Clyde besonders vorsichtig war und sich vor jedem seiner Schritte sehr in acht nahm. „Man kann von der Straße aus keinen einzigen Ton dieses Grammophons hören, nicht wahr, Zell? Und wenn man die leisen Nadeln nimmt, auch nicht im oberen Stockwerk. Wir haben öfters hier unten gespielt und bis drei oder vier getanzt und oben hat niemand eine Ahnung davon gehabt."

„Gewiß, denn Vater ist ein bißchen schwerhörig, und wenn Mutter erst in ihrem Zimmer ist und zu lesen anfängt, dann weiß sie von gar nichts mehr. Aber es ist überhaupt fast nicht zu hören."

„Ist man denn hier so sehr gegen das Tanzen?" fragte Clyde.

„Ach nein, die Leute aus der Fabrik auf keinen Fall," entgegnete Dillard, „wohl aber die meisten, die mit der Kirche zusammenhängen, zum Beispiel mein Onkel und meine Tante und fast alle, die wir heute abend gesehen haben, bis auf Rita und Zella." Er warf ihnen einen anerkennenden und ermutigenden Blick zu. „Die sind zu großzügig, um sich durch solche Kleinigkeiten stören zu lassen, nicht wahr, Zella?"

Das junge Mädchen, das sehr unter seinem Banne stand,

nickte: „Selbstverständlich hast du recht, ich kann nichts Schlechtes daran finden."

„Ich auch nicht", wendete Rita ein, „und meine Eltern auch nicht. Aber sie wollen nicht gerne darüber reden und ich soll nicht glauben, daß ich es ihnen zuliebe übertreiben soll."

Dillard hatte eine Platte namens „Braune Augen" eingelegt und sofort begannen Clyde und Rita, Dillard und Zella zu tanzen. Clyde fühlte, wie er allmählich in eine Art von Vertraulichkeit zu diesem Mädchen geriet, das etwas anzudeuten schien, was er selbst nicht recht ahnte. Sie tanzte so warm und hingebend, mit einer fließenden und schwingenden Bewegung, in der alle unterdrückten Leidenschaften lagen, und um ihre Lippen spielte ein schmachtendes Lächeln, das ein heftiges Verlangen auszudrücken schien. Dabei war sie sehr hübsch, noch viel hübscher, wenn sie tanzte und lächelte, als früher.

„Sie ist entzückend, obwohl sie etwas zu leicht zu haben ist", dachte Clyde. „Jeder andere wäre ihr eben so recht, aber ich gefalle ihr, weil sie mich für jemand besonderen hält."

Fast in demselben Augenblick sagte sie: „Ist es nicht einfach himmlisch? Sie tanzen aber auch ausgezeichnet, Mr. Griffiths."

„O nein", erwiderte er und sah ihr lächelnd in die Augen. „Das sind nur Sie. Ich kann nur tanzen, weil ich mit Ihnen tanze."

Er merkte jetzt, daß ihre Arme rund und weich und ihr Busen für ihre Jugend sehr voll war. Angeregt durch das Tanzen, wirkte sie bezaubernd, ihre Bewegungen waren fast herausfordernd.

„Jetzt werde ich das ‚Liebesboot' einlegen", rief Dillard, als die ‚Braunen Augen' zu Ende waren. „Und während Rita und ich uns einmal herumdrehen, können Sie mit Zella tanzen,

nicht, Rita?" Er war so hingerissen von seiner eigenen Tanzkunst und seiner natürlichen Freude daran, daß er es gar nicht erwarten konnte. Noch bevor er die nächste Platte auflegte, hatte er Rita an den Armen gefaßt, glitt mit ihr hin und her, machte Schritte und Figuren, die Clyde nicht kannte und die ihn sofort als den besseren Tänzer hinstellten. Dann rief er Clyde zu, mit dem „Liebesboot" zu beginnen.

Clyde aber erkannte, nachdem er mit Zella getanzt hatte, daß dies als gute Kameradschaft zweier gleichgestimmter Paare gedacht war, die sich nicht im Wege stehen, sondern im Gegenteil sich in ihren Bestrebungen unterstützen sollten, des anderen Gesellschaft zu genießen. Denn während Zella mit Clyde tanzte und gut tanzte und viel sprach, fühlte er doch fortwährend, daß ihr Dillard und sonst niemand gefiel und daß er ihr als Tänzer lieber gewesen wäre. Nach ein paar Touren, als er und Rita auf einem Sofa saßen und plauderten, gingen Zella und Dillard in die Küche, um Wasser zu trinken. Aber es fiel Clyde auf, daß sie viel länger ausblieben, als das bloße Trinken erfordert hätte.

Es schien sogar beabsichtigt, daß er und Rita sich in dieser Pause näher kommen sollten, denn als das Gespräch auf dem Sofa eine Pause aufwies, erhob sie sich und forderte ihn schweigend — ohne Musik und ohne äußeren Anlaß — auf, nochmals mit ihr zu tanzen. Angeblich hatte sie ein paar Schritte von Dillard gelernt, die sie Clyde zeigen wollte. Aber dadurch kamen sie einander näher, sogar bedeutend näher, und als sie so knapp beieinander standen und sie Clyde mit Armen und Ellbogen zeigte, wie er es machen sollte, kam ihr Gesicht ihm sehr nahe, zu nahe für seinen eigenen Willen und seine Widerstandskraft. Er drückte seine Wange an die ihre und sie wendete ihm ihre lächelnden und aufmunternden Augen zu. Da war es um seine Selbstbeherrschung geschehen und er

küßte sie wieder und immer wieder auf den Mund. Und statt sich ihm zu entziehen, wie er erwartet hatte, ließ sie ihn gewähren und blieb genau in derselben Stellung, damit er sie noch weiter küssen konnte. Aber als er die Hingebung ihres warmen Körpers in seiner unmittelbaren Nähe und den Druck ihrer Lippen als Erwiderung auf den seinen fühlte, begriff er, daß er sich in Beziehungen eingelassen hatte, die sich nicht so leicht ändern oder lösen lassen würden. Jetzt fiel es ihm auch schwer zu widerstehen, da er in sie und sie ebenso sichtlich in ihn verliebt war.

Neuntes Kapitel

Abgesehen von der augenblicklichen Erregung und Leidenschaft hatte dieses Erlebnis zur Folge, daß Clyde sich so wie früher die Frage vorlegte, wie er sein Betragen einrichten sollte. Da war nun dieses Mädchen, das ihm so deutlich und vielversprechend entgegenkam, und dazu noch so bald, nachdem er sich und seiner Mutter gelobt hatte, ein neues Leben, ohne solche Bekanntschaften zu führen, wie sie seinen Sturz in Kansas City verursacht hatten. Und doch — und doch —

Es war eine schwere Versuchung, denn er hatte das Gefühl, daß Rita von ihm die Aufforderung zu einem weiteren Schritt erwartete, und zwar bald. Aber wann und wo? Nicht in diesem großen, fremden Hause. Es gab wohl noch andere Räume hier außer der Küche, in die Dillard und Zella so auffällig verschwunden waren; aber selbst wenn eine solche Beziehung einmal bestand — was dann? Würde sie dann nicht deren Fortsetzung erwarten und mußte er nicht mit Schwierigkeiten rechnen, falls er es nicht täte? So tanzte er mit ihr und drückte sie auf kühne und verlangende Art an sich, während er dachte: „Das darf ich nicht tun, ich bin in Lycurgus und hier bin ich ein Griffiths. Ich weiß, wie diese Leute und wie sogar ihre Eltern über mich denken. Habe ich sie wirklich gern? Liegt nicht in ihrer raschen Bereitwilligkeit, ihrer allzu schnellen Intimität etwas, das mir nicht ganz gefällt, auch wenn es meiner Zukunft nicht gefährlich würde?"

Er hatte eine Empfindung, die jener anläßlich seines Besuches im Lupanar in Kansas City nicht unähnlich war: er fühlte sich angezogen und gleichzeitig abgestoßen und konnte

nichts anderes tun, als sie ziemlich gezwungen küssen und streicheln, bis Dillard und Zella endlich zurückkehrten, und ein solches Maß von Vertraulichkeit nicht länger möglich war.

Als es zwei schlug, fiel es Rita plötzlich ein, daß sie gehen müsse, denn ihre Eltern wären ungehalten, wenn sie zu lange ausbliebe. Und da Dillard nicht Miene machte, Zella im Stich zu lassen, war es selbstverständlich, daß Clyde sie nach Hause begleitete, — ein Vergnügen, das sich durch ein leises Gefühl von Enttäuschung und Mißerfolg bei beiden abschwächte. Er glaubte, ihren Erwartungen nicht entsprochen zu haben, und die Erklärung, die sie sich gab, war, daß es ihm sichtlich an Mut fehlte, dem Anerbieten ihrer Gunst entgegenzukommen.

Auch vor ihrem nicht sehr weit entfernten Hause und nach einem Gespräch, das von Andeutungen künftiger Gelegenheiten erfüllt war, die sich als günstiger erweisen mochten, war ihre Haltung eine entschieden aufmunternde. Sie nahmen Abschied, aber Clyde fand noch immer, daß diese neue Bekanntschaft sich viel zu rasch entwickle. Er wußte nicht recht, ob er sich hier darauf einlassen sollte, dazu noch so schnell! Wo waren alle seine guten Vorsätze geblieben, die er vor dem Herkommen gefaßt hatte? Was sollte er tun? Und doch war er durch Ritas sinnliche Wärme und Anziehungskraft in seinen Entschlüssen wankend geworden und konnte nicht so handeln, wie er es sonst gerne getan hätte.

Zwei Dinge, die ihn beeinflußten, trafen jetzt zusammen. Zunächst einmal die Haltung der Griffiths selbst. Abgesehen von Gilbert, war es nicht so sehr Abneigung oder vollkommene Teilnahmslosigkeit, als hauptsächlich die Schuld Samuel Griffiths', der die ziemlich ungewöhnliche, geradezu einsame Lage nicht begreifen konnte, in der Clyde sich befinden mußte, wenn seine Familie ihm nicht von Zeit zu Zeit ein wenig Freundlichkeit erweisen oder einen wohlmeinenden Rat geben wollte. Aber

Samuel Griffiths, der immer sehr gehetzt war, hatte wenigstens während des ersten Monats kaum einmal an Clyde gedacht. Wie er gehört hatte, war er hier, war angemessen untergebracht, man würde sich auch in Zukunft gebührend um ihn bekümmern, was wollte man noch, zum mindesten für jetzt?

So wurde Clyde während dieser fünf Wochen, in denen sich nichts ereignete, zu Gilberts Befriedigung in seiner Welt des Souterrains belassen und wunderte sich, was man mit ihm vorhaben konnte. Das Benehmen seiner Mitmenschen, Dillard und die Mädchen inbegriffen, ließ ihm seine hiesige Stellung als sonderbar erscheinen.

Aber ungefähr einen Monat nach Clydes Ankunft fragte Griffiths senior eines Tages, hauptsächlich, weil Gilbert so erfreut schien, nichts über Clyde sagen zu müssen:

„Was macht dein Vetter eigentlich? Wie bewährt er sich?"

Etwas unangenehm berührt von dieser unerwarteten Frage, erwiderte Gilbert: „Es geht ganz gut. Ich habe ihn zunächst in der Vorrichtabteilung untergebracht. Ist dir das recht?"

„Ich glaube. Meiner Meinung nach kann er ebenso gut dort anfangen wie anderswo. Aber was hältst du jetzt von ihm?"

„O," entgegnete Gilbert vorsichtig und entschieden unbeeinflußt, ein Zug, um den ihn sein Vater immer beneidet hatte —, „nichts Besonderes. Ich denke, er wird sich ganz gut machen. Vielleicht entwickelt er sich, aber ich halte ihn nicht für jemanden, der das Pulver erfunden hat. Er besitzt keinerlei Vorbildung, das merkt jeder, und sieht auch nicht sehr rührig und energisch aus, kommt mir zu weich vor. Trotzdem möchte ich ihn behalten, vielleicht macht er sich; dir gefällt er und ich kann mich irren. Aber ich kann mir nicht helfen, ich glaube, der wahre Grund seines Herkommens war die Hoffnung, daß du mehr für ihn tun würdest als für jemand anderen, weil er eben ein Verwandter ist."

„Glaubst du? Dann wird er sich irren." Mit einem neckenden Lächeln setzte er hinzu: „Vielleicht ist er doch tüchtiger als du meinst. Er ist doch noch nicht so lange hier, daß man dies beurteilen könnte und in Chicago hat er mir nicht diesen Eindruck gemacht. Es gibt eine Menge kleine Ecken, die er ausfüllen könnte, ohne viel Schaden anzurichten, selbst wenn er nicht der allertüchtigste Bursche der Welt ist. Wenn er sich mit wenig im Leben zufrieden gibt, so ist das seine Sache und ich kann ihn nicht daran hindern. Aber ich will auf keinen Fall, daß er jetzt schon entlassen oder auf Akkordarbeit gesetzt wird. Das würde nicht gut aussehen, denn schließlich ist er doch mit uns verwandt. Überlasse ihn noch ein bißchen sich selbst und warte ab, wie er sich macht."

„Gut, Vater", erwiderte sein Sohn, in der Hoffnung, daß sein Vater ihn aus Vergeßlichkeit dort lassen würde, wo er war, nämlich in der niedrigsten Stellung, die es in der Fabrik überhaupt gab.

Aber zu seinem Mißvergnügen fuhr Samuel Griffiths jetzt fort: „Wir werden ihn doch einmal zum Essen einladen müssen, glaubst du nicht auch? Ich habe längst daran gedacht, aber nie Zeit dazu gefunden. Ich hätte es schon früher mit deiner Mutter besprechen sollen. Nicht wahr, er ist noch nie bei uns draußen gewesen?"

„Nicht daß ich wüßte", entgegnete Gilbert mürrisch. Er war nicht erfreut, besaß aber viel zu viel Takt, um gerade in diesem Falle seinen Widerspruch zu äußern. „Wahrscheinlich wurde darauf gewartet, daß du etwas sagst."

„Gut", fuhr Samuel Griffiths fort. „Bitte, erkundige dich, wo er wohnt, und lade ihn ein. Wie wäre es mit nächstem Sonntag, wenn wir nichts anderes vorhaben?" Da er eine Spur von Zweifel und Mißbilligung in seines Sohnes Augen bemerkte, fügte er hinzu: „Nun, Gil, er ist doch schließlich

mein Neffe und dein Vetter und wir können ihn nicht ganz ignorieren, das geht doch nicht. Sprich du heute abend mit deiner Mutter oder noch besser, ich tue es selbst und nehme es in die Hand." Er schloß eine Lade, in der er nach gewissen Papieren gesucht hatte, stand auf, nahm Hut und Mantel und verließ das Bureau.

Auf Grund dieser Unterredung erhielt Clyde eine Einladung, am nächsten Sonntag um halb sieben an einer Mahlzeit im Kreise der Familie Griffiths teilzunehmen. Sonntag um halb zwei fand die wichtige Hauptmahlzeit statt, zu der gewöhnlich der eine oder andere der hiesigen oder durchreisenden Freunde des Hauses eingeladen wurde, aber um halb sieben hatten sich die meisten dieser Gäste und ein bis zwei Familienmitglieder schon verabschiedet, und der kalte Imbiß wurde meist nur von Mr. und Mrs. Griffiths und Myra eingenommen, da Bella und Gilbert oft auswärts aßen.

Diesmal aber hatten Mrs. Griffiths, Myra und Bella beschlossen, daß alle anwesend sein sollten, bis auf Gilbert, der sowohl aus Widerspruchsgeist als wegen einer anderen Verabredung erklärt hatte, nur auf einen Augenblick vor dem Weggehen erscheinen zu wollen. Gilbert freute sich, daß es gelang, Clyde zu empfangen und zu bewirten und gleichzeitig die Gefahr einer Begegnung mit zufällig im Laufe des Nachmittags erscheinenden wichtigen Bekannten zu vermeiden. Auf diese Weise hatte man auch Gelegenheit, ihn für sich allein zu beobachten und zu sehen, was man von ihm halten sollte, ohne sich irgendwie bloßzustellen.

Inzwischen aber hatten die Dinge mit Dillard, Rita und Zella eine Wendung genommen, die in ihren weiteren Problemen durch eben diese Einladung der Griffiths beeinflußt werden sollte. Alle drei, Rita eingeschlossen, waren trotz Clydes damaligem Zögern noch immer überzeugt, daß er in sie verliebt

sei oder sich noch verlieben werde, und es hatte verschiedene Anspielungen und schließlich eine direkte Aufforderung von seiten Dillards gegeben, daß sie zu Ehren der neugegründeten Freundschaft zwischen ihm, Clyde und den beiden Mädchen einen Weekendausflug unternehmen sollten, am liebsten nach Utica oder Albany. Die Mädchen kämen natürlich mit und er war bereit, an Clydes Stelle mit Rita durch Zella zu verhandeln, wenn dieser irgendwelche Zweifel oder Angst wegen ihrer Bereitwilligkeit hegte. „Sie wissen, daß Sie ihr gefallen. Zella hat mir erst neulich erzählt, daß sie gesagt hat, Sie wären ein Schatz. So ein Herzensbrecher!" Er puffte Clyde fröhlich und vertraulich in die Seite, was Clyde, der sich jetzt in einer neuen und größeren Welt befand, und angesichts dessen, was er dort war, nicht so gut gefiel als sonst. Er kannte das: diese Burschen waren solche Streber, wenn sie glaubten, daß man etwas Besseres war als sie.

Übrigens würde jener Vorschlag, so aufregend und spannend er im Grunde sein mochte, voraussichtlich endlose Schwierigkeiten nach sich ziehen. Erstens einmal hatte er kein Geld — bis jetzt nur fünfzehn Dollar in der Woche —, und wenn man von ihm erwartete, daß er sich an so kostspieligen Unternehmungen beteiligen sollte, konnte er natürlich damit nicht auskommen: denn das bedeutete Bahnfahrten, Mahlzeiten, eine Hotelrechnung, vielleicht auch eine Autofahrt zu zweit. Und dann würde er in innigem Verkehr mit jener Rita stehen, die er kaum kannte und die auch hier in Lycurgus einen regen Umgang suchen und von ihm verlangen würde, daß er regelmäßig zu ihr käme, mit ihr ausginge, — und gesetzt den Fall, die Griffiths, sein Vetter Gilbert, sahen ihn oder hörten davon? Hatte Zella nicht erzählt, daß sie ihm oftmals da und dort in den Straßen von Lycurgus begegnet war? Würde ihn das aber nicht ein- für allemal als einen hinstellen, der mit

einem Warenhausangestellten befreundet war, mit dem im Grunde nicht viel los war? Das konnte das Ende seiner hiesigen Karriere bedeuten! Wer weiß, wohin es führen mochte!

Er räusperte sich und erfand verschiedene Ausreden. Gerade jetzt hatte er eine Menge Arbeit und ein solches Wagnis mußte erst überlegt werden. „Sie wissen doch, meine Verwandten —" Und nächsten Sonntag und den zweiten hielt ihn eine besondere Arbeit im Auftrage der Fabrik in Lycurgus fest. Nachher würde er sehen. Aber im Grunde überlegte er in seiner schwankenden Art, zeitweise beirrt durch wiederkehrende Erwägungen über Ritas Reize, ob es nicht wünschenswert wäre, trotz seines gegenteiligen Entschlusses sich während der nächsten zwei oder drei Wochen so knapp als möglich zu halten und doch mitzufahren. Er hatte gespart, um sich einen neuen Frack und Claquehut zu kaufen; konnte er nicht einen Teil dieses Geldes dazu verwenden, wenn er auch wußte, daß es eine falsche Spekulation war?

Die hübsche, weiche, sinnliche Rita!

Bald darauf aber kam die Einladung der Griffiths. Als er eines Abends sehr ermüdet von der Arbeit heimkehrte, noch weiter über das von Dillard vorgeschlagene heitere Abenteuer nachdenkend, fand er in seinem Zimmer auf dem Tische einen Brief auf schwerem und schönem Papier, der in seiner Abwesenheit von einem der Griffithsschen Diener abgegeben worden war. Er wurde noch viel interessanter dadurch, daß der Umschlag in Reliefprägung die Initialen E. G. trug. Sofort riß er ihn auf und las:

Mein lieber Neffe!

Da mein Gatte seit Ihrer Ankunft zumeist vom Hause abwesend war, ist es uns zu unserem großen Bedauern

nicht möglich gewesen, Sie schon früher bei uns zu sehen. Jetzt hat er mehr Zeit und wir würden uns sehr freuen, Sie, falls es Ihnen passen würde, am nächsten Sonntag um sechs Uhr bei uns zum Supper zu sehen. Wir sind ganz unter uns; bitte bemühen Sie sich daher auf keinen Fall, uns eine schriftliche oder telephonische Antwort zu geben. Auch Abendanzug ist nicht nötig. Aber kommen Sie, wenn Sie können; wir freuen uns sehr, Sie zu sehen.

Ihre aufrichtige Tante
Elisabeth Griffiths.

Als Clyde dies las, faßte er wieder einen höchst phantastischen und unüberlegten Mut. Denn während des ganzen bisherigen Stillschweigens, da er eine Aufgabe erfüllte, die ihm so zuwider war wie die Arbeit im Vorrichtraum, hatte ihn, der Gedanke mehr und mehr bedrückt, daß seine Sehnsucht vielleicht vergeblich war und er von einem wirklichen Verkehr mit seinen vornehmen Verwandten ausgeschlossen blieb. Aber siehe — hier war dieser großartige Brief mit seinem „Wir würden uns sehr freuen, Sie zu sehen", das anzudeuten schien, daß sie vielleicht nicht ganz so schlecht von ihm denken mochten. Mr. Samuel Griffiths war die ganze Zeit verreist gewesen; das war eben der Grund. Jetzt sollte er also seine Tante, seine Cousinen und das Innere jenes großen Hauses kennenlernen. Es war bestimmt herrlich. Wer weiß, vielleicht würden sie sogar mit ihm verkehren wollen! Aber wie sonderbar, daß dies gerade jetzt geschah, wo er die Überzeugung gewonnen hatte, daß sie nichts von ihm wissen wollten!

Infolgedessen begann sich sein Interesse und seine Neigung für Rita und noch mehr für Zella und Dillard zu verflüchtigen. Wie, er, ein Griffiths, der der hiesigen Gesellschaft angehörte, sollte seine Beziehungen zu dieser bedeutenden Familie

aufs Spiel setzen, um mit so tief unter ihm stehenden Leuten zu verkehren? Niemals! Das war ein großer Irrtum. War dieser Brief, der gerade zur rechten Zeit kam, nicht ein Beweis dafür? Glücklicherweise (und wie glücklicherweise!) war er so vernünftig gewesen, sich noch nicht weiter einzulassen, und konnte sich daher jetzt, da es sich wahrscheinlich als notwendig erweisen würde, von dem Verkehr mit Dillard allmählich zurückziehen. Nötigenfalls würde er von Mrs. Cuppy ausziehen und sagen, daß sein Onkel es ihm geraten hatte, oder irgendetwas anderes tun, aber unter keinen Umständen mit diesem Kreis noch weiter zusammenkommen. Das ging nicht an, denn es würde seine Aussichten auf diese neue Entwicklung gefährden. Statt sich jetzt um Rita und den Ausflug nach Utica zu kümmern, stellte er sich wieder einmal die Hauptzüge des Privatlebens der Familie Griffiths vor, die interessanten Orte, die sie sahen, und die interessanten Menschen, mit denen sie verkehrten. Und sofort fiel ihm die Notwendigkeit eines Fracks oder mindestens eines Smokings mit dazu passender Hose ein. Am nächsten Morgen bat er Mr. Kemerer um die Erlaubnis, zwischen elf und ein Uhr wegzugehen, und es gelang ihm in dieser Zeit für seine Ersparnisse Anzug, Hose, ein Paar Lackschuhe und einen weißseidenen Schal zu bekommen. So ausgerüstet, fühlte er sich geborgen, denn er wollte unbedingt einen guten Eindruck hervorrufen, und dachte bis zum Sonntag an nichts anderes als an das kommende Ereignis. Rita, Dillard und Zella aber waren vergessen. Ja, es war unbedingt ein Erlebnis, zu solcher Herrlichkeit zugelassen zu werden.

Störend war nur der Gedanke an Gilbert Griffiths, der ihn, wo immer er ihn traf, mit kalten, feindseligen Augen betrachtete. Vielleicht war er anwesend und würde dann bestimmt eine sehr hochmütige Haltung einnehmen, um ihn seine unter-

geordnete Stellung fühlen zu lassen, und manchmal war Clyde so schwach, sich einzugestehen, daß es ihm gelang. Wenn er, Clyde, sich aber in Gegenwart seiner Verwandten zu anmaßend benahm, würde Gilbert bestimmt versuchen, sich später in der Fabrik an ihm zu rächen. Er konnte es zum Beispiel so einrichten, daß sein Onkel nur Ungünstiges über ihn zu hören bekam. Aber natürlich, wenn er in diesem elenden Eingehsaal bleiben mußte und man ihm keine Möglichkeiten bot, wie konnte er dann erwarten, es zu etwas zu bringen oder etwas zu werden? Es war sein besonderes Pech, daß er bei seiner Ankunft diesen Gilbert finden mußte, der fast genau so aussah wie er und ihm anscheinend ganz ohne Grund so feindselig gesinnt war.

Aber trotz seinen Zweifeln beschloß er, diese Gelegenheit so gut als möglich auszunützen, und machte sich am Sonntag um sechs, ziemlich aufgeregt wegen der bevorstehenden Feuerprobe, auf den Weg nach dem Griffithsschen Hause. Als er zu dem Haupteingang kam, einem großen schmiedeeisernen Gitterbogen, hinter dem ein breiter, gewundener, ziegelbelegter Weg zu der vorderen Haustür führte, drückte er in fast zitternder Abenteurerlust die Hand auf die schwere Klinke, die das große eiserne Tor festhielt. Im Weiterschreiten hatte er das Gefühl, als richteten sich beobachtende und kritische Blicke auf ihn; vielleicht stand Mr. Samuel oder Mr. Gilbert Griffiths oder eines der beiden Mädchen hinter diesen schwerverhängten Fenstern und sah ihm zu. Aus dem unteren Stockwerk schienen einige Lichter in sanftem, einladendem Glanz.

Diese Stimmung war jedoch nur von kurzer Dauer. Bald kam ein Diener, nahm ihm seinen Mantel ab und führte ihn in das große, sehr imposante Wohnzimmer, das ihm selbst nach dem Green-Davidson ganz besonders prächtig vorkam. Zunächst sah er eine Menge schöner Möbel, schwerer kostbarer Teppiche

und Vorhänge, in dem großen hohen Kamin brannte ein Feuer, und verschiedene Lampen, eine Stehuhr und ein großer Tisch vervollständigten die Einrichtung. Augenblicklich war das Zimmer leer, aber als Clyde unruhig um sich blickte, hörte er ein Rascheln von Seide aus dem Hintergrund, wo eine große Stiege aus den oberen Räumen herunterführte. Von dort sah er Mrs. Griffiths, eine freundliche, ungelenke und verblichen aussehende Frau, auf sich zukommen. Ihr Gang war lebhaft, ihr Wesen höflich wie immer, und nach ein paar Minuten fühlte er sich ruhig und ziemlich behaglich in ihrer Gegenwart.

„Sie sind vermutlich mein Neffe?" fragte sie lächelnd.

„Ja", erwiderte Clyde einfach und infolge seiner Aufregung mit ungewohnter Würde. „Ich bin Clyde Griffiths."

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen und bei uns zu begrüßen, und meine Kinder natürlich auch", begann Mrs. Griffiths mit einer gewissen Sicherheit, die ihr der jahrelange Verkehr mit der hiesigen vornehmen Gesellschaft endlich verliehen hatte. „Bella und Gilbert sind augenblicklich nicht zu Hause, werden aber vermutlich bald erscheinen. Mein Mann wollte sich ein paar Minuten ausruhen, aber ich habe ihn eben aufstehen gehört, so daß er gleich herunterkommen muß. Wollen Sie sich nicht hierher setzen?" Sie zeigte auf einen großen zwischen ihnen stehenden Divan. „Wir sind am Sonntag fast immer allein und ich dachte mir, es wäre nett, wenn Sie gerade da zu uns kämen. Wie gefällt es Ihnen in Lycurgus?"

Sie ließ sich auf einem der großen Divans vor dem Feuer nieder, und Clyde setzte sich ziemlich unbeholfen in respektvoller Entfernung von ihr nieder.

„Danke, sehr gut", sagte er und versuchte sich ihrer Stimmung anzupassen und zu lächeln. „Ich habe natürlich noch nicht viel hier gesehen, aber das Wenige hat mir sehr gefallen.

Diese Straße ist übrigens eine der schönsten, die ich kenne", fügte er begeistert hinzu. „Die Häuser sind so groß und die Gärten so schön."

„Wir sind auch sehr stolz auf unsere Wykeagy Avenue", sagte Mrs. Griffiths lächelnd; sie konnte sich nie an Befriedigung über die Schönheit und Würde ihres eigenen Hauses in dieser Straße genugtun. Recht lange hatten sie und ihr Mann gebraucht, bis sie so weit gekommen waren! „Sie gefällt jedem, der sie sieht. Übrigens ist sie schon vor vielen Jahren angelegt worden, als Lycurgus noch nicht viel mehr als ein Dorf war, aber erst in den letzten fünfzehn Jahren ist sie zu dem geworden, was sie gegenwärtig ist."

„Jetzt müssen Sie mir aber von Ihren Eltern erzählen. Ich habe sie leider niemals kennengelernt, obwohl mein Mann natürlich oft von ihnen gesprochen hat; das heißt, von seinem Bruder," verbesserte sie sich, „denn ich glaube nicht, daß er Ihre Mutter jemals kennengelernt hat. Wie geht es Ihrem Vater?"

„Danke, es geht ihm gut", erwiderte Clyde einfach, „und Mutter auch. Sie leben jetzt in Denver. Wir waren eine Zeitlang in Kansas City, aber seit drei Jahren leben sie in Denver. Ich habe erst kürzlich einen Brief von Mutter erhalten, in dem sie schreibt, daß es allen gut geht."

„Sie stehen also in Korrespondenz mit ihr? Das ist schön." Sie lächelte freundlich, denn Clyde interessierte sie bereits und gefiel ihr im allgemeinen recht gut. Er war nett und gepflegt und sah ihrem eigenen Sohn so ähnlich, daß sie zuerst ein bißchen überrascht und verwundert gewesen war. Vielleicht war Clyde etwas größer, besser gewachsen und daher hübscher, aber das hätte sie natürlich niemals zugegeben. Denn so unduldsam und geringschätzig Gilbert sich

manchmal selbst ihr gegenüber benahm und eine Liebe äußerte, die eben so sehr Sache der Gewohnheit als wirklich vorhanden sein mochte, für sie war er doch immer eine bedeutende Persönlichkeit voll Initiative, die sich und ihre Entschlüsse über alles andere im Leben stellte. Clyde war sanfter, schwankender und verträumter. Die Kraft mußte ihr Sohn der besonderen Tüchtigkeit ihres Mannes und der Willensstärke einiger ihrer Verwandten verdanken, die Gilbert nicht unähnlich gewesen waren, während Clydes Mangel hierin wahrscheinlich von der persönlichen Bedeutungslosigkeit seiner Eltern herrührte.

Als sie diese Frage zugunsten ihres Sohnes gelöst hatte, wollte Mrs. Griffiths sich eben nach Clydes Geschwistern erkundigen, wurde aber durch den eintretenden Samuel Griffiths daran verhindert. Dieser sah Clyde, der aufgestanden war, noch einmal sehr scharf und prüfend an, und als er ihn, zumindest seiner äußeren Erscheinung nach, sehr zufriedenstellend gefunden hatte, bemerkte er:

„Na, da bist du also. Ich glaube, du bist untergebracht worden, ohne daß ich dich jemals gesehen habe."

„Ja, Mr. Griffiths," entgegnete Clyde sehr ehrerbietig und mit einer halben Verbeugung vor einem so großen Manne.

„Das ist recht. Setz dich, setz dich. Das freut mich sehr. Ich höre, daß du jetzt unten im Vorrichtraum arbeitest, kein sehr angenehmer Aufenthaltsort, aber nicht das Schlimmste für den Anfang. Auch große Leute fangen oft von unten an." Er lächelte und fuhr fort: „Ich war nicht hier, als du ankamst, sonst hätte ich mich um dich umgesehen."

„Ja, Mr. Griffiths", erwiderte Clyde, der es nicht gewagt hatte, sich zu setzen, ehe sein Onkel nicht in einen großen gepolsterten Sessel in der Nähe des Divans versunken war. Dieser fand ihn heute in dem üblichen Smoking mit einem eleganten steifen Hemd und schwarzer Krawatte noch hübscher

als zuletzt in der Klubuniform in Chicago und nicht ganz so unbedeutend und gering zu schätzen, als Gilbert getan hatte. Aber da er wußte, wie unbedingt wichtig Kraft und Energie im geschäftlichen Leben sind, und erkannte, daß es Clyde eben daran mangelte, hätte er sich mehr Tatkraft und Rührigkeit bei ihm gewünscht. Es würde ein besseres Licht auf die Familie Griffiths werfen und vielleicht auch seinen Sohn eher befriedigen.

„Gefällt dir dein jetziger Aufenthaltsort?" fragte er herablassend.

„O ja, das heißt, ich kann nicht sagen, daß er mir direkt gefällt", erwiderte Clyde ehrlich, „aber ich mache mir nichts daraus. Vermutlich kann man dort ebenso gut anfangen wie anderswo." Er wollte bei seinem Onkel gerne den Eindruck erwecken, als sei er für etwas Besseres geschaffen, und die Abwesenheit seines Vetters Gilbert gab ihm mehr Mut dazu.

„Das ist der rechte Geist", sagte Samuel Griffiths erfreut. „Ich gebe zu, daß es nicht der angenehmste Teil des Herstellungsverfahrens ist, aber er gehört zu dem Allerwichtigsten, womit man anfangen muß. Es braucht heutzutage natürlich in jedem Beruf eine gewisse Zeit, bis man es zu etwas bringt."

Clyde fragte sich, wie lange man ihn in jener dunklen Welt dort unten belassen würde. Während er noch darüber nachdachte, trat Myra ein, neugierig auf sein Wesen und Aussehen und sehr erfreut, daß er nicht so langweilig war, als Gilbert ihn geschildert hatte. Es lag etwas in Clydes Augen, etwas Nervöses, Flüchtiges, Flehendes oder Suchendes, das sie sofort fesselte und vielleicht an etwas in ihrem eigenen Wesen erinnerte, da ja auch sie keine großen gesellschaftlichen Erfolge aufzuweisen hatte.

„Myra, dies ist dein Vetter Clyde Griffiths, der junge

Mann, von dem ich euch erzählt habe", sagte Samuel Griffiths ziemlich kühl. „Meine Tochter Myra", fügte er zu Clyde gewendet hinzu.

Clyde verbeugte sich und ergriff die kühle und nicht sehr lebenskräftige Hand, die Myra ihm entgegenstreckte, aber trotzdem fühlte er, daß ihre Begrüßung herzlicher und teilnehmender war als die der anderen.

„Ich hoffe, es wird Ihnen hier gefallen", begann sie freundlich. „Wir alle haben Lycurgus gern, aber ich denke mir, daß es Ihnen nach Chicago recht unbedeutend vorkommen muß." Sie lächelte und Clyde, dem in Gegenwart aller dieser vornehmen Verwandten sehr förmlich und feierlich zumute war, erwiderte ein steifes „Danke sehr" und wollte sich eben setzen, als die äußere Tür ging und Gilbert Griffiths eintrat. Das Summen eines Motors war vorhergegangen, der vor dem großen Seiteneingang stehen geblieben war.

„Einen Augenblick, Dolge, es wird nicht lange dauern", rief Gilbert jemandem draußen zu, und indem er sich an seine Familie wendete, sagte er: „Entschuldigt, ich bin gleich wieder da."

Er lief über die hintere Stiege, um nach einiger Zeit wiederzukehren und Clyde und sogar die anderen mit demselben kalten und unfreundlichen Gesicht zu begrüßen, das jenen in der Fabrik schon so oft in Verlegenheit gebracht hatte. Er trug einen leichten sehr auffallend gestreiften Automantel mit einem Gürtel, eine dunkle Lederkappe und Handschuhe, was ihm ein fast militärisches Aussehen gab. Nachdem er Clyde sehr förmlich zugenickt und einen „Guten Tag" gesagt hatte, legte er gönnerhaft die Hand auf die Schulter seines Vaters und sagte: „Tag, Vater, Tag, Mutter. Bedaure, daß ich nicht bei euch bleiben kann, aber ich komme eben aus Amsterdam mit Dolge und Eustis, um Constance und Jacque-

line abzuholen. Bei Bridgemans wollen sie etwas unternehmen, und wenn ich nicht früher zurückkomme, so bin ich jedenfalls morgen früh im Bureau. Ist alles in Ordnung bei Ihnen, Mr. Griffiths?" fragte er seinen Vater.

„Ich kann mich nicht beklagen," erwiderte dieser, „mir scheint nur, daß du ziemlich lange aufbleiben willst."

„O nein," entgegnete der Befragte, indem er Clyde vollkommen ignorierte, „ich wollte nur sagen, daß ich drüben übernachte, wenn ich nicht bis zwei Uhr zurück bin, weiter nichts." Er klopfte seinem Vater nochmals kameradschaftlich auf die Schulter.

„Ich hoffe, daß du etwas langsamer fahren wirst als sonst", mahnte seine Mutter. „Es ist so gefährlich!"

„Fünfzehn Meilen die Stunde, Mutter, fünfzehn Meilen die Stunde. Ich kenne die Vorschriften." Er lächelte gönnerhaft.

Clyde fiel der herablassende und herrische Ton auf, der Gilberts Reden begleitete. Er war sichtlich hier wie in der Fabrik eine Persönlichkeit, mit der man rechnen mußte, und, seinen Vater ausgenommen, gab es anscheinend niemand, dem er irgendwelche Achtung entgegenbrachte. „Welche Überlegenheit!" dachte Clyde.

Wie herrlich mußte man sich als Sohn fühlen, der nichts verdienen mußte und doch so viel vorstellte, der sich so wichtig vorkam und so viel Macht und Ansehen genoß. Es war begreiflich und traf hier auch zu, daß ein solcher junger Mann sich ihm gegenüber sehr kühl und überlegen gab.

Zehntes Kapitel

Nun meldete ein Mädchen, daß das Essen bereit sei, worauf Gilbert sich sofort verabschiedete. Die anderen standen auf und Mrs. Griffiths fragte: „Hat Bella schon telephoniert?"

„Nein, gnädige Frau," erwiderte das Mädchen, „noch nicht."

„Bitte sagen Sie Mrs. Truesdale, daß sie bei Finchleys anrufen und fragen soll, ob sie dort ist. Ich lasse ihr sagen, sie möchte sofort nach Hause kommen."

Das Mädchen verschwand für einen Augenblick, während die Gesellschaft sich in das neben der Stiege liegende Speisezimmer begab. Auch dieses war ein herrlich eingerichteter Raum, ganz in hellbraun gehalten, mit einem großen Mitteltisch aus geschnitztem Nußholz, der sichtlich nur bei besonderen Gelegenheiten benützt wurde. Er war von hochlehnigen Stühlen umgeben und durch Kandelaber beleuchtet, die in gleichmäßigen Abständen auf ihm aufgestellt waren. In einem dahinterliegenden, niedrigen, aber geräumigen runden Erker, der gegen Süden in den Garten hinaus lag, war ein kleinerer Tisch für sechs Personen gedeckt. Hier sollten sie also essen, anders, als Clyde es sich aus irgendeinem Grunde vorgestellt hatte.

Ruhig sitzend, beantwortete er nun Fragen nach seiner eigenen Familie, nach seinem vergangenen und gegenwärtigen Leben: Wie alt sein Vater, seine Mutter war; wo sie vor ihrer Übersiedlung nach Denver gelebt hatten; wie viele Geschwister er besaß; wie alt seine ältere Schwester Esta war; was sie machte; was sein Vater in Kansas City getan und wie lange die Familie dort gelebt hatte.

Clyde war durch diese vielen Fragen, die ziemlich schwerfällig und feierlich von den Lippen Samuels Griffiths' und seiner Gattin kamen, nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. Aus seinen zögernden Antworten, besonders in bezug auf das Familienleben in Kansas City, schlossen beide, daß ihn einiges verwirrt hatte, und sie gaben natürlich der großen Armut ihrer Verwandten die Schuld. Denn auf die Frage: „Du hast wahrscheinlich deine Stelle in dem Hotel in Kansas City angetreten, nachdem du aus der Schule ausgetreten warst?" war er tief errötet, da ihm die Geschichte mit dem gestohlenen Auto und sein großer Mangel an richtiger Schulbildung einfiel. Jedenfalls war ihm die Verbindung seiner Person mit dem Hotelwesen in Kansas City und dem Green-Davidson nicht angenehm.

Glücklicherweise öffnete sich in diesem Augenblick die Tür und Bella trat in Begleitung zweier Mädchen ein, die er auf den ersten Blick als zu dieser Welt gehörig erkannte. Wie anders waren sie als Rita und Zella, mit denen sich seine Gedanken noch vor kurzem so störend beschäftigt hatten. Natürlich erkannte er Bella nicht, ehe sie ihre Eltern sehr vertraut begrüßt hatte. Aber jene anderen! Die eine war die von Bella und ihrer Mutter so häufig erwähnte Sondra Finchley, das eleganteste, eitelste und schönste Mädchen, das Clyde bisher gesehen hatte, und allen anderen, die er gekannt, himmelweit überlegen. Sie trug ein eng anliegendes Kostüm, das ihre Formen genau wiedergab, und einen kleinen, dunklen, tief ins Gesicht gezogenen Lederhut, während ein Lederband in derselben Farbe um ihren Hals geschlungen war. Sie führte einen französischen Bulldogg an der Leine und trug einen prachtvollen, schwarzweiß gemusterten Mantel über dem Arm, der, wenn auch nicht allzu ausgesprochen, doch den Eindruck eines eleganten Herrenüberziehers machte. In

Clydes Augen war sie das anbetungswürdigste Geschöpf, das er in seinem Leben gesehen hatte. Ihre Wirkung war zündend, aufreizend und erweckte in ihm das Gefühl, was es heißt, zu begehren und nicht zu besitzen, erreichen zu wollen und doch fast verzweifelt zu fühlen, daß es ihm nicht einmal vergönnt sein werde, auch nur einen Blick von ihr zu erhaschen.

Er stand Folterqualen aus. Einmal hatte er den dringenden Wunsch, die Augen zu schließen, um sie nicht mehr zu sehen, dann wieder wollte er sie beständig anschauen, so sehr hatte er Feuer gefangen.

Aber ob sie ihn nun gesehen hatte oder nicht, zunächst tat sie nichts dergleichen und rief nur ihrem Hund zu: „Wenn du nicht artig bist, Bissell, werde ich dich hinaustragen und dich draußen anbinden. Ich glaube, ich muß gleich wieder fort, wenn er sich nicht besser benimmt." Der Hund hatte die Katze des Hauses entdeckt und zerrte an seiner Leine, um in ihre Nähe zu gelangen.

Neben ihr stand ein Mädchen, das Clyde zwar lange nicht so gut gefiel, das aber in seiner Art ebenso hübsch und für viele ebenso anziehend war wie Sondra. Sie hatte krauses, blondes Haar, helle mandelförmige, graugrüne Augen, eine kleine graziöse, katzenartige Gestalt und die Bewegungen eines jungen Raubtieres. Sofort nachdem sie eingetreten war, wand sie sich durch das Zimmer bis an das Ende des Tisches, an dem Mrs. Griffiths saß, beugte sich zu ihr und begann zuckersüß:

„Wie geht es Ihnen, Mrs. Griffiths? Ich freue mich so, Sie wiederzusehen. Ich bin schon lange nicht hier gewesen, nicht wahr, aber Mutter und ich waren verreist. Heute ist sie mit Grant in Albany und ich habe Bella und Sondra bei Lamberts mitgenommen. Sie sind gerade bei einem gemütlichen kleinen Abendessen, nicht wahr? Wie geht es dir,

Myra?" fragte sie und faßte Myra über Mrs. Griffiths' Schulter hinweg leicht am Arm, als wäre es mehr eine Formsache als etwas anderes.

Unterdessen rief Bella, die Clyde nächst Sondra am besten gefiel: „Ach, ich bin zu spät gekommen. Bitte, nicht böse sein, Papa und Mama! Genügt das für heute?" Dann stutzte sie und schwieg in halb gespielter Bescheidenheit gleich den anderen, als hätte sie Clyde jetzt zum ersten Male bemerkt, obwohl er bei ihrem Eintritt aufgestanden war. Er war für solche Posen und äußerlichen Unterschiede überaus empfänglich und zitterte fast im Gefühl seiner eigenen Minderwertigkeit, während er darauf wartete, vorgestellt zu werden. Denn ihm bedeutete Jugend und Schönheit in einer solchen Stellung den höchsten Triumph der Weiblichkeit. Seine Neigung für Hortense Briggs (um von Rita nichts zu sagen, die lange nicht so hübsch war wie diese beiden) war der Beweis dafür, wie ein hübsches Weib ohne Rücksicht auf seinen inneren Wert auf ihn wirkte.

„Bella," sagte Samuel Griffiths umständlich, als er den noch immer stehenden Clyde bemerkte, „dein Vetter Clyde."

„O", erwiderte Bella, während ihr Clydes große Ähnlichkeit mit Gilbert auffiel. „Guten Tag! Mutter hat mir gesagt, daß Sie einen dieser Tage herkommen würden." Sie streckte ihm einige Finger entgegen und wandte sich dann an ihre Freundinnen. „Meine Freundinnen, Miß Finchley und Miß Cranston — Mr. Griffiths."

Die beiden Mädchen grüßten sehr steif und förmlich, während sie Clyde genau und ziemlich unverblümt beobachteten. „Er sieht Gilbert wirklich sehr ähnlich, findest du nicht?" flüsterte Sondra der nahe neben ihr stehenden Bertine zu. Und Bertine erwiderte: „Ich habe so etwas noch nie gesehen. Er ist nur bedeutend hübscher, nicht?"

Sondra nickte und freute sich, sowohl daß er hübscher war als Bellas Bruder, den sie nicht mochte, als darüber, daß sie ihm sichtlich Eindruck gemacht hatte, wenngleich sie das als einen schuldigen Tribut aller Jünglinge hinnahm, die sich in sie verliebt hatten. Aber nachdem sie es zur Kenntnis genommen und gesehen hatte, daß sein Blick unablässig und rettungslos auf sie gerichtet war, fand sie es überflüssig, sich zumindest augenblicklich noch weiter mit ihm zu beschäftigen. Er war ein zu bequemes Opfer. Mrs. Griffiths war nicht auf diesen Besuch gefaßt gewesen. Sie ärgerte sich zwar ein bißchen über Bella, die ihre Freundinnen um diese Stunde mitgebracht und so gleich die Frage nach Clydes hiesiger gesellschaftlicher Stellung aufgeworfen hatte, sagte aber nur: „Wollt ihr nicht eure Mäntel ablegen und euch zu uns setzen? Nadine soll für euch hier decken. Setz dich neben deinen Vater, Bella."

„Nein, wirklich nicht" — „Danke, wir sind selbst auf dem Weg nach Hause. Ich kann nicht einen Augenblick länger bleiben", tönte es aus Sondras und Bertines Munde. Aber nachdem sie nun einmal da waren und Clyde sich als so sympathisch erwiesen hatte, fanden sie ein perverses Interesse daran zu versuchen, ob irgendwelche gesellschaftlichen Talente in ihm schlummern mochten. Gilbert Griffiths war, wie sie beide wußten, bei manchen sehr unbeliebt, zunächst einmal, trotz ihrer Freundschaft mit Bella, bei ihnen selbst. Für zwei so selbstsüchtige Schönheiten zeigte er viel zu viel Initiative, Eigenwillen und zeitweilige Verachtung ihrer Person. Nach seinem Äußeren zu schließen, schien Clyde jedoch viel anpassungsfähiger, und wenn sich jetzt herausstellen sollte, daß er auf gesellschaftlich gleichem Niveau stand oder es nach der Meinung der Griffiths war, wäre er entschieden eine brauchbare Entdeckung. Jedenfalls war es wichtig, zu erfahren, ob er reich

war. Ihre Neugier wurde fast augenblicklich durch Mrs. Griffiths befriedigt, die ziemlich deutlich und absichtlich zu Bertine bemerkte: „Mr. Griffiths ist ein Neffe von uns, der aus dem Westen hierhergekommen ist, um zu sehen, ob er sich in der Fabrik meines Mannes eine Stellung schaffen kann. Er muß sich seinen Weg im Leben allein suchen, und mein Mann war so freundlich, ihm die Möglichkeit dazu zu bieten."

Clyde errötete. Die Bemerkung sollte ihn sichtlich daran denken lassen, daß seine gesellschaftliche Stellung unbedingt niedriger war als die der Griffiths und dieser Mädchen. Ihm fiel auf, wie der Blick Bertine Cranstons, der nur junge Leute mit Geld und Stellung gefielen, sich aus einem neugierigen in einen gleichgültigen verwandelte. Aber Sondra Finchley dachte nicht so nüchtern wie ihre Freundin, obwohl sie durch ihre Schönheit und den größeren Reichtum ihrer Eltern in ihrem Kreise eine viel bedeutendere Rolle spielte. Sie blickte noch einmal auf Clyde und in ihrem Gesicht stand nur der eine deutliche Gedanke zu lesen, nämlich, daß es sehr schade sei! Er war wirklich so hübsch!

Samuel Griffiths hatte Sondra besonders gerne, nicht aber Bertine, die auch Mrs. Griffiths wegen ihres allzu durchtriebenen und unaufrichtigen Wesens nicht leiden konnte, und rief nun jener zu: „Sondra, binde deinen Hund an einen dieser Stühle, lege deinen Mantel ab und setze dich her zu mir. Hier ist Platz genug für dich." Er winkte ihr, zu ihm zu kommen.

„Ich kann nicht, Onkel Samuel", rief Sondra vertraulich und demonstrativ, aber liebenswürdig, da sie sich durch diese fingierte Verwandtschaft einschmeicheln wollte. „Wir haben uns schon verspätet und Bissell will nicht artig sein. Bertine und ich müssen jetzt wirklich nach Hause."

„Ach, Papa," rief Bella rasch dazwischen, „Bertines Pferd hat sich einen Nagel eingetreten und geht heute lahm. Und weder Grant noch ihr Vater sind zu Hause. Deshalb möchte sie dich fragen, ob du weißt, was man dagegen machen soll."

„Welcher Huf ist es?" fragte Griffiths teilnehmend, während Clyde Sondra so viel als möglich weiter anstarrte. Er fand sie entzückend, ihre Stumpfnase war so winzig und ihre Oberlippe so schelmisch aufwärts gewölbt.

„Der linke Vorderhuf. Ich bin gestern nachmittag auf der East Kingston Road geritten, Jerry hat ausgeschlagen und muß sich einen Splitter eingetreten haben, aber John kann ihn anscheinend nicht finden."

„Haben Sie ihn noch lange geritten?"

„Ungefähr acht Meilen, den ganzen Rückweg."

„Nun, am besten lassen Sie ihm von John eine Einreibung machen und einen Verband anlegen und rufen den Tierarzt. Es wird sicher wieder gut werden."

Sie machten keine Miene aufzubrechen, und Clyde, der sich selbst überlassen war, überlegte, was diese Menschen für ein leichtes, herrliches Leben führen mußten. Hier saßen sie, sichtlich ohne Sorgen, sprachen von Häusern, die sie bauten, Pferden, die sie ritten, Leuten, die sie getroffen, Orten, die sie gesehen hatten, und Dingen, die sie tun wollten. Und Gilbert, der erst vor kurzem weggegangen war, um eine Autofahrt mit ein paar jungen Leuten zu unternehmen, Bella, seine Cousine, die mit ihren Freundinnen in den schönen Häusern dieser Straße spielte, während er in ein kleines Zimmer im dritten Stock bei Mrs. Cuppy verbannt war und keine Menschenseele hatte, die er besuchen konnte! Und dabei hatte er nur fünfzehn Dollar wöchentlich zum Leben und würde am nächsten Morgen wieder im Souterrain arbeiten, während jene Mädchen zu neuen Vergnügungen aufstanden. Und weit

weg in Denver lebten seine Eltern in ihrer Herberge und Mission, die er hier nicht einmal genau zu beschreiben wagte!

Die beiden Mädchen erklärten plötzlich, daß sie fort müßten, und er blieb wieder mit den Griffiths allein. Er fühlte sich äußerst deplaciert und vernachlässigt, denn Samuel Griffiths, seine Frau und Bella und vielleicht auch Myra waren anscheinend der Ansicht, daß ihm nichts als ein Blick in jene Welt gestattet war, der er nicht angehörte und in die er durch seine Armut auch nicht paßte, so sehr er von einem Beisammensein mit drei so wunderbaren Geschöpfen träumen mochte. Tiefe Traurigkeit überkam ihn und seine Stimmung und sein Blick verdüsterten sich so sehr, daß nicht nur der Hausherr, sondern auch seine Frau und Myra es bemerkten. Ach, wenn er nur diese Welt betreten, einen Weg zu ihr finden könnte! Aber von allen war es nur Myra, die ahnte, wie einsam und betrübt ihm zumute war, und als man aufstand, um in das große Wohnzimmer zurückzukehren, und Samuel Bella schalt, daß sie ihre Familie immer warten ließ, war sie es, die zu ihm trat und sagte: „Ich glaube, wenn Sie erst länger hier sind, wird Ihnen Lycurgus wahrscheinlich besser gefallen als jetzt. Es gibt eine Menge hübscher Orte in der Nähe, die Seen und die Adirondacks, die ungefähr siebzig Meilen nördlich von hier liegen, und wenn es erst Sommer ist und wir in Greenwood sind, werden sich Vater und Mutter sicher freuen, wenn Sie manchmal zu uns hinauskommen."

Sie war gar nicht überzeugt davon, aber wie immer es auch sein mochte, unter diesen Umständen mußte sie es Clyde sagen. Und da er sich in ihrer Gegenwart am wohlsten fühlte, sprach er mit ihr, so viel er konnte, ohne Bella und die anderen zu vernachlässigen, bis er sich um halb zehn so vereinsamt und unglücklich fühlte, daß er aufstand. Er sagte, daß er nun gehen müsse, um am nächsten Morgen nicht zu spät in die

Fabrik zu kommen, und Samuel Griffiths begleitete ihn bis zur Haustür und sperrte ihm auf. In der Empfindung, daß Clyde trotz seinem sympathischen Wesen nicht nur von seiner Familie, sondern ebenso von ihm selbst wegen seiner Armut vernachlässigt werden würde, sagte er, so herzlich er konnte, um ihn dadurch irgendwie zu entschädigen: „Es ist ganz hübsch hier draußen, nicht wahr? Die Wykeagy Avenue hat noch nicht gezeigt, was sie kann, weil es noch kein rechter Frühling ist. Aber in ein paar Wochen —" er sah fragend nach dem Himmel und sog die Aprilluft ein — „dann mußt du einmal herauskommen. Dann wird hier alles blühen und du wirst sehen, daß es wirklich hübsch ist. Gute Nacht."

Er lächelte freundlich und legte sehr viel Herzlichkeit in seinen Ton, und Clyde dachte von neuem, daß, wie immer Gilberts Haltung auch sein mochte, dessen Vater ihm bestimmt nicht ganz gleichgültig gegenüberstand.

Elftes Kapitel

Die Tage vergingen, und obwohl die Griffiths nichts von sich hören ließen, war Clyde doch geneigt, die Bedeutung dieses einen Zusammentreffens zu überschätzen und von Zeit zu Zeit von wunderbaren Begegnungen mit jenen Mädchen zu träumen. Wie herrlich, wenn sich ein Liebesabenteuer mit einer von ihnen daraus entwickeln könnte. Was war das für eine wunderbare Welt, in der sie lebten! Diese Schönheit und der Luxus, verglichen mit seinem eigenen Leben! Dillard, Rita — ach was! Sie waren einfach tot für ihn. In seiner jetzigen Stellung sehnte er sich nur nach diesem einen und wurde so abweisend als möglich gegen Dillard, was ihm jenen Burschen nach und nach gänzlich entfremdete. Dillard sah in Clyde einen Snob, und das war er auch, hätte er nur das Ziel seiner Wünsche erreichen können. Aber die Zeit verging, er hatte nichts als seine Arbeit und durch das tägliche Einerlei, die schlechte Bezahlung und den Verkehr mit den ziemlich tiefstehenden Leuten im Vorrichtraum wurde er endlich so niedergeschlagen, daß er nicht so sehr überlegte, zu Dillard und Rita zurückzukehren, an die er jetzt nicht gerne dachte, als diesen Versuch hier aufzugeben und nach Chicago oder New York zu gehen, da er überzeugt war, im Notfall in irgendeinem Hotel Arbeit zu finden. Aber wie um seinen Mut neu zu beleben und seine Träume wahr zu machen, ereignete sich jetzt etwas, das ihn glauben ließ, er beginne in der Wertschätzung der Griffiths, Vater und Sohn, zu steigen, ob sie sich nun die Mühe nahmen, ihn einzuladen oder nicht. An einem schönen Frühlingssamstag beschloß Samuel Griffiths mit Joshua

Whiggam einen Rundgang durch die gesamte Fabrik zu machen. Als er gegen Mittag in den Vorrichtraum kam, sah er zum ersten Male und mit einigem Mißvergnügen Clyde in Hemd und Hose an der Aufnahmeseite zweier Vorrichtrahmen stehen — sein Neffe hatte zu jener Zeit bereits die notwendige Geschicklichkeit erlangt, um zu „beschicken" und „abzunehmen". In Erinnerung an Clydes besonders nette und wohlgefällige Erscheinung, die ihm sowohl in Chicago als vor einigen Wochen zuhause aufgefallen war, empfand Samuel Griffiths den Kontrast sichtlich unangenehm. Fast ebensosehr wie sein Sohn hielt er nicht nur auf den Namen, sondern auf die Stellung der Griffiths vor den Angestellten der Fabrik und vor der Welt im allgemeinen, und Clyde, der Gilbert so ähnlich sah, hier in Hemd und Hose unter diesen Männern arbeiten zu sehen, brachte ihm stärker als je zuvor die Tatsache zum Bewußtsein, daß es sich um seinen Neffen handelte, der nicht gezwungen sein sollte, solche rein körperliche Arbeit noch länger zu verrichten. Es könnte gegenüber den anderen Angestellten so aussehen, als wäre er ungebührlich gleichgültig gegen die Verpflichtungen einer solchen Verwandtschaft. Ohne indes Whiggam oder sonst jemandem ein Wort hierüber zu sagen, wartete er, bis sein Sohn am Montag morgen von einem Ausflug wieder in die Stadt zurückgekehrt war, rief ihn zu sich in sein Bureau und bemerkte:

„Ich habe am Samstag einen Rundgang durch die Fabrik gemacht und Clyde noch immer unten im Vorrichtraum gefunden."

„Was meinst du, Vater?" antwortete Gilbert, neugierig, warum sein Vater gerade jetzt Clyde auf so besondere Art erwähnte. „Auch andere haben vor ihm dort gearbeitet, ohne daß es ihnen geschadet hätte!"

„Mag sein, aber sie waren nicht meine Neffen und sahen

dir nicht so ähnlich wie er." Das war eine Bemerkung, die Gilbert gründlich ärgerte. „Es geht nicht, sage ich dir. Es kommt mir nicht ganz gerecht vor und ich fürchte, es wird auch allen jenen nicht gerecht vorkommen, denen es auffällt, wie ähnlich er dir sieht, und die wissen, daß er dein Vetter und mein Neffe ist. Es ist mir zuerst nicht so sehr zum Bewußtsein gekommen, weil ich nicht unten gewesen bin, aber ich halte es nicht für gut, ihn noch länger bei dieser Art Arbeit zu belassen. Wir werden eine Änderung treffen und ihn irgendwo anders hinstellen müssen, wo er anständiger aussehen kann."

Er zog Stirn und Augenbrauen in Falten. Der Eindruck, den Clyde in seinen alten Kleidern mit schweißbedeckter Stirne auf ihn gemacht hatte, war kein angenehmer gewesen.

„Laß dir erklären, wie es steht, Papa", beharrte Gilbert, wegen seines inneren Widerstandes gegen Clyde ängstlich bemüht, ihn wenn möglich unten zu belassen. „Ich weiß nicht, ob ich jetzt einen anderen geeigneten Posten für ihn finden kann, zum mindesten nicht, ohne jemanden zu versetzen, der schon lange hier ist und sich sehr geplagt hat, es so weit zu bringen. Er hat keinerlei Vorbildung als seine jetzige Arbeit."

„Das weiß ich nicht und das geht mich auch nichts an", erwiderte der ältere Griffiths, der die leise Eifersucht und Abneigung seines Sohnes gegen Clyde fühlte. „Das ist keine Stelle für ihn und ich mag ihn dort nicht länger wissen. Er ist lange genug unten gewesen und ich kann es nicht brauchen, daß der Name irgendeines Familienmitgliedes etwas anderes bedeutet, als es jetzt der Fall ist, nämlich Vorsicht, Tüchtigkeit, Energie und ruhigen Blick. Das ist für das Geschäft nicht gut. Alles andere ist ein Risiko, verstehst du?"

„Gewiß, ich verstehe dich vollkommen, Vater."

„Nun, dann tue, was ich dir sage. Sprich mit Whiggam und suche eine andere Stelle für ihn, und zwar weder als

Hilfsarbeiter noch als Stückarbeiter. Es war von Anfang an ein Fehler, ihn dort unterzubringen. Es muß irgendeine kleine Stelle in einer der Abteilungen geben, wo er als irgendein Leiter, als erster, zweiter oder dritter Assistent hineingesteckt, einen anständigen Anzug tragen und nach etwas aussehen kann. Wenn es notwendig ist, schicke ihn mit vollem Gehalt auf Urlaub, bis du etwas Passendes für ihn gefunden hast, aber ich will, daß er versetzt wird. Nebenbei, wieviel bekommt er jetzt?"

„Ich glaube, ungefähr fünfzehn Dollar", erwiderte Gilbert nachgiebig.

„Nicht genug, wenn er hier richtig auftreten soll. Erhöhe ihn lieber auf fünfundzwanzig. Es ist mehr, als er verdient, aber das ist eben nicht zu ändern. Er muß genug zum Leben haben, so lange er hier ist, und lieber will ich ihm von jetzt an so viel geben, als daß jemand glauben könnte, er würde ungerecht von uns behandelt."

„Gut, gut, Vater. Bitte, sei nicht böse", bat Gilbert, der seines Vaters Ärger bemerkt hatte. „Ich bin nicht allein schuld daran. Als ich dir diesen Vorschlag zuerst machte, warst du einverstanden, erinnerst du dich noch? Aber ich glaube, du hast recht. Überlasse es nur mir, ich werde bestimmt eine ordentliche Stelle für ihn finden."

Er ging auf die Suche nach Whiggam und überlegte unterdessen, wie er es zustande bringen könnte, dies Clyde als eine ihm erwiesene Gnade und nicht als Anerkennung seiner Verdienste empfinden zu lassen, ohne ihm andererseits Gelegenheit zu geben, sich wichtig zu fühlen. Nach einer sehr diplomatischen Eröffnung von seiten Gilberts dachte Whiggam sofort angestrengt nach, kratzte sich den Kopf, ging fort und kehrte nach einiger Zeit mit folgender Mitteilung wieder: Das einzige, was er bei Clydes offenkundigem Mangel an Vorbildung wüßte,

wäre die Stelle eines Assistenten von Mr. Liggett. Dieser führte die Aufsicht über fünf große Nähsäle im fünften Stockwerk und hatte eine eigene kleine, keinerlei Vorbildung erheischende Abteilung unter sich, die die besondere Überwachung durch einen Aufseher oder eine Aufseherin erforderte.

Dies war das Stempelzimmer, ein abgeteilter Raum neben den Nähsälen, wohin täglich fünfundsiebzig- bis hunderttausend Dutzend ungenähter Kragen von verschiedener Form und Größe gelangten. Hier wurden sie nach Angabe der angehefteten Zettel oder Weisungen je nach Größe und Schnitt von einer Schar junger Mädchen abgestempelt. Die einzige Aufgabe des hier beschäftigten Hilfsleiters bestand, wie Gilbert wußte, außer der Aufrechterhaltung der nötigen Ruhe und Ordnung darin, daß er auf den ununterbrochenen Fortgang des Stempelns zu achten hatte. Ebenso mußten die fünfundsiebzig- bis hunderttausend Dutzend Kragen, nachdem sie abgestempelt und den Näherinnen im Nebensaale übergeben waren, richtig in ein Buch eingetragen und schließlich jedes Dutzend jedem Mädchen richtig vermerkt werden, damit ihr Gehalt ihrer Arbeit entsprach.

Zu diesem Zwecke war ein kleiner Schreibtisch mit verschiedenen Büchern für die einzelnen Größen und Formen vorhanden. Auch die Zettel der Zuschneider wurden dem Aufseher dutzendweise übergeben und auf Spindeln geordnet, nachdem die Mädchen sie von den Bündeln abgenommen hatten. Es war eigentlich nicht mehr als eine kleine Buchhalterstelle, die bis jetzt je nach den Umständen von jungen oder alten Männern, von jungen Mädchen oder älteren Frauen ausgefüllt worden war.

Was Whiggam bei Clyde befürchtete und worauf er Gilbert bei dieser Gelegenheit sofort aufmerksam machte, war, daß jener wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit vielleicht zu-

nächst kein so strenger und genauer Abteilungschef sein würde, als die Arbeit es erforderte. Es seien nur junge und zum Teil recht hübsche Mädchen dort; wäre es klug, einen jungen Mann von Clydes Jahren und Aussehen unter so viel Frauen zu versetzen? Denn empfänglich, wie er es in seinem Alter wohl sein könnte, würde er sich vielleicht als zu nachgiebig und nicht streng genug erweisen. Die Mädchen könnten ihn ausnützen, und wenn dies geschähe, könne man ihn unmöglich sehr lange dort belassen. Immerhin sei diese Stelle derzeit unbesetzt und gegenwärtig die einzig freie in der ganzen Fabrik. Könne man ihn nicht vorläufig versuchsweise versetzen? Vielleicht wüßten Mr. Liggett oder er selbst binnen kurzem eine andere Stelle und man würde ja sehen, ob er für diese Arbeit geeignet sei oder nicht. In letzterem Falle sei ein Wechsel leicht zu bewerkstelligen.

So wurde Clyde an demselben Montag um drei Uhr nachmittag verständigt und nach Gilberts System nach viertelstündigem Warten vor seine hohe Person vorgelassen.

„Nun, wie geht es Ihnen an Ihrem jetzigen Aufenthaltsort?" fragte Gilbert kühl und streng.

Und Clyde, der durch die Gegenwart seines Vetters jedesmal unfehlbar eingeschüchtert wurde, antwortete mit schwachem Versuch eines Lächelns:

„Immer gleich, Mr. Griffiths. Ich kann nicht klagen. Ich arbeite ganz gern, ich glaube, ich lerne auch etwas dabei."

„Sie glauben nur?"

„Natürlich weiß ich, daß ich einiges gelernt habe", fügte Clyde leicht errötend hinzu. Er fühlte einen heftigen Groll in seinem Innern aufsteigen, während er sich gleichzeitig zu einem halb liebenswürdigen, halb entschuldigenden Lächeln zwang.

„Das klingt schon besser. Es ist fast ausgeschlossen, so lange

unten zu sein wie Sie und nicht zu wissen, ob man etwas gelernt hat oder nicht." Da er fühlte, daß er zu schroff gewesen, milderte er seinen Ton und fügte hinzu: „Aber nicht deswegen habe ich um Sie geschickt. Ich möchte über etwas anderes mit Ihnen sprechen. Sagen Sie, haben Sie jemals in Ihrem Leben über jemanden außer über sich selbst die Aufsicht geführt?"

„Ich verstehe nicht ganz", erwiderte Clyde, der vor Aufregung und Verlegenheit die Frage nicht ganz erfaßte.

„Ich meine, hat jemand unter Ihnen gearbeitet, haben Sie ein paar Leute in irgendeiner Abteilung geleitet? Sind Sie Aufseher oder Hilfsaufseher gewesen?"

„Nein, niemals", erwiderte Clyde, vor Aufregung fast stotternd. Denn Gilbert sprach sehr streng und kühl und äußerst geringschätzig. Nun, da ihm die Frage klar war, kam ihm gleichzeitig ihre Bedeutung zum Bewußtsein. Trotz der Strenge seines Vetters und seiner abweisenden Art begriff er, daß seine Vorgesetzten daran dachten, ihn zum Aufseher zu machen, ihm Leute zu unterstellen. Es mußte so sein. Sofort begannen seine Hände und Ohren zu kribbeln und seine Haarwurzeln zu brennen. „Ich habe es in Hotels und Klubs gesehen und glaube es zu können, wenn ich es versuchen dürfte." Er war jetzt dunkelrot und seine Augen leuchteten.

„Das ist nicht dasselbe, absolut nicht dasselbe", beharrte Gilbert schroff. „Sehen und Können sind zwei ganz verschiedene Dinge. Jemand ohne Erfahrung kann eine Menge glauben, aber wenn es zum Handeln kommt, versagt er. Jedenfalls ist es eine Sache, die jemanden braucht, der sie kann." Kritisch und spöttisch starrte er auf Clyde, während dieser sich in dem Glauben beruhigte, er habe sich geirrt und es sei gar nicht wahr, daß man etwas für ihn tun wolle. Seine Wangen erlangten ihre natürliche Blässe wieder und

das Leuchten verschwand aus seinen Augen. „Ich glaube, Sie haben recht", stimmte er bei.

„Sie brauchen in diesem Falle nichts zu glauben, Sie wissen. Das ist es ja mit den Leuten, die nichts wissen, sie glauben immer."

Tatsächlich war Gilbert so sehr darüber erregt, daß er eine Stelle für seinen Vetter suchen sollte, noch dazu, obwohl dieser nichts getan hatte, um sie zu verdienen, daß er nur mühsam seinen Ärger unterdrückte.

„Sie haben recht, ich weiß es", sagte Clyde versöhnlich, da er noch immer auf die angedeutete Beförderung hoffte.

„Es handelt sich um folgendes", fuhr Gilbert fort. „Als Sie damals herkamen, hätte ich Sie in der Buchhaltung der Fabrik unterbringen können, wenn Sie die erforderliche Vorbildung gehabt hätten." Das Wort „erforderliche Vorbildung" erschreckte und bedrückte Clyde, der kaum begriff, was darunter gemeint war. „Wie die Dinge standen, konnten wir nur unser möglichstes tun", fuhr Gilbert gelangweilt fort. „Wir wußten, daß es unten nicht erfreulich sein würde, aber wir konnten damals nichts anderes für Sie finden." Er trommelte mit den Fingern auf seinem Schreibtisch. „Der Grund, warum ich Sie heute hierher berufen habe, ist folgender: Ich möchte mit Ihnen über eine freie Stelle in einer unserer oberen Abteilungen sprechen, von der wir — mein Vater und ich — gedacht haben, daß Sie sie möglicherweise ausfüllen könnten." Clydes Lebensgeister hoben sich erstaunlich. „Sowohl mein Vater als ich wollten schon seit einiger Zeit etwas für Sie tun," fuhr Gilbert fort, „aber wie gesagt, Ihr Mangel an Vorbildung hat es uns beiden sehr erschwert. Sie haben weder eine kaufmännische noch eine gewerbliche Vorbildung und das macht die Sache doppelt schwierig." Er hielt lange genug inne, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen und in Clyde

das Gefühl zu erwecken, daß er ein Eindringling sei. „Aber da wir es für richtig finden, Sie hier zu behalten," fügte er nach einigen Augenblicken hinzu, „haben wir beschlossen, Sie probeweise bei etwas Besserem als Ihrer jetzigen Tätigkeit anzustellen. Sie können nicht dauernd unten bleiben. Jetzt will ich Ihnen ein paar Worte über das sagen, was ich im Sinne habe." Und er begann, auf das Wesen der Arbeit im fünften Stock einzugehen.

Dann schickte er um Whiggam, und als dieser erschien und Clydes Begrüßung erwidert hatte, bemerkte Gilbert: „Whiggam, ich habe eben meinem Vetter unser Gespräch von heute morgen erzählt und was ich Ihnen über unsere Absicht gesagt habe, ihn probeweise als Leiter jener Abteilung anzustellen. Ich wäre Ihnen daher sehr verbunden, wenn Sie ihn jetzt zu Mr. Liggett führen und ihm durch diesen oder jemand anderen die dortige Arbeit erklären lassen wollten." Er wendete sich seinem Schreibtisch zu. „Nachher können Sie ihn mir zurückschicken, ich will dann weiter mit ihm sprechen."

Er stand auf und entließ sie beide mit einem hochmütigen Nicken. Whiggam hegte noch immer Zweifel wegen des Experimentes, aber da er keine Ahnung hatte, was aus Clyde werden sollte, gab er sich große Mühe, sich ihm angenehm zu erweisen, und führte ihn in Mr. Liggetts Stockwerk. Dort wurde Clyde inmitten des Dröhnens der Maschinen am äußersten Ende des Gebäudes in einen viel kleineren Raum geführt, der von dem großen Saal nur durch eine Schranke getrennt war. Hier saßen fünfundzwanzig Mädchen und ihre Helferinnen mit ihren Körben, alle bestrebt, mit dem Strom ungenähter Kragen fertig zu werden, der unaufhörlich durch die Öffnungen aus dem darüberliegenden Stockwerk sich ergoß.

Nachdem Clyde Mr. Liggett vorgestellt worden, wurde er zu einem abseits stehenden Schreibtisch geführt, an dem ein kleines,

untersetztes und nicht sehr hübsches Mädchen seines Alters saß, das sich erhob, als sie näher traten.

„Dies ist Miß Todd, die die Abteilung seit ungefähr zehn Tagen in Mrs. Angiers Abwesenheit leitet", sagte Whiggam. „Miß Todd, ich möchte Sie bitten, Mr. Griffiths so schnell und so klar als möglich zu erklären, was Sie hier machen. Später, wenn er heraufkommt, möchte ich, daß Sie ihm helfen, bis er sieht, worauf es ankommt, und selbständig arbeiten kann. Nicht wahr, ich kann mich auf Sie verlassen?"

„Gewiß, Mr. Whiggam, ich werde es sehr gerne tun", erwiderte Miß Todd und begann sogleich, die Bücher zur Hand zu nehmen und Clyde das Eintragen der eingelaufenen und abgelieferten Posten sowie Art und Weise des Stempelns zu erklären; ferner, wie die Korbmädchen die aus den Öffnungen herabfallenden Kragen auffingen und sie gleichmäßig nach den Erfordernissen der Mädchen verteilten und wie andere Korbmädchen sie nach erfolgtem Stempeln zu den Näherinnen hinaustrugen. Die Tätigkeit fesselte Clyde ungeheuer, er fühlte sich ihr auch gewachsen, nur war es ihm ein sonderbares Gefühl, der einzige Mann in einem Raum mit so zahlreichen weiblichen Wesen zu sein. Es waren ihrer so viele, Hunderte von Frauen und Mädchen, deren Reihen sich weit hinten zwischen den weißen Säulen und Wänden an der Ostseite des Gebäudes verloren. Große Fenster, die vom Boden bis zur Decke reichten, ließen eine Flut von Licht herein. Die Mädchen waren nicht alle hübsch, wie er von der Seite bemerken konnte, während zuerst Miß Todd, dann Whiggam und zuletzt sogar Liggett es unternahmen, ihm alles zu erklären.

„Die Hauptsache ist," sagte Whiggam nach einiger Zeit, „daß keine Irrtümer unterlaufen betreffs der Zahl der vielen Tausende von Kragen, die herunterkommen und abgestempelt werden; ebenso, daß es keinen Aufenthalt beim Stempeln und

Weitergeben an die Näherinnen gibt. Auch die Eintragungen über die Leistungen der Mädchen müssen sehr genau geführt werden, damit keine Fehler wegen ihrer Arbeitszeit entstehen."

Endlich begriff Clyde, was von ihm verlangt wurde und unter welchen Bedingungen er arbeiten sollte. Er war sehr aufgeregt, aber wenn jenes Mädchen die Arbeit verrichten konnte, mußte es auch ihm gelingen. Und da Liggett und Whiggam wegen seiner Verwandtschaft mit Gilbert sehr freundlich zu ihm waren, bestanden sie darauf, dazubleiben, und äußerten sich dahin, daß es nach ihrer Meinung nichts war, was er nicht leisten konnte. Nach einer Weile kehrte er zu Gilbert zurück. Gleich bei seinem Eintreten fragte dieser: „Nun, was sagen Sie? Ja oder nein? Glauben Sie, daß Sie es leisten können, oder nicht?"

„Ich weiß, daß ich es kann", erwiderte Clyde mit einem für ihn sehr großen Aufwand an Mut, aber mit der inneren Überzeugung, daß er sich nur bewähren konnte, wenn ihm das Schicksal gnädig war. Es gab so viel zu berücksichtigen: das Wohlwollen aller über und unter ihm Stehenden — würden sie ihm aber dauernd wohlwollen?

„Nun gut. Nehmen Sie Platz", fuhr Gilbert fort. „Ich möchte gerne noch weiter mit Ihnen über jene Arbeit sprechen. Sie erscheint Ihnen leicht, nicht wahr?"

„Ich kann nicht behaupten, daß sie mir gerade leicht erscheint", entgegnete Clyde etwas blaß und aufgeregt, denn er fühlte, daß dies in Anbetracht seiner Unerfahrenheit eine äußerst seltene Gelegenheit war, die seine ganze Geschicklichkeit und seinen ganzen Mut erfordern würde, um sie festzuhalten. „Trotzdem glaube ich, sie leisten zu können. Ich bin überzeugt, daß ich es kann, und würde es gerne versuchen."

„Das klingt etwas besser", erwiderte Gilbert kurz, aber freundlich. „Jetzt möchte ich Ihnen noch etwas sagen: Ver-

mutlich haben Sie nie gedacht, daß es einen Raum mit so vielen Frauen geben könne, nicht wahr?"

„Nein", antwortete Clyde. „Ich hatte wohl gehört, daß sie sich irgendwo im Hause befänden, aber ich wußte nicht genau, wo."

„Diese Fabrik wird vom Keller bis zum Dachboden eigentlich von Frauen betrieben", fuhr Gilbert fort. „Ich glaube sagen zu können, daß in der Konfektionsabteilung ein Mann auf zehn Frauen kommt. Deshalb müssen wir hier jeden, dem wir irgendwelche Verantwortung zugestehen, in bezug auf seine moralischen und religiösen Ansichten kennen. Wenn Sie nicht mit uns verwandt wären und wir dadurch nicht etwas über Sie wüßten, würden wir nie daran denken, Sie oben oder sonst wo in der Fabrik über jemand anderen zu stellen. Aber glauben Sie nicht, daß wir Sie wegen dieser Verwandtschaft nicht streng verantwortlich für Ihr eigenes Betragen machen werden, ebenso wie für alles, was bei Ihnen vorgeht. Wir werden es gewiß und um so mehr tun, als Sie mit uns verwandt sind. Verstehen Sie auch, warum es geschieht und was der Name Griffiths hier bedeutet?"

„Gewiß, Mr. Griffiths", antwortete Clyde.

„Gut", fuhr Gilbert fort. „Bevor wir jemandem irgendwelche Autorität übertragen, müssen wir vollkommen überzeugt sein, daß er sich als Gentleman betragen und die hier anwesenden Frauen immer angemessen behandeln wird. Wenn deshalb ein junger oder auch ein alter Mann daherkommt und glaubt, daß er, weil es hier Frauen gibt, herumtändeln und seine Arbeit vernachlässigen und Liebesgeschichten anfangen kann, ist seines Bleibens hier nicht. Die Männer und Frauen, die für uns arbeiten, müssen die Überzeugung haben, daß sie immer bloß Angestellte sind, und diese Überzeugung auch auf die Straße mitnehmen. Wenn sie es nicht tun und uns das

zu Ohren kommt, sind sie für uns erledigt. Wir brauchen sie nicht und wir wollen sie nicht, und wenn sie einmal für uns erledigt sind, dann bleibt es auch dabei." Er hielt inne und sah Clyde an, als wollte er sagen: ‚Ich hoffe, ich habe mich klar ausgedrückt. Wir wollen niemals irgendwelche Unannehmlichkeiten mit Ihnen haben.'

Und Clyde erwiderte: „Ich verstehe. Ich halte es auch für vollkommen richtig und weiß, daß es so sein soll."

„Und sein muß", fügte Gilbert hinzu.

„Und sein muß", wiederholte Clyde.

Dabei überlegte er aber, ob es wirklich so war, wie Gilbert gesagt hatte. Hatte er nicht schon manches über die Fabrikarbeiterinnen reden gehört? Bewußt brachte er sich jedoch in diesem Augenblick mit keinem der Mädchen dort oben in Verbindung. Er war der Ansicht, daß es wegen seiner besonderen Vorliebe für das weibliche Geschlecht am besten wäre, gar nichts mit ihnen zu tun zu haben, mit keiner zu sprechen und eine so kühle und abweisende Haltung einzunehmen, wie Gilbert sie ihm geschildert. Es mußte so sein, wenn er seine Stelle hier behalten wollte, wozu er jetzt fest entschlossen war, er mußte sich so betragen, wie sein Vetter es wünschte.

„Ich möchte nun von Ihnen wissen," fuhr Gilbert fort, als wollte er Clydes Gedanken ergänzen, „ob ich mich darauf verlassen kann, daß Sie ruhiges Blut bewahren, gewissenhaft Ihrer Pflicht nachkommen und sich durch das Arbeiten unter einer Menge Frauen und Mädchen nicht den Kopf verdrehen lassen werden, falls ich Sie probeweise in diese Abteilung versetze."

„Ja, Mr. Griffiths, das können Sie", entgegnete Clyde, dem seines Vetters präzise Frage großen Eindruck gemacht hatte, obwohl er nach seinen Erfahrungen mit Rita einige Zweifel hegte.

„Jetzt ist der Moment, es zu sagen, falls Sie es nicht können", beharrte Gilbert. „Sie sind unser Blutsverwandter und unser Stellvertreter, der zu unserer Unterstützung hier ist, insbesondere in einer solchen Stellung. Niemals darf irgendetwas nicht vollkommen Einwandfreies in Verbindung mit Ihnen auftauchen. Sie müssen sich also von heute an in acht nehmen und Ihre Schritte überwachen. Es darf nicht das geringste vorkommen, das ungünstig beurteilt werden könnte, verstehen Sie mich?"

„Ja," antwortete Clyde feierlich, „ich verstehe. Ich werde mich angemessen betragen oder das Unternehmen verlassen." In diesem Augenblick war er überzeugt, es zu können und durchzuführen: die vielen Mädchen und Frauen dort oben schienen ihm weit entfernt und gänzlich unwichtig zu sein.

„Gut. Nun will ich Ihnen sagen, was ich sonst noch von Ihnen haben will. Ich möchte, daß Sie für heute verschwinden und nach Hause gehen, damit Sie das alles überschlafen und gut überlegen. Morgen früh kommen Sie wieder, und wenn Sie noch derselben Meinung sind, gehen Sie hinauf zur Arbeit. Sie werden von heute an fünfundzwanzig Dollar Gehalt beziehen und sollen nett und reinlich gekleidet gehen, um den anderen Abteilungsleitern ein Beispiel zu geben."

Kalt und abweisend stand er auf, aber Clyde fühlte sich so gehoben und begeistert durch die plötzliche Gehaltserhöhung und den Rat, sich gut zu kleiden, und war seinem Vetter so dankbar, daß er ihm gern ein freundliches Wort darüber gesagt hätte. Wohl war er ein harter, kalter und hochmütiger Mensch, aber ebenso wie sein Vater mußte er doch etwas von ihm halten, denn sonst wäre dies doch niemals — und noch dazu so schnell — für ihn geschehen. Und sollte er sich später mit ihm anfreunden und sein Wohlwollen gewinnen, wie gut würde es ihm dann hier gehen, was für geschäftliche

und gesellschaftliche Erfolge mochten ihm dann nicht bevorstehen!

Er war in so gehobener Stimmung, daß er eiligen und munteren Schrittes die große Fabrik verließ, fest entschlossen, sich für Beruf und Leben auf die Probe zu stellen und sich von nun an — komme, was da wolle — auch so zu benehmen, wie sein Onkel und sein Vetter es sichtlich von ihm erwarteten; kühl, sogar kalt und nötigenfalls strenge gegen die Mädchen und Frauen jener Abteilung, ohne weitere Beziehungen, ähnlich jenen zu Dillard und Rita, wenigstens nicht innerhalb der nächsten Zeit.

SCHEELE MEMORIAL LIBRARY
3 6655 00028493 5
PS3507.R55 A73
Dreiser, Theodore, /Amerikanis

PS 3507 .R55 A73 v. 1
Dreiser, Theodore,
1871-1945.
Eine amerikanische trag¨odie

DATE DUE

PS 3507 .R55 A73 v. 1
Dreiser, Theodore,
1871-1945.
Eine amerikanische trag¨odie

DATE DUE | BORROWER'S NAME

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708